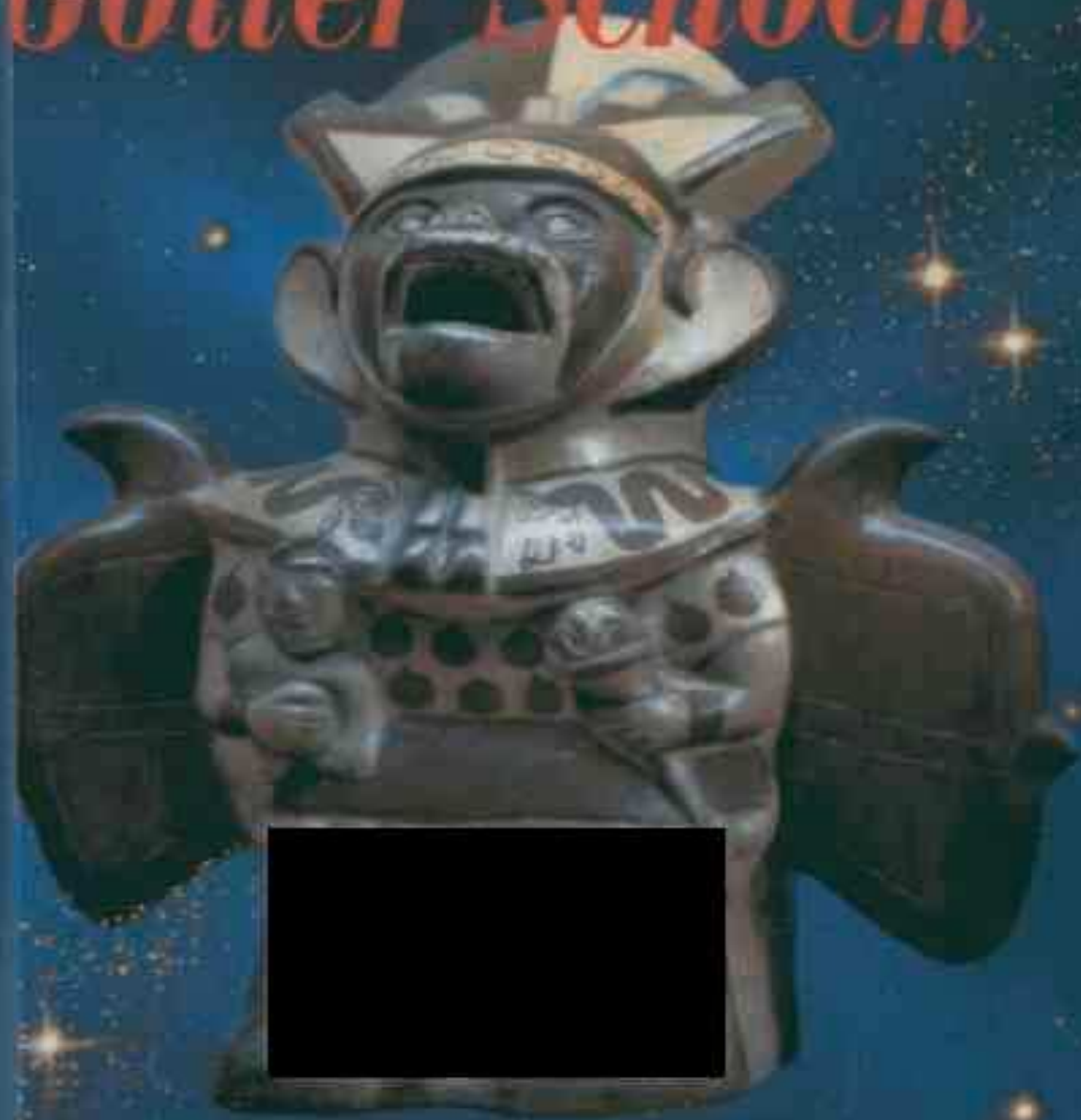


Däniken

Erich von

Der Götter Schock



C. Bertelsmann

EINLEITUNG

VEREHRTE LESERIN, VEREHRTER LESER,

Die Lektüre dieses Buches gleicht einer Zeitreise. Sie beginnt im Jahre 1492 mit Christoph Kolumbus und führt in die tiefe, nebulöse Vergangenheit unserer Vorfahren. Dort begegnen wir einer Zeit, in der »Götter« vom Himmel stiegen und die Menschen unterwiesen. Wer waren diese Lehrmeister? Woher kamen sie? Haben sie uns damals auf Nimmerwiedersehen verlassen, oder sind ihre Nachfahren in der heutigen Zeit zurückgekehrt?

Steht der Gegenwartsmensch erneut vor den Wundern der alten Überlieferungen? Wie sollen wir uns angesichts von UFOs und ETs verhalten? Pendelt dort draußen im Asteroidengürtel, irgendwo zwischen Mars und Jupiter, ein riesiges Mutterraumschiff? Ist das Menschengeschlecht mit Blindheit geschlagen? Wollen wir nicht sehen, was um uns herum vorgeht?

Meine Zeitreise in die Räume der unheimlichen Begegnungen wäre ohne die Mithilfe von Herrn Ulrich Dopatka nicht möglich gewesen. Er war viele Jahre Vize-Chef an der Universitätsbibliothek Zürich-Irchel. Mit viel Forschergepür und hartnäckigem Fleiß suchte und fand er unzählige Quellen und Bilder, die er mir für dieses Buch zur Verfügung stellte. Dafür bedanke ich mich.

Ich wünsche Ihnen, verehrte Leserin und verehrter Leser, eine aufregende Reise in die Zeiten der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft.

CH-4532 Feldbrunnen Ihr

14. April 1992 Erich von Däniken

1. KAPITEL

DIE MENSCHLICHEN GÖTTER

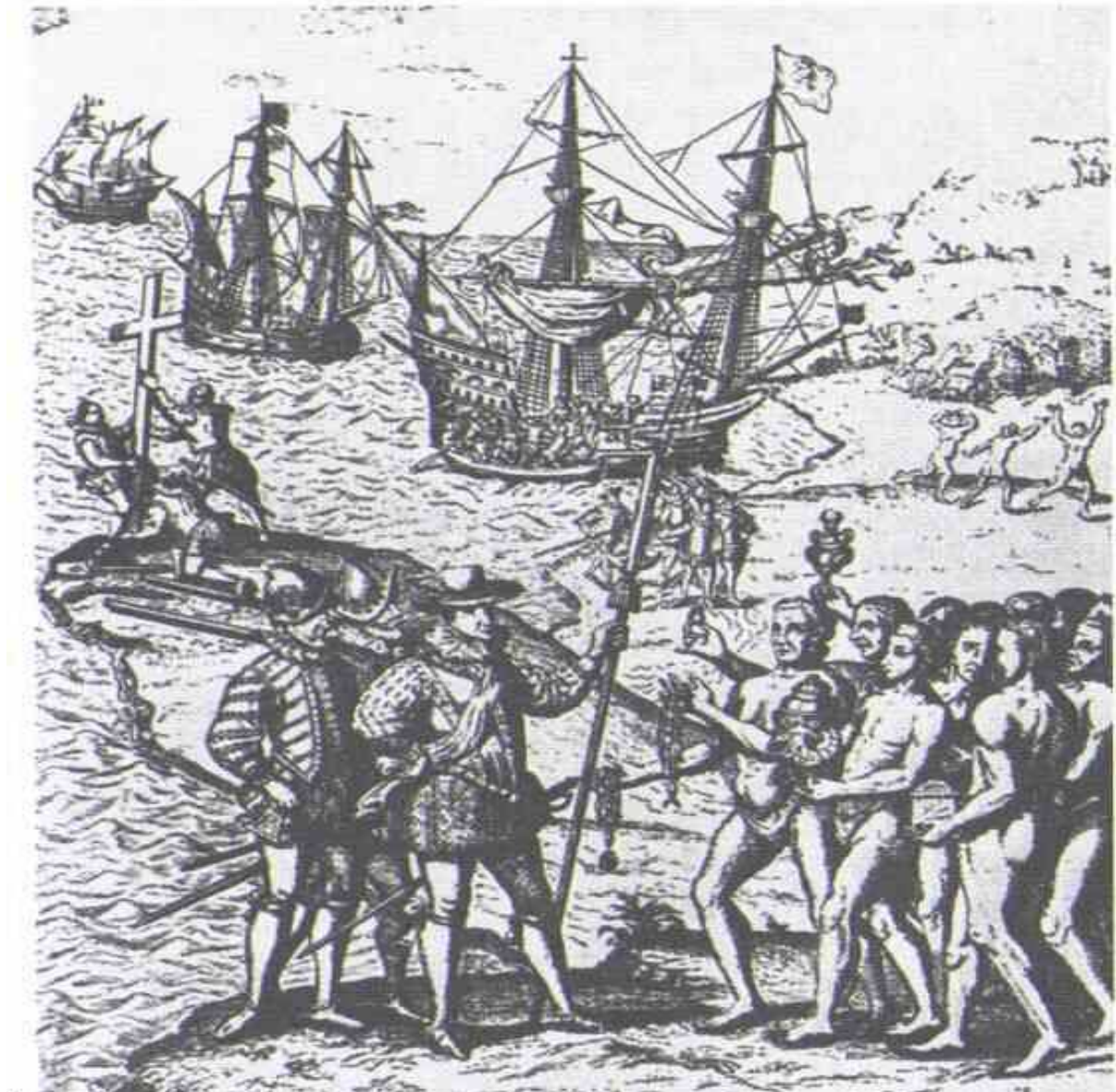
Das Witzige an der Geschichte ist, daß sie sich ereignet hat.
(Peter Bamm, 1879-1975)

Wir bemerkten zwei oder drei Siedlungen, und das Volk der Eingeborenen rief uns an und dankte Gott. Einige brachten Wasser, andere brachten uns zu essen . . . Wir verstanden, daß sie uns fragten, ob wir vom Himmel kämen [1].«

Mit diesen Worten hielt der Sohn von Christoph Kolumbus die erste Begegnung seines berühmten Vaters mit den »Wilden« fest. Am 12. Oktober 1492 war Kolumbus nach 33tägiger Fahrt auf San Salvador, einer Insel der Bahamasgruppe, an Land gegangen. Die verwirrten und aufs höchste verblüfften Eingeborenen ahnten nicht, was eigentlich geschah. Schon bald nach der ersten Begegnung rannten kaffeebraune, splitter nackte Indios aus allen Himmelsrichtungen zur Landestelle und wurden Zeugen einer unbegreiflichen Zeremonie. Kolumbus sowie die Kapitäne und Offiziere der Begleitschiffe »Pinta« und »Nina« trugen pompöse Gewänder. Dunkelblaue und dunkelrote Samtkostüme mit weißen wallonischen Halskrausen, Pluderhosen, breiten, silberbeschlagenen Gürteln, violetten Seidenstrümpfen und über all dem noch die Mäntelchen der spanischen Hofkavallerie. Kolumbus selbst, so ist es verbürgt, hatte einen breiten Hut aufgesetzt, von dem vergoldete Kapseln bimmelten. In der einen Hand trug er seinen Degen, in der anderen das königliche Banner. Auch die Begleitoffiziere schleppten Flaggen mit den Buchstaben »F« und »I« - für König »Fernando« und Königin »Isabella« von Spanien - an Land und steckten sie gebieterisch in den Boden der Neuen Welt. Als nächstes trampelten zwei bärtige Mönche in braunen Kutten über die Planken, auf ihren Schultern ein Kreuz, das gleich neben den königlichen Bannern in die Erde gestanzt wurde. Und schließlich gesellte sich auch noch ein Teil der Schiffsmannschaft dazu, rauhebeinige Haudegen in verschiedenfarbigen Klamotten. Die einen vollbärtig, die andern dürrtzig rasiert. Da torkelten Typen mit und andere ohne Glatzen an Land. Die einen waren beschuht, die anderen barfuß, einige der übelriechenden Gesellen trugen grob karierte Hemden, andere zeigten die weißbraune Haut des nackten Oberkörpers, und wieder andere hatten sich trotz der feuchten Hitze eiserne Helme übergestülpt. Und natürlich schleppten sie ihre Messer, Degen, Flinten an Land fürwahr ein respektabler Haufen.

Nachträglich kann man nur noch darüber erstaunt sein, daß die Indios angesichts dieser überirdischen Theatergruppe nicht wie vom Teufel gehetzt davonrannten. Verständlicherweise waren sie von diesen Fremden fasziniert. Zudem verteilten Kolumbus und seine Offiziere großzügig Geschenke: billige rote Mützen, wertlose Glasperlen, kitschige, kleine Spiegelchen, einige Haarkämme und »andere Gegenstände von geringem Wert, welche sie des höchsten Preises für würdig hielten« [1]. Ehrfurchtsvoll belegten die Eingeborenen diesen Schnickschnack mit dem Wort »Turey«, das heißt »Himmel«.

Ein überzeugendes Beispiel für den Zauber, mit dem Kolumbus die Indios zum Narren hielt, ereignete sich zweieinhalb Monate später. Am 26. Dezember 1492 waren Kolumbus und seine Mannen Hauptfiguren bei einem Fest, das der tollkühne Häuptling »Guacanagari« von Haiti zelebrierte. Zum Empfang hatte ihm Kolumbus ein Hemd, ein paar Hosen und ein paar Handschuhe geschenkt. »Wenn er glaubte, daß ich es nicht merkte, starrte er verzückt die Handschuhe an«, notierte Kolumbus [2].

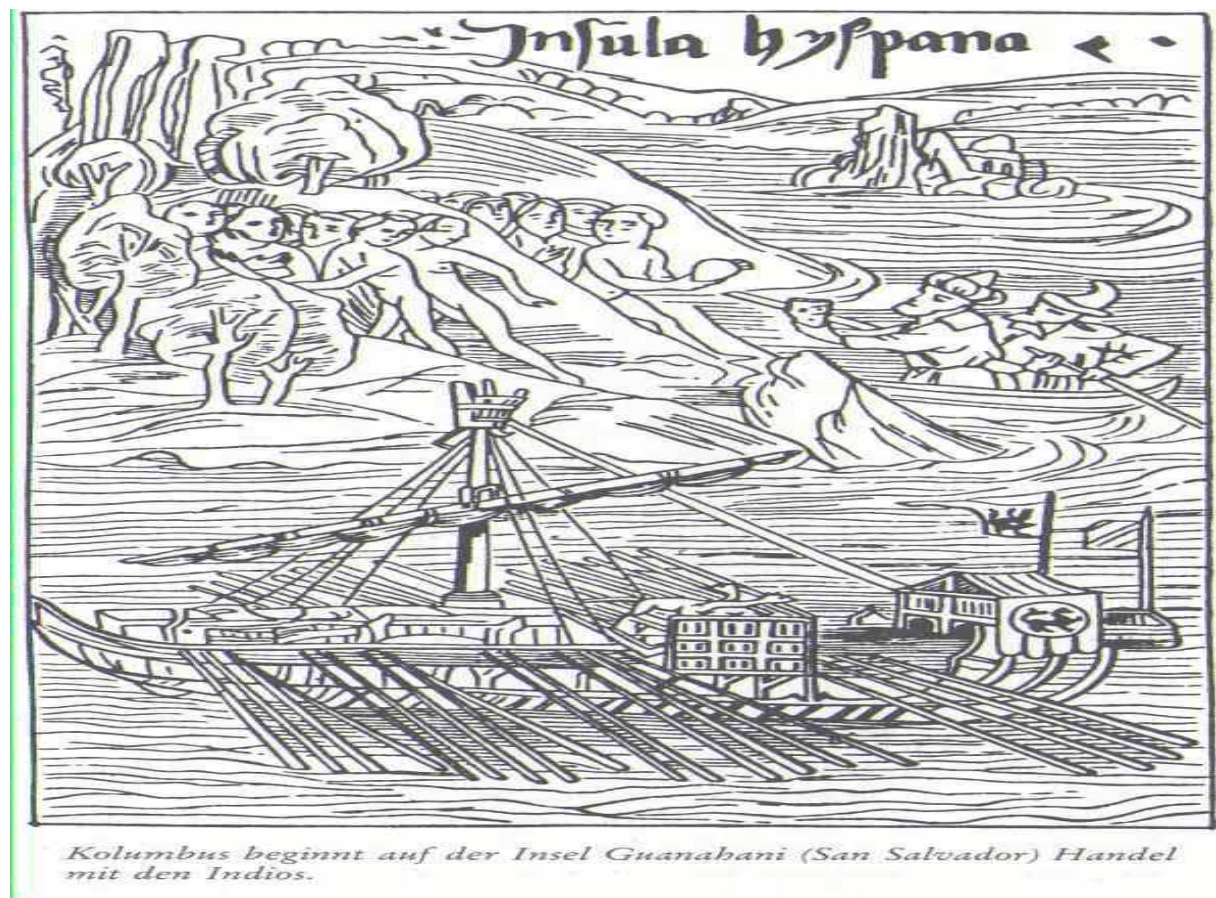


Indiofürst Guacanagari muß damals der glücklichste Kindskopf auf Gottes weitem Erdenrund gewesen sein, denn nach Beendigung des Festes beobachteten die Matrosen, wie Guacanagari mit stolzgewölbter Brust und seligem Lächeln am Strand auf- und abmarschierte. In den lächerlichen Pumphosen versteht sich! Vorher allerdings hatte Kolumbus noch rasch seine »göttliche« Macht demonstriert: »Ich ließ eine Bombarde (— schweres Geschütz) und eine Flinte abfeuern. Als die Indianer das Krachen der Schüsse hörten, warfen sie sich entsetzt aufs Gesicht. Es dauerte lange, bis sie es wagten, sich wieder zu bewegen [2].«

Wir kennen die Schilderung der einen Seite, derjenigen von Kolumbus. Wie müßte sich wohl nach Jahrhunderten dasselbe Ereignis lesen, wenn es von den Indios beschrieben worden wäre?

Von Pomp und Bluff

Knappe dreißig Jahre später, 1519, wiederholte sich das unrühmliche Schauspiel in dramatischer Weise. Hernando Cortez war mit 11 Schiffen, 100 Matrosen und 508 Soldaten vor der Küste Mexikos aufgetaucht. Unter den Soldaten befanden sich 32 Armbrustschützen und 13 Musketiere, dazu noch 16 Pferde mit wahrhaft ritterlichen Behängen. Montezuma, der reiche Herrscher im fernen Hochland von Mexiko, war durch seine Kundschafter längst informiert über das, was sich unten an der Küste tat. Die Botschafter, die er zu den Spaniern schickte, küßten ehrfurchtsvoll das Holz der Schiffe. Sie brachten Geschenke mit, die eigentlich für den Gott Quetzalcoatl bestimmt waren: kostbare Prunkgewänder und Schmuckgegenstände aus purem Gold. »Gott Cortez« bedankte sich mit Glasperlen, die von Montezumas Botschaftern alsogleich als »himmlische Edelsteine« eingestuft wurden.



Wie sein Vorgänger Kolumbus ließ auch Cortez eine Kanone abfeuern, und die ganze Abordnung »fiel wie tot zu Boden« [3].

Als die solcherart geblufften Botschafter zu ihrem Herrscher zurückkehrten, wurden zuerst einmal Gefangene geopfert - dann erst durften die Botschafter ihren aufwühlenden Bericht vortragen... Montezuma hörte ihnen gebannt zu, und »es entsetzte ihn, als er hörte von der Wirkung ihrer Geschütze, besonders von ihrem Donner, der die Ohren zerbricht, und dem Gestank des Pulvers und dem Feuer, das aus der Mündung hervorbricht. Doch auch von der Wucht der Kugel, die einen Baum zerfetzt« [3]. Fürchterlich war es für Montezuma, anhören

zu müssen, wie seine Botschafter von »Rüstungen, Panzerhemden, Sturmhauben, von Schwertern, Armbrüsten, Arkebusen und Lanzen, besonders aber von Pferden und deren Größe« berichteten. »Und wie die bewaffneten Spanier auf ihnen ritten, und daß von ihnen nicht mehr zu sehen war als das Gesicht, und daß sie weiße Gesichter hätten und graublaue Augen, rote Haare und lange Bärte, und daß auch Schwarze unter ihnen seien mit gekräuselten Haaren [3J.« Montezuma und seine Hohenpriester behandelten die Geschenke von Cortez wie heilige Reliquien. Einige wenige Lebensmittelproben wurden im Haupttempel auf demselben Stein planiert, auf dem üblicherweise die den Göttern geopfert Herzen ausbluteten [4].



Ein bißchen Pomp, ein bißchen Krach, ein bißchen überlegene Technologie, und jeder Hinterwäldler versinkt in Ehrfurcht. Im nicht allzufernen Südamerika herrschte damals der Inka Atahualpa, der gerade die entscheidende Schlacht gegen seinen Halbbruder Huascar gewonnen hatte. Jetzt war Atahualpa Alleinherrscher, er konnte sein riesiges Inka-Imperium ohne politische Opposition regieren. Doch richtig froh wurde Atahualpa nicht, denn seine Kundschafter berichteten ihm von seltsamen »schwimmenden Burgen«, die an der Küste

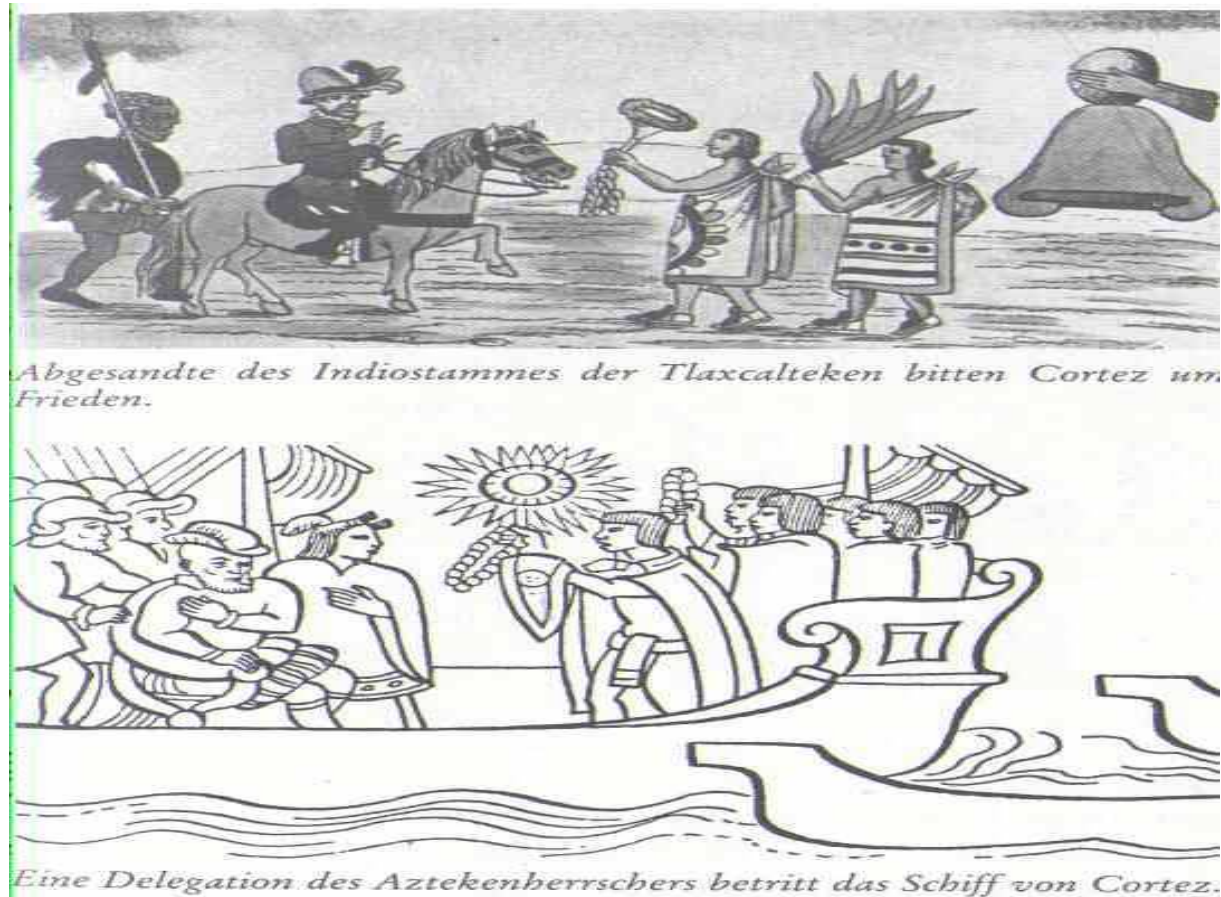
gesichtet worden waren. Die »Burgen« waren die Schiffe der Spanier, die immer weiter über Panama hinaus Richtung Süden vorstießen.



Der Aztekenherrscher Montezuma empfängt den berittenen Cortez.

Nur zwölf Jährchen nach Cortez, am 13. Mai 1531, landete der Spanier Franzisco Pizarro mit einer kleinen Truppe in Tumbez, einem Hafen an der Küste des heutigen Peru. Der Neil Armstrong der Spanier, der zwar nicht den Mond, aber immerhin als erster Weißer die Küste Südamerikas betrat, hieß Pedro de Candida und war Stückmeister von Beruf. Ein stattlicher, großgewachsener Mann. Senor Pedro trug bei seinem historischen Auftritt einen »Kettenmantel, der ihm bis zu den Knien reichte«. Er befürchtete irgendwelche Bogenschützen aus dem Hinterhalt. Zudem hielt er einen silberbeschlagenen Schild am linken Arm und ein breites Schwert in der Rechten. Selbst ein abgerichteter Jaguar traute sich nicht, die beeindruckende Glitzergestalt an

zufallen. Eine Figur wie aus dem fernen Himmelreich! Die Indios waren derart perplex, daß sie Senor Pedro für einen »Sohn der Sonne« hielten. Bereitwillig und unterwürfig wurde er durch Tempel und Heiligtümer geführt - ein Gott inspizierte sein Reich. »Man geleitete ihn von Raum zu Raum, von Schatz zu Schatz und zeigte ihm sogar die Wohnung seiner Brüder, der Inkas [5].«



Der schlaue, durchtriebene Francisco Pizarro erfaßte die Situation augenblicklich. Schließlich wußte er, wie es seinen Landsleuten Cortez und Kolumbus ergangen war. Schade nur, daß damals keine Telefonverbindung zwischen Montezuma in Mexiko und Atahualpa in Peru existierte. Pizarro mit seinen 106 Fußsoldaten und 62 Reitern hätte gegen das disziplinierte und riesige Inka-Heer nicht die geringste Chance gehabt. Das Schicksal stellte die Weichen anders.

Inka Atahualpa herrschte im Hochland von Peru ähnlich wie ein ägyptischer Pharao. Für seine Untertanen war er ein Gott, ein Sohn der Sonne, ein direkter Abkömmling der »Söhne der Sonne«. Eine alte Überlieferung besagte, einst würde der Schöpfergott Tici Viracocha heimkehren, der die Erde vor langer Zeit verlassen habe. Selbst der Vater von Atahualpa, der 11. Inka Huayna Capac, hatte orakelt, »Viracochas« würden zurückkehren und den Untergang des

Reiches einleiten. Zu allem Überfluß zeigten Statuen diesen rätselhaften Viracocha auch noch als bärtiges Wesen [6]. Wen wundert's, wenn die Inka den kettenbehangenen spanischen Stückmeister Pedro de Candida zuerst als Abgesandten des »Sohnes der Sonne« bestaunten

und hinter seinem Chef Francisco Pizarro gleich den langersehnten Viracocha in Person vermuteten?

Dieser seltsame Glaube an »Götter«, die »aus dem Himmel« oder »aus weiter Ferne« zurück erwartet wurden, ist ein weltweites Merkmal vieler alter Kulturen. Als der holländische Admiral Jakob Roggeveen am Ostersonntag des Jahres 1722 die Osterinsel entdeckte, ruderte ihm schon drei Kilometer vor der Küste ein Mann entgegen. Die Holländer holten den Einzelgänger an Bord, und der fiel zuerst einmal ehrfürchtig auf die Schiffsplanken. Admiral Roggeveen umrundete das Inselchen und muß dabei wohl die Hunderte von riesigen Steinfiguren mit großen, glänzenden Augen und wuchtigen, rostroten Hüten auf den Köpfen bestaunt haben, die allesamt stur zur See hinausstarten, als ob sie) emanden aus weiter Ferne erwarteten. Da Roggeveen wegen der zackigen Felsriffe an der Küste keinen Landeplatz fand, ließ er die Anker setzen und schenkte seinem seltsamen Gast drei Kleidungsstücke. Der wiederum verwechselte die Hosenbeine mit den Armlöchern. Er wußte eindeutig nicht, was man mit Kleidungsstücken tat. Als ihm die Seeleute Messer und Gabel in die Hand drückten und die »Happhapp-Bewegung« vormachten, rollte er die Augen und biß auf der leeren Gabel herum. An Bord gefiel es dem Insulaner derart gut, daß er bei seinen »Göttern« bleiben wollte. Roggeveen und seine Offiziere mußten eine regelrechte Pantomime aufführen und schließlich sogar Gewalt anwenden, um den Eingeborenen wieder loszuwerden. Anschließend stürmte eine begeisterte Menge von Osterinsulanern das Schiff. Die holländische Besatzung glaubte sich in Gefahr, Messer wurden gezückt, Blut floß, es fielen Schüsse.

Tags darauf wagten sich 150 Mann an die Küste. Sie wurden von einer aufgewühlten Bevölkerung umringt, eingezwängt und mit Geschenken aller Art überhäuft. Wiederum lösten die Holländer die unangenehme Umklammerung mit Messern und Schüssen. Die Menge stob auseinander, und »die Verwirrung dieser Leute war überaus groß« [7]. Die Insulaner warfen sich vor den Holländern auf den Boden, und als sie sich wieder zu rühren trauten, robbten sie zurück und blieben nunmehr auf mindestens zehn Schritt Sicherheitsdistanz. Die holländischen »Götter« hatten sich Respekt verschafft.

Schade, daß Admiral Jakob Roggeveen wegen zweier verlorener Anker die Weiterreise befahl und keine Osterinselforschung betrieb. Er hätte von den Eingeborenen einiges über diese seltsamen Steinfiguren mit den glitzernden Perlmuttaugen und den pompösen Hüten erfahren können. So wissen wir denn bis heute nicht, wen die Osterinsulaner eigentlich darstellten. Die großen Figuren mit ihren zusammengekniffenen, schmalen Lippen und ihren ernsten, roboterhaft wirkenden Gesichtszügen gleichen keinem Menschenschlag aus dem Raume der Südsee. Wer also wurde imitiert? Auch hätte ein alter Osterinsulaner den Holländern vielleicht berichtet, wer die Lehrmeister waren, die ihnen beibrachten, auf ihrem winzigen Eiland exakt dieselbe Mauerbautechnik anzuwenden, wie sie im fernen Hochland von Peru auch von den vorinkaischen Stämmen praktiziert wurde.

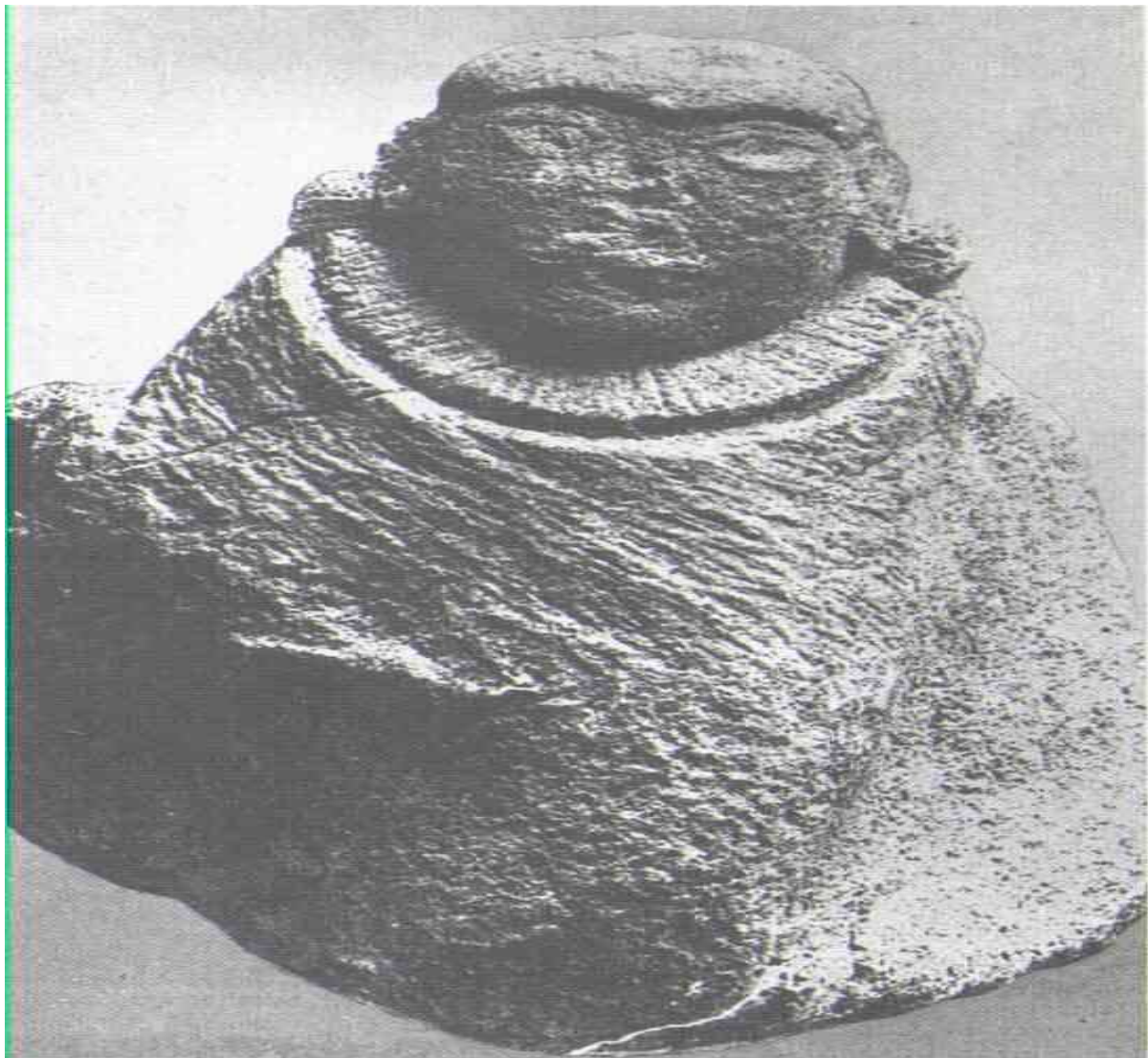
Spätere Besucher der Osterinsel fanden an »der Südküste ein Kuhhaus auf einem gepflasterten Platz, auf dem die Götter verehrt wurden, die von weither in Schiffen gekommen waren« [8]. Der Historiker K. Nevermann hält es für wahrscheinlich, daß mit diesen »Göttern« Admiral Roggeveen und seine Besatzung gemeint waren. Mag sein, aber wen hatten die Insulaner eigentlich vor Roggeveen erwartet?

Im Jahre 1767 stieß der englische Seefahrer Samuel Wallis im südlichen Pazifik auf eine ansehnlich große Insel: Tahiti. Scheinbar ohne Grund attackierten die Insulaner sein Schiff. Nur zwei Jahre später landete der französische Entdecker Louis Antoine de Bougainville auf der Insel und wurde von den Eingeborenen herzlich aufgenommen. Die Männer wurden

ehrfürchtig betastet, und die Mutigsten versuchten sogar, einen Blick unter ihre Kleidung zu werfen. Der Grund für diesen Stimmungswechsel ist nicht bekannt. Vielleicht hatte das Schiff des Engländers Wallis irgendein Zeichen getragen, das von den Insulanern mit dem Teufel oder sonst etwas Böartigem identifiziert worden war [9]. Im selben Jahr, am 13. April 1769, gelangte auch der britische Kapitän James Cook nach Tahiti. Auch er wurde mit großer Herzlichkeit und Begeisterung empfangen. Der bedächtige Cook, der viel Behutsamkeit im Umgang mit Eingeborenen zeigte, ging dem Begeisterungstaumel auf den Grund. Was war hier los? Von einem alten Mann erhielt er die Antwort: Man halte ihn für den zurückgekehrten Gott Rongo [10].

Am 27. März 1777 näherten sich Cooks Schiffe langsam der Insel Mangaia. Die Insulaner, die noch nie in ihrem Leben Boote ohne Paddel und Ausleger gesehen hatten, liefen erregt mit ihren Waffen an den Strand. Plötzlich kam dem Häuptling die Erleuchtung, das berühmte »Licht« ging ihm auf, und er schrie in die Menge: »Das ist der große Gott Matoro, der von einem Besuche Vateas kommt [8].«

Dasselbe mysteriöse Verhalten widerfuhr Cook im Jahre 1779 auf Hawaii. Ein Würdenträger der Eingeborenen stieg an Bord der »Resolution« und dekorierte James Cook mit einem roten Umhang. Was war geschehen? Die Hawaiianer hielten James Cook für den zurückgekehrten Helden Rono oder Lono, der einst die Insel verlassen hatte und inzwischen zum Gott herangewachsen war [11].



Diese als »Spanier von Hawaii« bezeichnete Figur steht heute im Völkerkundemuseum von Berlin. Für die Eingeborenen von Hawaii handelte es sich um einen »Halbgott, der reichen Fischfang gewährte«.

Obschon derselbe James Cook später von den Eingeborenen im Kampf getötet wurde, führte sein Auftauchen doch zu einem neuen Kult. Im Berliner Museum für Völkerkunde ist nämlich unter der Nummer VI 7287 ein steinerner Gott aus Hawaii ausgestellt, der eine typische europäische Halskrause und eine Perücke trägt. Der Gott mit dem Namen »kü akua pohaku« ist nach Ansicht des Ethnologen Karl R. Wernhart niemand anderer als ein reformierter Geistlicher aus dem 18. Jahrhundert [12]. Ziemlich ähnlich war auch James Cook gekleidet gewesen.

Auch wenn Cook - oder ein Geistlicher - in der Erinnerung der Eingeborenen zum »Gott« avancierte, bleibt doch die Tatsache, daß die jeweiligen Völker bereits vor dem Auftauchen des weißen Mannes irgendeine andere Gottheit verehrten und ganz offensichtlich auch erwarteten. Die Entdecker der letzten Jahrhunderte waren in keinem Falle die Originalgötter. Dies läßt sich an unzähligen Beispielen belegen.

Mit Blitz und Donner

Afrika liegt näher an Europa, und Expeditionen zur See sind schon von den Phöniziern, Griechen und Römern durchgeführt worden. Leider waren damals keine Ethnologen an Bord der windigen Seelenverkäufer. Deshalb kennen wir die erste Reaktion auf diese ungleichen Kulturkontakte nicht. Brauchbare Beschreibungen gibt es erst aus dem 15. Jahrhundert. 1436 segelte der Portugiese Alfonso Goncales Balsaya Richtung Süden. Fünf Jahre später folgte sein Landsmann Antao Goncalves und 1446 Kapitän Nuno Tristan. Sie alle transportierten Negersklaven nach Portugal, welche die Reise ganz gewiß nicht freiwillig angetreten haben! [13]

Im Jahre 1456 notierte der genuesische Seefahrer Alvise da Cadamosto [14]:

»Diese Neger liefen zusammen, als ob ich eine Wundererscheinung wäre. Es schien für sie eine neue Erfahrung zu sein, einen Christenmenschen zu sehen. Sie wunderten sich nicht wenig über meine Kleidung und meine Haut... einige berührten meine Hände und Gliedmaßen und rieben meine Hand mit Speichel, um herauszufinden, ob das Weiß natürlich oder gefärbt sei...«

In einem späteren Abschnitt seines Berichtes wunderte sich Alvise de Cadamosto über die Reaktion der Eingeborenen, die »beim ersten Anblick von Segelschiffen meinten, daß dies große Seevögel mit weißen Flügeln seien, die von irgendwelchen seltsamen Orten herbeigeflogen wären. Als die Segel kurz vor der Ankerung gerefft wurden, dachten einige Eingeborene... die Schiffe wären Fische. Andere wiederum sagten, daß es Geister seien... vor denen sie sich fürchten mußten. Der Grund für diesen Glauben war, daß die Karavellen innerhalb einer kurzen Zeit an vielen Orten erschienen, an denen dann vor allem in der Nacht von ihren Mannschaften Kämpfe ausgefochten worden sind [13].«

Wie Kolumbus und Cortez schüchterte auch Cadamosto die ahnungslosen Eingeborenen durch Kanonendonner ein. Sie registrierten die »Rombarden der Karavelle als Werk des Teufels«. Selbst das simple Gießen einer Kerze machte Cadamosto in den Augen der Neger zum »Zauberer Weißer Mann«. Und als einer der Matrosen gar auf dem Dudelsack spielte, glaubten sie ehrfürchtig, »dieses Ding« sei ein göttliches Instrument, »von Gott selbst mit seinen Händen hergestellt, weil es so süß mit vielen Stimmen singe« [14].

Arme, verkehrte Welt! Ausgerechnet die Räuber und Eroberer wurden mit Ehrfurcht bedacht. Allerdings erkannten die Eingeborenen ihren Irrtum rasch. Vermutlich hatte es sich durch Buschtrommeln herumgesprochen, daß der »Zauberer Weißer Mann« alles andere als ein Heiliger war. In der Mündung des Gambia-Stromes regnete ein Pfeilhagel über Cadamostos Karavelle. Aus 15 Kanus, in denen jeweils zehn Mann hockten, wurde schier pausenlos auf die verdutzten Weißen geschossen. Die Ruhe kehrte augenblicklich wieder ein, als Cadamosto den ersten Kanonenschuß abfeuern ließ und die Steinkugel zwischen den Kanus ins Wasser zischte. Die Eingeborenen hoben die Ruder und starteten das Schiff an, als sei es ein Gespenst.

Als das grollende Nachecho des Kanonenschusses verebbte, faßten die Schwarzen frischen Mut und attackierten die Karavelle von neuem. Kapitän Cadamosto war klar, daß er nicht aufgeben durfte, wenn er nicht seinen Respekt verlieren wollte. Er ließ eine ganze Breitseite abfeuern, und auch die Armbrustschützen und Musketiere durften auf die entsetzten und entgeisterten Eingeborenen zielen. Das Wasser wurde von den Schüssen aufgewühlt, Kanus

kippten und zersplitterten, die Schreckensschreie der flüchtenden und verletzten Schwarzen widerhallten an der nahen Küste. Für den schwarzen Mann brach eine Hoffnung, eine Illusion und eine Welt zusammen. Ob weißer »Gott« oder weißer »Teufel« - er wütete fürchterlich und brutal.

Die Exempel, in denen die weißen Eroberer gnadenlos alles niedermachten, was ihrer Religion und ihren geldgierigen Absichten zuwiderlief, sind Legion. Ich habe früher darüber geschrieben [15]. Hier geht es mir zuerst darum, das Verhalten der »Primitiven« auf eine überlegene Technik aufzuzeigen. Geradezu ein Schulbeispiel für die naive Bewunderung der fremden »Götter« erlebte der Portugiese Pedro Alvares Cabral an der brasilianischen Küste. Cabral war am 9. März 1500 mit gleich 13 Karavellen aufgebrochen, um das arabische Monopol des Gewürzhandels zu kippen. Eigentlich sollte die Reise um Afrika herum führen, doch die Flotte geriet auf der Höhe von Kap Verde in einen verheerenden Sturm. Endlich, nach einer dreißigtägigen Irrfahrt, als längst keiner der Offiziere mehr wußte, wo man sich befand, als kein Trinkwasser mehr zur Verfügung stand und die bärtigen Männer an Skorbut litten, tauchte wie durch ein Wunder der heiligen Muttergottes ein ferner Landstrich auf. Cabral ließ Anker werfen, und eine erste Gruppe von bewaffneten Seebären stieg in zwei Ruderboote. Da strömten aus allen Büschen und hinter jedem Hügel splinternackte und unbewaffnete Eingeborene hervor. Sie lachten, freuten sich und erschienen den Portugiesen als »kindlich unschuldig«. Unterwürfig und unaufgefordert halfen sie den Matrosen beim Transport und Auffüllen der Wasserfässer, baten jedoch immer wieder durch bittende Gesten um kleine Geschenke.

Auf einer Insel - heute als »Coro Vermehla« bekannt zelebrierten die Portugiesen eine Ostermesse und dankten der heiligen Jungfrau Maria für ihre großartige Rettung aus der Seenot. »Stumm vor Staunen über das wunderliche Treiben« verfolgten die Indios die Vorbereitungen. Als die Messeglocklein zum »Kyrie« erklangen, bliesen auch die Eingeborenen in ihre Hörner und begannen zu tanzen. Als während einer kleinen Prozession ein Kruzifix und ein Wappen des Königs von Portugal aufgestellt wurden und die Seeleute niederknieten, knieten auch die Indios nieder. Erhob der Priester während der Messe die Hände, so taten dies auch die Eingeborenen. Eifrig imitierten sie jede Bewegung der Fremden.

Nach der Zeremonie schenkten die Portugiesen jedem Indio ein kitschiges kleines Kreuzchen aus Zinn, doch vorher mußten alle niederknien, die Hände zum Gebet falten und das Kreuzchen küssen. Artig und mit glückstrahlenden Augen tat jeder wie geheißen. Cabral berichtete später seinem König Manuel von Portugal, dieses Volk eigne sich besonders gut zur Missionierung, weil es vollkommen ohne jeden Glauben sei und begierig jede Seelsorge annehme. O heilige Einfalt!

Obschon sich die neuentdeckten »Brasilianer« ohne Scheu unter den Weißen bewegten, stoben sie doch fluchtartig auseinander, wenn einer der Matrosen eine unbekannte Bewegung vollführte oder gar ein Instrument erklingen ließ. Sie kehrten aber jedesmal schüchtern an den Platz des Ereignisses zurück, nur um die eben beobachtete Bewegung, so gut es ging, nachzuahmen. Die Kontakte aller Eingeborenen mit einer überlegenen

Technologie lassen drei Behauptungen zu:

1. Die Träger der überlegenen Technologie werden von der anderen Seite als »übernatürlich« eingestuft.

2. Der Irrtum wird bald erkannt, und die »Übernatürlichen« werden ins Reich der Menschen zurückgestuft.

3. Bereits vor dem Eintreffen der Fremden waren andere, wiederum »übernatürliche Götter« bekannt. Ihre Rückkehr wurde allgemein erwartet.

Dabei dachten sich die Eingeborenen unterschiedliche Methoden aus, um die »Übernatürlichkeit« ihrer Besucher zu testen. So erzählten spanische Chronisten, Karibenstämme hätten die Leichname der Weißen einen Tag und eine Nacht lang argwöhnisch beobachtet. War keine Verwesung festzustellen, wurden sie als »Götter« akzeptiert [16].

Im Jahre 1524 berichtete der florentinische Seefahrer Verrazano, ein junger Matrose sei an die Küste geschwommen, um den Indianern einige wertlose Schmuckgegenstände zuzuwerfen. Da erfaßte die Brandung den Unglücklichen und spülte ihn an Land. Augenblicklich fielen die Indios über ihn her und zertrümmten ihn an ein großes Feuer. Die übrigen Seeleute, welche die Szene vom Schiff aus verfolgten, rechneten mit dem Schlimmsten. Tatsächlich rissen die Indios dem Matrosen die Kleider vom Leibe - doch nur, um seinen Körper und seine Hautfarbe penibel zu inspizieren. Nach bestandener Inspektion - die Haut erwies sich als »echt weiß« - ließen sie ihn unter viel Palaver wieder laufen [1].

Andere Seefahrer kamen nicht so glimpflich davon. Man stach sie an oder drückte ihnen glühende Holzkohle auf die Haut, um zu beobachten, ob sie verwundbar seien. Wie hatte schon der griechische Dichter Homer seinen Odysseus ausrufen lassen? »Weh mir! Zu welchem Volke bin ich nun wieder gekommen? Sind's unmenschliche Räuber und sittenlose Barbaren oder gastliche Menschen und gottesfürchtigen Sinnes?« - (Die Barbaren sind meistens die Sieger!)

Die Kulturbringer?

Was für göttliche Wesen mögen die Eingeborenen hinter den Weißen nur vermutet haben? In der Geschichtsschreibung der alten Völker, die Jahrtausende vor dem Zeitalter der Entdeckungen lebten, werden zwar vereinzelte Reisen in ferne Erdteile erwähnt, doch wird nichts über das Verhaltensmuster der Eingeborenen gesagt. Wir können aus den Berichten der letzten Jahrhunderte eindeutig herauslesen, daß die »Primitiven« alles mögliche imitierten und sogar Gegenstände nachmachten - wo aber bleiben die kopierten Gegenstände der um Jahrtausende früher erfolgten Expeditionen der Phönizier, Ägypter, Chinesen oder Perser? Schon um 2500 v. Chr. unterhielten die alten Ägypter Beziehungen zum »Land der Götter«, dem Lande »Punt« [17]. Doch ging es dabei um Handelsfahrten, wie beispielsweise um die Reise des Pharaos Mentuhetep II., der um 2060 v. Chr. Schiffe nach Punt sandte. Der ägyptische Pharao Necho veranlaßte um 600 v. Chr. sogar eine phönizische Expedition, um den Seeweg zu den Säulen des Herakles erkunden zu lassen. (Am Rande: Die Phönizier müssen sich über den großzügigen Auftrag des ägyptischen Pharaos krummgelacht haben - denn um 600 v. Chr. waren die Phönizier längst auf Malta und an der Atlantikküste bei Lixus gelandet!) Der »Vater der Geschichtsschreibung«, der Grieche Herodot, berichtete über diese hervorragende Reise im Auftrage des Pharaos Necho und vergaß nicht zu erwähnen, daß der Sonnenstand südlich des Äquators anders sei als in der nördlichen Hälfte. Bloß über die »zwischenmenschlichen Kontakte«, über die Reaktionen der Eingeborenen auf die phönizischen Schiffe, erfährt man nichts.

Wenigstens eine Spur von Einzelheiten liefert der Bericht des Karthagers Hanno, der um 450 v. Chr. mit einer riesigen Expedition von gleich 60 Schiffen den Heimathafen verließ und an der nordafrikanischen Atlantikküste gen Süden segelte. Es scheint, als ob Kapitän Hanno bis nach Kamerun vorgedrungen sei, denn er erwähnt den Ausbruch des Vulkans »Mont«. Kurioserweise nannte Hanno den Vulkan »Streitwagen der Götter« [17]. Hanno und seine Mannen beobachteten auch Eingeborene und trieben mit ihnen »indirekten« Handel: Sie deponierten am Abend gut sichtbar Geschenke am Strand - am nächsten Morgen lag anderes Tauschgut an der Stelle. Es gelang Hanno sogar, einige stark behaarte »Waldmenschen« zu schnappen, zu töten und ihre Felle als Beweis einer, fremdartigen Menschenrasse nach Hause zu bringen. Diese Trophäen sollen noch bis zur vollständigen Zerstörung Karthagos durch die Römer (145 v. Chr.) in einem Palast von Karthago ausgestellt gewesen sein. Ob es sich bei den Trophäen um Gorillas oder andere Menschenaffen handelte, ist nicht feststellbar. (Der Begriff »Gorilla« wurde erst im Jahre 1847 von Thomas Savage eingeführt.)

Fest steht eigentlich nur, daß lange vor dem westlichen Zeitalter der Entdeckungen andere Völker ihre Begegnungen mit fremden Stämmen erlebten - nur über das Verhalten dieser Stämme bei ihrer ersten »Kulturkonfrontation« weiß man nichts. Und dies, obschon vor rund 2000 Jahren (und mehr!) prächtige Rechercheure tätig waren - die Wissenschaftler und Geschichtsschreiber ihrer Zeit. Von Cajus Plinius Secundus (61-113 n. Chr.) kennt man Hunderte von Völkern mit ihren Namen und ihren geographischen Positionen. Auch gibt Plinius viele seltsame Einzelheiten über die von ihm beschriebenen Länder wieder - nur über das Verhalten der Eingeborenen beim ersten Kontakt mit vollkommen anderen Menschen erfährt man kein Wort. Kuriose Einzelheiten? Bitte! [18]

»Bei der Stadt Harpasa in Asien steht ein ungeheurer Felsen, den man mit einem Finger bewegen kann. Stößt man aber mit dem ganzen Körper daran, so rührt er sich nicht. Auf der taurischen Halbinsel in der Stadt Parasinum gibt es eine Erde, welche alle Wunden heilt. Um Assus in Troas wächst ein Stein, der alle Körper verzehrt und daher Sarkophagus genannt wird. Am Flusse Indus stehen zwei Berge; der eine hat die Eigenschaft, alles Eisen festzuhalten, der andere aber stößt es ab. Wer daher Nägel in den Sohlen hat, kann auf jenem den Fuß nicht erheben, auf letzterem aber nicht auftreten...«

Plinius vermeldet Kuriositäten aus allen Weltgegenden, hält aber ausdrücklich fest, daß er über die Menschen selbst nichts Besonderes sagen möchte:

»Auch wollen wir jetzt nicht die unzähligen Sitten und Gebräuche, deren es fast ebensoviel als Gesellschaften unter den Menschen gibt, abhandeln . . . Denn wer hat nicht an die Mohren geglaubt, bevor er sie sah? Wie vieles hält man für unmöglich, bevor es geschehen ist?«

Wie wahr! Wäre der Text nicht volle 1900 Jahre alt, man könnte ihn einem noblen, zurückhaltenden Kosmopoliten unserer Zeit unterschieben. Fremde Völker, fremde Sitten? Aber ja - nur redet man nicht darüber!

Dasselbe Stillschweigen herrscht beim Historikerkollegen Diodor von Sizilien, der im 1. Jahrhundert vor Christus immerhin ein vierzigbändiges Geschichtswerk hinterließ! [19]

»Wenige haben es unternommen, alle Begebenheiten von den älteren Zeiten bis auf ihre eigenen Tage zu erzählen, und diese wieder haben entweder die Zeitbestimmung für jedes Ereignis beizufügen unterlassen oder die Geschichte der Barbaren mit Stillschweigen übergangen. Auch haben dieselben die alten Mythen und Sagen wegen der Schwierigkeit ihrer Behandlung ganz über Bord geworfen...«

Diodor versichert anschließend, daß er es besser machen wolle und 30 Lebensjahre an seinem Geschichtswerk gearbeitet habe. Darin erfährt man denn auch Außergewöhnliches über die Götter und die uralten Zeiten - ich komme darauf zurück-, nur über das Verhalten dieser alten Völker beim ersten Kontakt mit fremden Artgenossen herrscht Stillschweigen. Man hat nichts auf dem Teller, aber alles auf der Rechnung! Da bleibt nur das Mosaik der verfügbaren historischen Berichte, und die ergeben zumindest streckenweise ein ganz farbenprächtiges Bild.

Wer weiß denn schon, daß nicht nur die Europäer auf Entdeckungsfahrten gingen - sondern Fremde auch nach Europa gelangten? In der Literatur sind einige Fälle aufspürbar, in denen Menschen fremder Hautfarbe und fremden Aussehens an Europas Gestaden strandeten. Zum Beispiel der Fremdling mit der rötlichen Haut und der Hakennase, der im Jahre 62 v. Chr. dem römischen Konsul Galliens, Quintus Metellus, geschenkt wurde. Von der Figur ist eine kleine, 19,5 Zentimeter hohe Bronzebüste angefertigt worden, die in die Sammlung des ehrenwerten Monsieur Edmond Durand Einzug fand. Im Jahre 1825 stiftete König Karl X. die Sammlung dem Louvre, und dort kann der typisch indianische Kopf mit der Adlernase heute noch bewundert werden [13].

Sir Walter Raleigh brachte von Nordamerika den waschechten Häuptling Mateo mit. Die damalige Königin Elisabeth von England war »entzückt« über ihren Gast und adelte den Indianer zum »Lord of Roanoke« [16]. Schade, daß Indiohäuptling Mateo alias Lord of Roanoke keine Memoiren hinterließ. Wir könnten seine Sicht der Dinge heute sehr gut gebrauchen!

Und Hernando Cortez, der gluck- und siegreiche Eroberer Mexikos, verfrachtete gar eine ganze Ballspielmannschaft nach Spanien, um sie am königlichen Hof zu Madrid auftreten zu lassen. Die zentralamerikanischen Azteken beherrschten nämlich Tlachtli, ein mörderisches Ballspiel, das im alten Europa völlig unbekannt war. Gespielt wurde auf einem rechteckigen Hof von 40 X 15 Metern Fläche, die von einer Mauer umgrenzt war. Oberhalb der Mauer saßen die königlichen Herrschaften mit ihrem Gefolge.

Als die Indios zu spielen begannen, verstummten die langweiligen Hofgespräche sofort. Was sich unten im Hof ereignete, war atemberaubend. Vergleichbares hatte man in der alten Welt noch nicht gesehen. Die durchtrainierten Indianer jagten einer fünf Pfund schweren Kugel aus einem seltsamen Material nach, das sie »Gummi« nannten. Nach den Regeln des Wettkampfes durfte die Gummikugel mit den Händen und Füßen nicht berührt werden. Auch durfte der schwere Ball nicht auf die Erde tupfen. Da blieben nur noch reaktionsschnelle Körperbewegungen mit Ellbogen, Knien, mit dem Bauch, dem Rücken, Hals und Kopf. Im Hechtsprung warfen sich die Indianer den Ball entgegen, schlugen ihn mit allen Körperteilen weiter - außer mit Händen und Füßen.

Zweck des Spieles war es, den Ball in die gegnerische Hälfte zu befördern, damit er dort den Boden berühre oder damit einer der gegnerischen Spieler mit den Händen oder Füßen einen Fehler machte. Erstrebtes Ziel allerdings war es, die Gummikugel durch einen Steinring zu katapultieren, der in der Feldmitte in einiger Höhe an der Mauer angebracht war. Ein sehr gefährliches Spiel! Bei dem Gewicht der Gummikugel splitterten Nasenbeine, Knochen brachen, und »mancher Spieler wurde tot vom Platz getragen«, berichtete ein spanischer Augenzeuge [20].

Was geschah mit all den fremdländischen Typen, die einzeln oder als Gruppen Europa erreichten? Man lachte und verspottete sie. Keiner nahm sie ernst. Eine öffentliche und

akademische Diskussion über die »Wilden«, die »Barbaren«, die »Primitiven« begann, die ihren Höhepunkt im 17. und 18. Jahrhundert erreichte. Philosophen wie Voltaire, Rousseau, David Hume oder Immanuel Kant zerstritten sich in zwei Lager [21]. Es war nicht viel anders als heute. Es hieß, Nichteuropäer seien »grobschlächtig, mordlustig, diebisch«, sie führten einen »wollüstigen Lebenswandel« und seien voller Lüge, Falschheit, Habgier und Neid. Zeige ein Nichteuropäer Anzeichen von Intelligenz, so sei dies in Wahrheit nur »Verschlagenheit«. Nichteuropäer seien »Halbmenschen« und hätten nur in der Sklaverei ein Lebensrecht. Ironisch verteidigte der französische Reisende La Hontan selbst den Kannibalismus mit dem Argument, es sei doch bekannt, daß die Eingeborenen das zarte französische Fleisch dem zähen britischen vorzögen. Dies zeuge von ihrem auserlesenen Geschmack!

Natürlich gab es auch die Kontrapositionen. Schon 1694 schrieb der mutige Jesuit Chauchetiere: »Wir sehen in den Wilden die schönen Überbleibsel der menschlichen Natur, wie sie bei den politierten Völkern nur noch in vollkommen korumpierter Gestalt erscheint... Alle unsere Padres und die übrigen Franzosen, welche Umgang mit den Wilden haben, sind der Meinung, daß diese ihr Leben auf angenehmere Art verbringen als wir« [9, 22]. Recht hatte er- nur hat die vernünftige Einsicht nicht geholfen, wie die Sklaverei beweist.

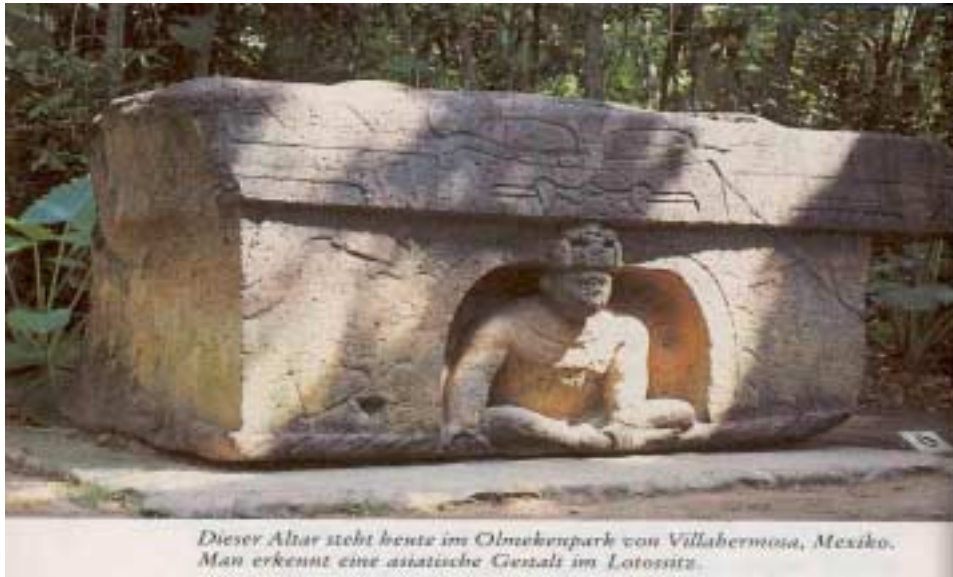
Die Frage, weshalb die neu- oder wiederentdeckten Eingeborenen aller Küstengewässer edesmal ein Tamtam vollführten, als ob Götter höchstpersönlich zurückgekehrt wären, bleibt im Nebel. Wen um alles in der Welt erwarteten sie eigentlich? Hatte es frühere Expeditionen in ferne Länder gegeben, und glaubten die verschiedenen Stämme nun, jene Altvorderen würden erneut auftauchen?

Noch weiter zurück

Dokumentiert ist der Bericht des buddhistischen Mönches Hui Shen (Hwui Shan) aus Afghanistan, der mit höchstens sechs Begleitern eine Seereise ins Land »Ta Han« (heutige Halbinsel Kamtschatka im äußersten Nordosten von Sibirien) unternahm. Dies geschah im Jahre 459 unserer Zeitrechnung [23]. Von »Ta Han« aus sei der Mönch 20000 Li weitergedriftet und habe im Osten das sagenhafte Land »Fu Sang« gefunden. Rechnet man das alte Wegmaß Li mit 644,40 Meter, so hätte der seefahrende Mönch runde 12 888 Kilometer geschafft! Selbst wenn berücksichtigt wird, daß das chinesische Längenmaß im Laufe der Jahrhunderte auf 150 Meter schrumpfte, bleibt immer noch eine beachtliche Entfernung von 3000 Kilometern. Was trieb Hui Shen im fernen Land? Er blieb volle 40 Jahre, studierte und lernte und kehrte schließlich nach China zurück, um seinem geliebten Kaiser Wu Ti Bericht zu erstatten. Er sei Eingeborenen begegnet, rapportierte er, die sich mit Streifen bemalen. Breite und gerade Streifen kennzeichneten Angehörige der Oberklasse, kleine und gebogene Streifen die Vertreter der unteren Klassen.

Nach Hui Shens Beschreibung mußte er mit seinen Gefährten in Alaska gelandet sein. Dort bemalten sich die Eskimos tatsächlich mit verschiedenen Streifen. Nur ist deswegen in Alaska kein Buddhismus ausgebrochen. Nach einer derart langen Aufenthaltsdauer unter den Eskimos, während der Hui Shen immerhin auch »lehrte«, mußten in Alaska eigentlich Spuren dieses buddhistischen Mönches zu finden sein. Wo sind sie? Die Eskimos bemalten sich schon vor Hui Shens Visite und erwarteten bereits vor ihm himmlische Götter.

Sogar nach Zentralamerika muß Hui Shen gelangt sein, denn er beschreibt ein tropisch-feuchtes Land mit großartigen Städten ohne Befestigungsanlagen. Die zivilisierten



Eingeborenen hätten kein Eisen gekannt, doch dafür Kupfer, Silber und Gold in großen Mengen. Zudem hätten sie eine Art von Papier auf Pflanzenbasis benutzt und ihre Bücher mehrfarbig beschrieben.

Das alles paßt sehr wohl auf Zentralamerika. Die damaligen Mayastädte waren »großartig« und »unbefestigt«, und das Volk der Maya beherrschte eine wunderbare Schrift, die auf leporelloartig zusammengeklebte Blätter gepinselt wurde. Diese Blätter bestanden aus dünnen Schichten der Bastrinde des Feigenbaumes. Man klopfte die Baumrinde weich und machte sie mit dem Saft des Gummibaumes elastisch. Die Fasern wurden mit Stärke aus Pflanzenknollen bearbeitet und sogar mit Kalkmilch überzogen. Die getrocknete Schicht wirkte wie ein hauchdünner Stucküberzug, auf dem die Farben der Schriftkünstler brillant leuchteten.

Mehrere Ethnologen siedeln Hui Shens Reise tatsächlich in Zentralamerika an [24, 25, 26], andere glauben, im Land »Fu Sang« Madagaskar zu erkennen. Persönlich tippe ich auf Zentralamerika, denn unzählige Stuckdarstellungen und aus Stein gehauene Reliefs im Land der Maya gleichen verblüffend ihren Gegenstücken in Indien und Kambodscha. Beispielsweise Mayakunstwerke in Copan (Honduras) und der »betende Priester« aus dem Archäologischen Park von Villahermosa (Mexiko). Dort sitzt die Gestalt mit gefalteten Händen und aufrechtem Körper in der »Lotosstellung«, wie sie in Indien nicht treffender zu finden ist.

Tatsache ist, daß der Mönch Hui Shen den Maya keinen Buddhismus beibrachte und ihnen offenbar nicht einmal die Funktion des Rades erklärte. Zudem: Die Maya besaßen ihre Tempelstädte und ihren Götterglauben bereits vor dem Besuch Hui Shens und sie bemalten schon vor ihm ihre Bücher in vier Farben. Hui Shen kann nicht der eigentliche »Kulturbringer« gewesen sein - eine hohe Kultur gab es bereits. Eine Beeinflussung in bestimmten Kunstrichtungen ist ohne weiteres möglich. Denkbar ist auch, daß die rätselhafte Verwandtschaft zwischen Asien und Zentralamerika bereits vor Hui Shen existierte, weil nicht auszuschließen ist, daß noch frühere asiatische Seefahrer Zentralamerika erreichten.

Im Jahre 219 v. Chr. soll ein Hofalchimist namens »Hsü Fu« seinem Kaiser »Shin Huang TI« erstaunliche Dinge über geheimnisvolle Inseln im »Ostmeer« (Pazifik) berichtet haben. Der Kaiser ließ eine Expedition zusammenstellen, die ein Land mit dem phantastischen Palast »Chih-Cheng« entdeckte. Nun war - damals schon - der Kaiser auf der Suche nach einem Lebenselixir, denn ihn dünkte, ein Herrscher habe schließlich Anrecht auf immerwährende Jugend. Der König jenes fernen Landes, welches »Hsü Fu« eben entdeckt hatte, versprach das Zaubermittel,

sofern sein chinesischer Kollege zuerst 3000 junge Männer und Frauen mitsamt Handwerkern in sein Land schicke. Kaiser »Shih Huang Ti«, gierig auf das Wundermittel, rüstete eine umfangreiche Flotte mit Jungen und Mädchen, Handwerkern, Geschenken und »allen Getreidearten« aus. Keiner kam zurück.

Eine gemischte Mannschaft von 3000 Leuten? Mit »allen Getreidearten«? Hätte sie ihr Ziel erreicht, so müßte irgendwo auf dem weiten Erdenrund ein Ableger der chinesischen Kultur entstanden sein. Und auch die Getreidearten, importiert aus dem fernen China, wären nicht spurlos verschwunden. Diese vorchristliche chinesische Expedition kann Zentralamerika nicht erreicht haben - schon des fehlenden Getreides wegen. Vermutlich ist sie irgendwo im weiten pazifischen Raum gestrandet. Dort - beispielsweise auf den Karolineninseln - sind uralte chinesische Einflüsse nachweisbar [27].

Ich durchforste die Literatur immer noch nach den eigentlichen »Göttern«, nach jenen Wesen, die nicht in die Haut irgendwelcher Seefahrer passen wollten und übernatürliche Dinge zustande brachten. Wer waren sie? Aus welchen Revieren der Erde oder meinetwegen der Milchstraße kamen sie? Waren die ursprünglichen »Götter«, welche die tumben Menschlein durch gewaltige Manifestationen beeindruckten, irdisch oder überirdisch? Dabei sollten wir stets im Hinterkopf behalten, daß bei jeder Kulturkonfrontation zwar ein »Götterschock« entstand - jedoch die »primitiveren« Völker das menschliche Wesen und die irdische Technologie der »Höheren« bald durchschauten. Das alte China bietet zwar Ansatzpunkte für weltumspannende Expeditionen. Dennoch können die Chinesen schwerlich die ursprüngliche Rolle der »Götter« gespielt haben.

Noch weiter in die Vergangenheit als die verschollenen 3000 Chinesen geht die Reise von Sataspes, einem Vetter des Perserkönigs Xerxes (485-465 v. Chr.). Dem unglücklichen Sataspes konnte die Vergewaltigung einer Dame von hohem Rang nachgewiesen werden. Das Urteil lautete auf Tod durch Pfählung. Die Mutter von Sataspes überredete den Perserkönig, ihrem Junior eine Bewährungschance zu geben. Daraufhin schickte Xerxes den liebestollen Sataspes auf eine Expedition »hinter die Säulen des Herkules«. Sataspes soll bis in den heutigen Senegal (Afrika) vorgedrungen sein, vielleicht gar bis Guinea. Jedenfalls beschreibt er »Zwergvölker«, die mit den Pygmäen identisch sein könnten. »Dann stockte das Schiff«, die Strömung wurde zu stark. Sataspes gab Befehl zum Rückzug und hoffte, daheim bei seinem Herrscher Gnade zu finden. Xerxes entschied anders. Für ihn hatte Sataspes das Ziel nicht erreicht. Der Unglückliche wurde gepfählt [28].

So wissen wir denn auch von dieser Expedition nicht, wie die jeweiligen Eingeborenen auf die Perser reagierten. Kaum anzunehmen, daß sie als »Götter« verehrt wurden, denn von einem persischen Götterkult ist in Afrika nichts bekannt. Auf der Suche nach den Originalgöttern schwimmt man in seichten Gewässern: Einiges ist möglich und kaum etwas auszuschließen.

Bekannt ist ferner ein altes arabisches Schriftstück, das auf den Kanarischen Inseln bei Las Palmas gefunden wurde [29]. Es behandelt die Ankunft der Araber auf den Kanarischen Inseln und berichtet zusätzlich über unbekannte Länder, die unter dem »dritten Klima des Nubischen Geographen« angesteuert worden waren. Dort heißt es, in einem Meer liege eine Insel des Namens »Saale, auf der Männer von einer Art wie Frauen zu finden sind . . . ihr Atem ist wie der Rauch von brennendem Holz . . . und die Männer unterscheiden sich lediglich durch ihre Geschlechtsorgane von den Frauen. Sie besitzen keine Bärte und kleiden sich in die Blätter von Bäumen«.

Das schmeckt nach Indianern. Der »rauchige Atem« mag vom Tabakqualmen kommen, und »Bärte« haben die Indios ohnehin nicht. Da ihnen zudem keine Haare auf der Brust wachsen, mögen sie den Arabern feminin vorgekommen sein. Bloß als »Götter« können auch diese Araber nicht gewirkt haben, denn weder in Süd- noch in Zentralamerika ist irgendeine Verehrung oder ein Kult nachweisbar, der nach arabischer Beeinflussung schreit. Mit einer Ausnahme vielleicht.

Auch Religionen sind Mythen

Basis der Religion der Mormonen ist das Buch Mormon. Es soll im letzten Jahrhundert auf recht geheimnisvolle Weise von Joseph Smith (1805-1844), dem Begründer der Religion, gefunden worden sein. Im Buch Mormon ist in allen Einzelheiten eine seltsame Reise von Jerusalem nach Südamerika beschrieben, die etwa um's Jahr 600 v. Chr. stattgefunden haben soll.

Berichterstatte der Reise ist ein gewisser »Nephi«, der von sich selbst sagt, sein Vater heiße »Lehi« und seine Mutter »Sariah«.

Im ersten Kapitel, Vers vier, des Buches Mormon erzählt Nephi:

»Im Anfang des ersten Jahres der Regierung Zedekias, des Königs von Juda, kamen viele Propheten, die dem Volk prophezeiten, daß es Buße tun müsse, oder die große Stadt Jerusalem würde zerstört werden.« Soweit stimmt die Geschichte. Jerusalem wurde 586 v. Chr. völlig zerstört. Damals habe »der Herr« - wer immer das war - befohlen, ein Schiff zu bauen, »damit ich Dein Volk über die Wasser führe!«

Der geheimnisvolle »Herr« versah die Auswanderer nicht nur mit Nahrung, er schenkte ihnen auch gleich einen Kompaß. Nach Nephis ausführlicher Schilderung sind die Historiker der Mormonen überzeugt, die Gruppe sei zuerst von Jerusalem durch die Arabische Halbinsel gewandert, habe etwa im Raume des Golfs von Aden ihr Schiff gebaut und schließlich über den Indischen und Stillen Ozean die südamerikanische Küste erreicht. Bald nach der Landung begannen die Nephiten, »das Land zu bebauen und Samen zu säen; wir pflanzten allen Samen, den wir aus dem Lande Jerusalem hatten«. Schließlich zeugten die Nephiten fleißig Nachkommen und erstellten einen Tempel »in der Art des Tempels von Salomon«.

Auch wenn die Geschichte aus dem religiösen Bereich kommt, darf sie nicht ungeprüft beiseite geschoben werden. Die Daten, Zahlen und Namen im Buch Mormon sind verblüffend exakt. Nach dieser Variante hätten die Nephiten aus Jerusalem in Südamerika Fuß gefaßt. Übernahmen sie die Funktion der »Götter« für Südamerikas Indios? Nein. Die Nephiten hatten ihre eigene israelitische Religion. Und auch im (viel späteren) Reich der Inkas findet sich keine Spur des israelitischen Gottesglaubens oder irgendwelcher jüdischer Kultobjekte. Seine Heiligtümer gibt schließlich ein Volk, das sich rapide vermehrt, nicht auf.

Zudem war die Reise der Nephiten von West nach Ost nicht die erste. Nach dem Buch Mormon soll bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. eine andere Gruppe - vom »Herrn« geleitet und unterwiesen - Südamerika erreicht haben. Es muß eine abenteuerliche Reise gewesen sein, denn sie wurde in acht fensterlosen, vollkommen abgedichteten Schiffen unternommen:

»Und sie waren so gebaut, daß sie außerordentlich dicht waren und daß sie wie ein Gefäß Wasser halten würden. Boden und Seiten der Schiffe waren dicht wie ein Gefäß; die Enden waren spitz; und das Oberteil hielt dicht wie ein Gefäß. Sie hatten die Länge eines Baumes, und wenn die Türen verschlossen waren, dann war sie dicht wie ein Gefäß.«

Nachdem die Auswanderer ihre wasserdichten Schiffe gebaut hatten, stellten sie einen Konstruktionsfehler fest: Nach Verschuß der einzigen Türe war es stockdunkel an Bord. Daraufhin schenkte ihnen »der Herr« 16 leuchtende Steine, zwei für jedes Schiff, und die Steine spendeten 344 Tage helles Licht. Erste Klasse!

Das mag man glauben oder nicht, Tatsache bleibt, daß im babylonischen Lehrgedicht von der Schöpfung, dem Enuma elis, die gleiche Überfahrt beschrieben wird. Dort wird von einer Sintflut erzählt, die »Atra-Hasis« überlebt. In dem nur bruchstückhaft erhaltenen Epos gibt Gott »Enki« dem »Atra-Hasis'« genaue Anweisungen zum Schiffsbau. Auf »Atra-Hasis'« Einwand hin, er verstehe nichts vom Schiffsbau, zeichnet Gott »Enki« einen Aufriß des Schiffes und erläutert ihn [30].

Der amerikanische Orientalist Zecharia Sitchin, der den Text untersuchte, vermerkte dazu [31]:

Enki verlangte ein »überdachtes Schiff«, ringsum hermetisch versiegelt und mit »zähem Teer« abgedichtet. Es darf kein Deck haben, keine Öffnung, »so daß die Sonne nicht hineinblicken kann«. Es soll ein Sulili sein - wie ein ApsuSchiff « - genau dieses Wort (soleleth) wird heute im Hebräischen für Unterseeboot gebraucht. »Laß das Schiff ein MA.GUr sein«, sagte Enki. (»Ein Schiff, das schlingern und herumgeworfen werden kann.«)

Waren demnach die alten Babylonier und Israeliten die Urbewohner Südamerikas? Spielten sie den Part der »Götter«, vor dem sich die einheimische Indiobevölkerung zu fürchten hatte? Das kann nicht sein, und die Gegenargumente bleiben dieselben. Wo in Südamerika sind die kulturellen Spuren der Babylonier oder Israeliten? Beide Völker verfügten über ausgeprägte Glaubensgrundsätze, über exakte Göttervorstellungen, über Kultobjekte und Kultfiguren. Ich kenne die alten Tempelanlagen Südamerikas, und mit Ausnahme von Chavin de Huantar (Peru), Tiahuanacu und dem benachbarten Puma-Punku (Bolivien) gibt es nichts, was man einer völlig fremdartigen Kultur in die großen Schuhe schieben könnte. Und diese drei Orte kennen weder babylonische noch israelische Götter.

Souvenirs aus einer andern Welt

Korreakterweise soll nicht unerwähnt bleiben, daß in der »neuen Welt« einige umstrittene Gegenstände gefunden wurden, die zumindest auf einen Besuch aus Asien hinweisen. So tauchten 1932 in Kentucky, USA, alte Münzen mit der Inschrift »Jahr 2 der Freiheit Israels« auf [25]. Bereits 1891 war man im Grab eines Cherokee-Häuptlings aus Bat Creek, Tennessee, USA, auf eine Plakette mit einer seltsamen Schrift gestoßen. Obschon das Bild der Plakette drei Jahre später vom Smithsonian Institut veröffentlicht wurde, konnte man bis 1964 nichts damit anfangen. Kunststück erst jetzt fiel nämlich Professor Cyrus H. Gordon auf, daß das Bild seitenverkehrt dargestellt war. Gordon entzifferte »für das Land Juda«, andere Experten konnten zumindest »Judäa« herauslesen und ein Datum, das um 100 n. Chr. lag [32].

Alle diese Funde - es gibt mehr davon - sind in der Wissenschaftsliteratur umstritten. Zudem erklären sie das Wesen der ursprünglichen »Götter« nicht. Wie immer der Cherokee-

Häuptling zu seiner Inschrift gekommen sein mag er verehrte bereits vorher seine eigenen Götter. Die Plakette besaß lediglich den Wert des Einzigartigen, Fremden, Unverständlichen. Deshalb wanderte sie ins Grab des Cherokee-Häuptlings. Unbegreifliche Gegenstände wurden von vielen Eingeborenensstämmen als »übernatürlich«, als »nicht von ihrer Welt« eingestuft und wie Reliquien verehrt. Dafür gibt es köstliche Beispiele:

1579 nahm Kapitän Francis Drake die kalifornische Küste in britischen Besitz. Er lief mit fünf Schiffen in eine Bucht, in welcher die Miwok-Indianer lebten. Die wiederum waren von den Briten sehr beeindruckt und verlangten alsogleich ein Treffen mit ihrem »Hioh«, einem Oberhäuptling. Der schmückte Drake mit einer Art Krone und vielen zierlichen Ketten. Dazu sangen die Indios mit ohrenbetäubendem Lärm, und soviel Drake und seine Offiziere verstanden, hielt man sie für Götter, gegen die zu kämpfen aussichtslos sei. Drake sprach in seiner Besitzerklärung von Königin Elisabeth, und die Indios unterwarfen sich diesem »Hauptgott« gerne [33, 34]. Um ihre Unterwürfigkeit zu demonstrieren, wählten sich viele Indios einen Seemann oder Soldaten aus, brachten ihm Geschenke und geißelten sich vor seinen Augen. Die verdutzten Engländer konnten sich vor der opferbereiten Zudringlichkeit kaum retten. Vermutlich waren die fünf farbenprächtigen Schiffe die Ursache für das große Staunen und die »göttliche« Verehrung der Indios. Francis Drake schrieb darüber:

»Als sie (die Indios) näher gekommen waren, blieben sie wie angewurzelt stehen, weil sie Dinge erblickten, die sie nie zuvor gesehen und von denen sie auch nie gehört hatten. Sie waren eher geneigt, uns ehrfürchtig und ängstlich als Götter zu verehren.«

Nun ließ Francis Drake als sichtbares Zeichen seiner Besitzergreifung eine Messingplatte an einen starken Holzpfosten nageln. In ein Loch dieser Tafel zwängten die Offiziere auch noch eine englische Sixpence-Münze mit dem Abbild der Königin Elisabeth I. Der Himmel mag wissen, bei welchen Zeremonien »Gott Elisabeth I.« verehrt und beweihräuchert wurde. Tatsache bleibt, daß dieselbe Platte im Jahre 1936 fast unbeschädigt in einem Indiograb wieder auftauchte. Sie muß mindestens drei Jahrhunderte gut verwahrt und stets von neuem mit Öl poliert worden sein, denn die billige Münze zeigte keine Spur von Grünspan.

Die von den Eroberern und Entdeckern zurückgelassenen Gegenstände avancierten in vielen belegbaren Fällen zu einer Art von heiligen Reliquien. 1565 errichtete der französische Kapitän Jean Ribault in Florida eine Gedenksäule und vergaß nicht, ein Wappen als Zeichen des Besitzanspruches an die Säule zu nageln. Als wenige Jahre später sein Nachfolger Monsieur Landonniere denselben Ort betrat, wurde er vom Häuptling »Athore« mit Geschenken überhäuft. Die Säule seines Vorgängers war mit Girlanden behangen, und ringsum standen Opfergaben. Der Ort war zum neuen Heiligtum geworden und die Säule zum verehrungswürdigen Zentrum des Kultes.

Was sich in Amerika abspielte, gilt gleichermaßen für andere Kontinente. In Afrika errichteten die Portugiesen sogenannte »Padrao-Steinsäulen« als Symbol des Besitzanspruches. Die ahnungslosen Küstenbewohner verehrten diese Säulen, bis sie - oft zu spät - merkten, was eigentlich dahintersteckte [35]. Gegenstände aller Art wurden bewundert, bestaunt, verehrt und gefürchtet.

»Über nichts staunten die Schwarzen aber so sehr wie über die Bombarden der Karavelle«, notierte Kapitän Alvise da Cadamosto anno 1456. Schwarze, die an Bord gelassen wurden, gerieten angesichts der Kanonen und anderer Objekte in Panik oder Verzückung. Einen Dudelsack definierten sie als »noch lebendes Tier«, und selbst die am Bug des Schiffes

aufgemalten Augen hielten sie für echt. Sogar das simple Anzünden einer Kerze geriet in den Augen der Eingeborenen zum magischen Ritual [36].

Der Mann vom Mond

Im September 1871 landete der russische Forschungsreisende Mikloucho-Maclay mit seinem Schiff »Vitiaz« in Bongu an der Küste Neuguineas. Die Eingeborenen bestaunten sein Treiben aus sicherer Distanz. Eines Nachts beobachteten sie Maclay, wie er mit einer Windlaterne herum lief. Sofort machte das Gerücht die Runde, Maclay müsse vom Mond kommen. Nun war der Russe gutmütig, freundlich und zäh, er unterhielt sich mit den Eingeborenen so gut wie möglich. Mühsam machte er ihnen klar, daß er von Bußland und nicht vom Mond komme. Doch unter »Bußland« konnten sich die Einheimischen nichts vorstellen. Schließlich hatte der Besucher eine weiße Haut und kommandierte obendrein ein gigantisches Fahrzeug. Kurz entschlossen kürten ihn die Priester zum »Gott Tamo Anut« und die »Vitiaz« zum göttlichen Fahrzeug. Eine Holzstatue, von irgendeinem Schiffswrack ans Ufer geschwemmt, wurde zum verehrungswürdigen Symbol ihres neuen Gottes Tamo Anut erhoben.

Als später Holländer und Deutsche auftauchten, stießen sie überall auf die Symbole des Gottes Tamo Anut, dessen Wiederkehr selbstverständlich erwartet wurde. Die Geschenke der Europäer betrachteten die Eingeborenen als Gaben ihres Gottes Tamo Anut. Sie erklärten den Europäern, ihr Gott Tamo Anut wohne im »Land Anut«, dies sei das Reich des obersten Schöpfergottes, und die Menschen dort besäßen große Häuser und »metallne Werkzeuge« [37].

Seltsames geschah eines Morgens: Ein fremdes Schiff dampfte an der Küste vorbei. Angestrengt beobachteten die Eingeborenen das qualmende Ungetüm. Nachdem das Schiff hinter dem Horizont verschwunden war, verbreitete sich die Nachricht, »Gott Tamo Anut« sei vorbeigezogen und habe eine große Zigarre geraucht.

So entstehen Mythen aus ganz simplen Gründen, und Gegenstände wachsen zu Kultobjekten. Blieben die »Götter« hingegen längere Zeit, wurden sie bald wieder auf die Erde heruntergeholt. Man durchschaute an ihnen das Allzumenschliche, und die Kultobjekte kamen auf den Müll. Wirkliche Götter hatten beständig zu sein und Übernatürliches zu vollbringen. Oft auch wurden die Gegenstände der Pseudogötter imitiert oder gar vollständig und funktionstüchtig nachgebaut. Über einen solchen Fall berichtete Kapitän Fernam Mendez Pinto, der Mitte des 16. Jahrhunderts verschiedene japanische Häfen anlief [38, 39]:

»Einer von uns . . . ging oft zu seinem Vergnügen mit seiner Arkebuse schießen, wobei er sehr geschickt war, so daß er einmal 26 Wildenten erlegte. Als diese Leute sein Schießen gewahrten, das sie nie zuvor gesehen hatten, verstanden sie nicht, was es sein könnte, so daß sie, da sie das Geheimnis des Pulvers nicht kannten, schlossen, es müsse Zauberei

dahinterstecken... Sie machten sich ein Modell der besagten Arkebuse, um andere danach anzufertigen, und das Ergebnis davon war, daß es vor unserer

Abreise 600 davon gab. Im Jahre 1566 gab es ungefähr 30 000; worüber ich sehr erstaunt war. Einige glaubwürdige Kaufleute versicherten mir, daß es auf der ganzen Insel Japan über 300000 Arkebusen gab...«

In diesem Falle war die »Zauberwaffe« des weißen Mannes nicht zum Kultobjekt hochstilisiert, sondern ganz praktisch nachgebaut worden. Die Japaner waren seit jeher große Künstler der Imitation. Voraussetzung dazu ist technisches Verständnis, gute Handwerksarbeit und keinerlei Furcht vor der Magie irgendeines Gottes. In anderen Erdteilen führte der Götterschock zur Imitation der verrücktesten Gegenstände, bar jeder technischen Funktion. Dies sogar in unserem Jahrhundert.

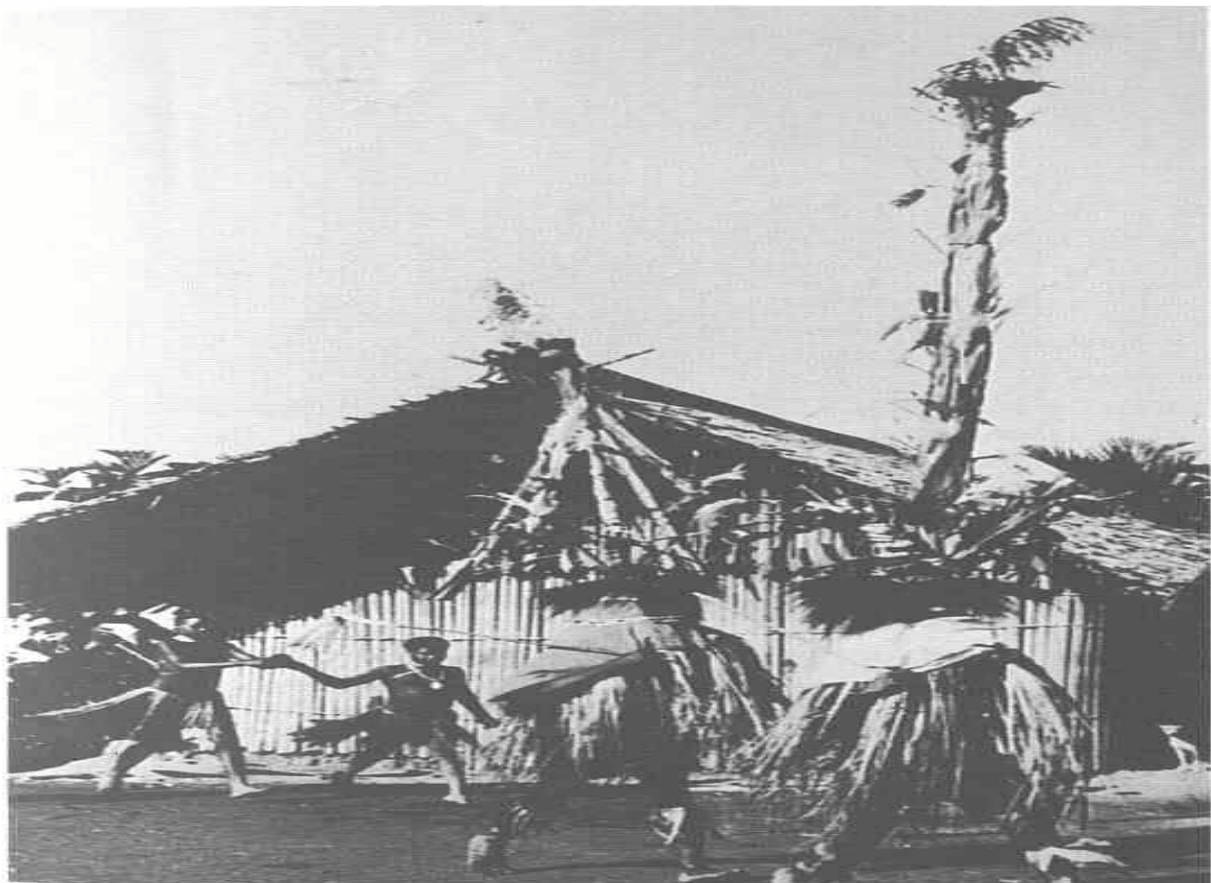


Im Frühjahr 1945 hatten die Amerikaner das Gebiet um Hollandia (Neuguinea) zu einem Basislager ausgebaut. Zeitweise waren dort 40 000 Soldaten stationiert. Flugzeuge landeten unentwegt, brachten Nachschub für den Krieg im Pazifik. Die Buschbewohner, meist Papuas,

beobachteten das Treiben der Fremden verständnislos. Sie hatten weder eine Ahnung von Weltpolitik noch von Technologie. Nun verteilten amerikanische Soldaten immer wieder kleine Geschenke - genauso wie vor Jahrhunderten Cortez oder Kolumbus. Diesmal waren es Konserven, Schokolade, Kaugummi, T-Shirts, alte Schuhe oder auch mal ein Messer, ein Kochtopf oder eine Flasche. Alle diese Geschenke hießen bei den Eingeborenen »Cargo«. (Das englische Wort für »Ware«.) Immer mehr Papuas wollten »Cargo«, immer mehr Eingeborene wagten sich aus dem Busch und bis an die Ränder des Flughafens, der Militärbaracken und Lagerschuppen heran. Dort sahen sie, wie große, silberne Vögel mit lautem Lärm in die Wolken stiegen, wahrscheinlich zum Himmel. Die Papuastämme hielten Beratungen ab. Was könnten sie tun, damit die Silbervögel direkt zu ihrem Stammesgebiet flogen und dort »Cargo« ausluden? Telefonverbindung zu den Göttern

Schließlich kamen sie zur Überzeugung, sie müßten sich genauso verhalten wie die Fremden, dann würden die »Himmelsvögel« von selbst ihr Wohngebiet ansteuern. An verlassen Stränden bauten sie mit Material aus dem Busch riesige »Lagerhallen«, in denen sie das »himmlische Cargo« aufstapeln wollten. Auf der Insel Wewak entstand ein Geisterflughafen mit imitierten »Pisten« und »Flugzeugen« aus Holz und Stroh. Auch an »Lazaretten«, die sie bei den Soldaten beobachtet hatten, sollte es nicht fehlen. »Ärzte« und »Krankenschwestern« wurden eingesetzt, die jungen Eingeborenen trimmten sich militärisch. Geschulterte Holzrohre dienten als »Gewehre«. Im östlichen Hochland von Neuguinea fanden holländische Beamte »Radiostationen« und aus Blättern zusammengerollte »Isolatoren«. Haushohe Bambusstangen sollten »Antennen« darstellen, die Buschhütten waren durch »Leitungen« aus gedrehten Pflanzenfasern miteinander verbunden. Die Bevölkerung trat in Reih und Glied vor den »Radiostationen« an und schwenkte Fackeln als »Signallampen«. Die Priester redeten pausenlos in hölzerne »Mikrophone« und hatten sich »Kopfhörer« aus Wurzelholz übergestülpt.

Holländische und amerikanische Offiziere betrachteten die Narreteien ziemlich fassungslos und lachten darüber. Die Eingeborenen hingegen imitierten tapfer und mit einer



Vor den Hütten wurden »Antennen« aufgestellt. Sie sollten »Cargo« herbeizaubern.

unglaublichen Ernsthaftigkeit alles, was sie beobachteten. Bald gab es »Stahlhelme« aus den Schilden der Schildkröten, »Fliegerbrillen« aus Perlmutter und »Armbanduhren« aus Fellstreifen. Nicht nur an den Küsten, auch im Zentralhochland von Neuguinea entstanden »Cargo-Häuser«. Ein Gerücht machte die Runde, es würden »große, fliegende Schweine« [40] erwartet.

Das traurige Erwachen folgte bald. Die »Silbervögel« flogen weiterhin zu den Kriegsflughäfen, kein »Cargo« füllte die Schuppen, aus den »Kopfhörern« klang keine Stimme, und aus den »Gewehren« fiel kein Schuß. In den darauffolgenden Jahren wurden die Imitationen weggeschmissen oder als Schmuck in den Hütten verwendet. Was aber wäre geschehen, wenn der weiße Mann nach einer kurzen Visite auf Nimmerwiedersehen abgezogen wäre? Mit Sicherheit würden spätere Entdecker einen höchst drolligen Kult vorfinden. Eine Religion des »Cargo« mit »antennengleichen« Kuhobjekten, »radioähnlichen« Stationen und »flugplatzähnlichen« Freiluftkirchen.



Auf verschiedenen Inseln Neu-Guineas entstanden »Geisterflughäfen« mit Flugzeugmodellen aus Holz und Stroh.

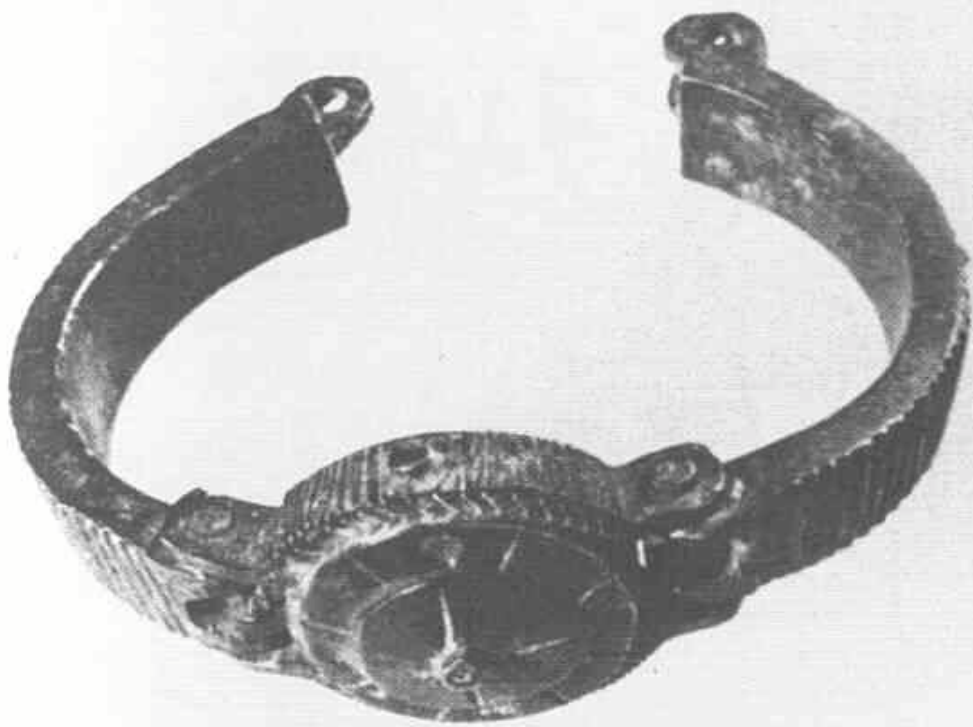
Und exakt dies ist es, was ich bei den alten Völkern vermisste. Wären sie von überlegeneren irdischen Technologien beeinflusst worden, so müßten ihre Kulte und Zeremonien auf eine teilweise Nachahmung des Unbekannten hinaus laufen. Wir stammen nun mal vom Affen ab, und was der nicht versteht, imitiert er. So sehr ich suche, finde ich bei den Kulturkonfrontationen zwar einen »Götterschock«, ich finde die gläubige Wiederkunftserwartung - aber keine Nachahmung einer chinesischen, babylonischen, israelischen, ägyptischen, persischen oder sonstwie gearteten Technologie. Es müßten Felsritzungen, Holzfigürchen oder Keramiken mit Abbildern existieren, auf denen »irgend etwas« aus der Welt jener Fremden wiedergegeben ist. Schließlich ist genau dies aus dem Zeitalter der Entdeckungen nachweisbar. So fand man im Südwesten der USA Felszeichnungen, die einen Mann mit Hut und Pumphosen darstellen. Die Bilder zeigen den Forscher Major Wesley, der die dort lebenden Indianerstämme im letzten Jahrhundert besuchte [41, 42]. Auf dem Territorium der Lacandon-Indianer von Guatemala, am Ufer des

Rio Usumacinta, tauchten Ritzzeichnungen einer spanischen Karavelle auf [43]. Ähnliche Gravuren wurden bei Amalivaca (Venezuela) von Padre Bartolome de las Casas entdeckt. Sie zeigen Schiffstypen der Kanarischen Inseln. Die Ethnologin Margaret Mead fand beim Stamm der Manus - das ist ein Fischervölkchen auf den Admiralitäts-Inseln im pazifischen Bismarck-Archipel - Modelle von Flugzeugen. Sie waren aus Treibholz hergestellt. Offensichtlich müssen die Fischer echte Flugzeuge beobachtet und dann nachgemacht haben [44]. Und - wie früher dargetan - steht im Berliner Museum für Völkerkunde ein steinerner Gott aus Hawaii, bekleidet mit einer europäischen Halskrause und einer Perücke.



Solcherart Kuriositäten von den Cargo-Kulturen bis zu den Pumphosen belegen das Imitationsgebarren der »Wilden«. Sie vergaßen die eindrucklichsten Gegenstände der fremden Besucher keineswegs. Oft wurden die unverständlichen Objekte nachempfunden, oder man machte sie zum Bestandteil der mündlichen Überlieferung. So stieß der Ethnologe G. T. Emmos Ende des letzten Jahrhunderts bei mehreren amerikanischen Indianerstämmen an der Nordwestküste auf Beschreibungen von »großen, schwarzen Vögeln mit weißen Flügeln«, aus denen gar Menschen gestiegen seien. Von- was redeten die Indianer? Eine mühevollen Befragung klärte das Rätsel. Die Indianer meinten die beiden Schiffe »La Boussole« und »L' Astrolabe« des französischen Forschers La Perouse, der die Stämme im Jahre 1786 besucht hatte [45, 46]. Selbst die mit einem Kreuz gekrönte Säule, die Kolumbus am Kap Maisi (Kuba) aufstellen ließ, überlebte als dauerhaftes Monument des »himmlischen Besuches« die Jahrhunderte [47].

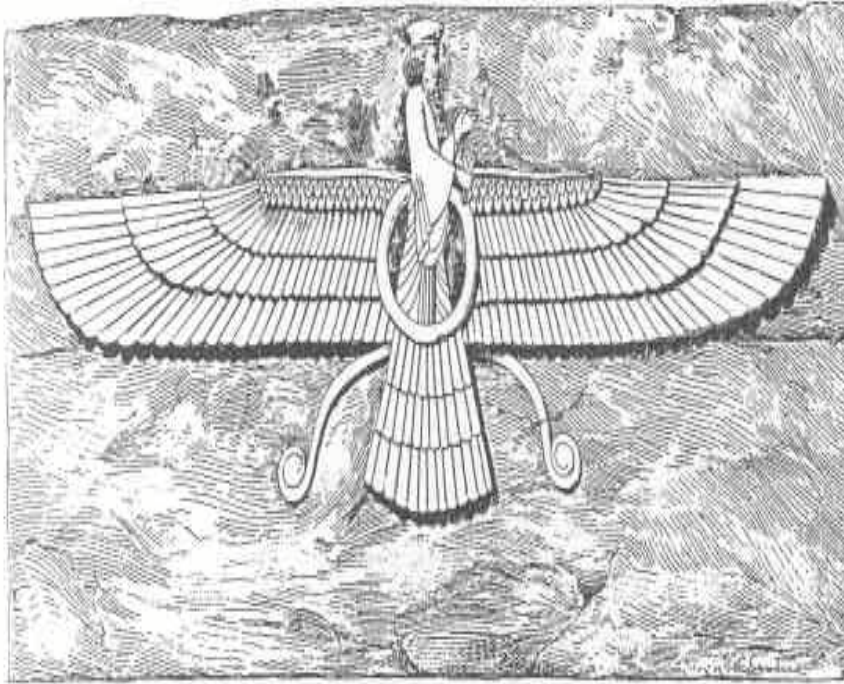
Bekannt ist auch ein Erlebnis, das der deutsche Forschungsflieger Hans Bertram bei einer Notlandung in Australien überstand. Er wurde von den Aborigines nur deshalb nicht getötet, weil er eine Fliegerbrille trug. Ähnliche Gestalten mit dicken Brillen kannten die Aborigines nämlich von ihren Felszeichnungen. Genau das Gegenteil erlebte der Pilot Leal Neto, der 1954 bei den Stämmen der Suyá in Zentralbrasilien eine Landung wagte. Sein Flugzeug wurde mit einem Pfeilhagel empfangen. Spätere Recherchen klärten auch dieses Verhalten auf. Die Indianer erkannten im Flugzeug ein »Ungeheuer mit der harten Schale«, von dem die alten Überlieferungen nur Unerfreuliches berichteten [48]. Wo aber blieben die nachempfundenen Gerätschaften und Geschichten der viel früheren Expeditionen der Chinesen?



Dies ist weder eine neuzeitliche Swatch noch eine funktionierende Armbanduhr. Es handelt sich um einen Bronze-Armreif, der die Idee einer echten Uhr vermitteln sollte.

Wir kennen den Zeitpunkt nicht, an dem die technologisch unterlegenen Stämme ihren ersten Kontakt mit einer andersgearteten Kultur erlebten. Aber wir können nachweisen, daß derartige Ereignisse im Erinnerungsvermögen der Stämme haften blieben. Ein überzeugendes Beispiel dafür liefert eine Expedition nach Papua-Neuguinea, die Frank Hurley in den zwanziger Jahren mit einem Flugboot unternahm. Hurley, sein Fotograf Lang und ein Dolmetscher starteten von Port Moresby aus, flogen die Küste entlang und überquerten Urwälder mit Hütten aus einer vorgeschichtlichen Welt. Schließlich wagten sie eine Landung beim Dorf Kaimari [49]:

». . . Wir flogen über Dörfer, deren Bewohner in das Dickicht geflüchtet waren, als der große, fliegende Teufel nahte, der durch die niedrigen Wolken sauste... Die Landung verlief glatt, aber... zu unserer Bestürzung stellten Lang und ich fest, daß man uns offenbar als übernatürliche Wesen ansah und das Flugzeug zu einem Gegenstand der Verehrung und Furcht wurde...«



Im heutigen Iran wurde der Schöpfergott Ahura Mazda bereits um 500 v. Chr. in einer geflügelten Scheibe dargestellt.

Der Dolmetscher kämpfte um Verständnis, bis er begriff, daß die mutigen Krieger das Flugzeug »als Teufel, der vom Himmel herniederflog« oder als »Boot-gehören-zwei-Göttern« bezeichneten. Die Eingeborenen hatten bereits in irgendeiner Vergangenheit schlechte Erfahrungen mit einem Flugzeug erlebt. Wann weiß niemand. Von einer Flugexpedition vor Hurley ist nichts bekannt. Von welchen antiken Fliegern stammte die Furcht der Eingeborenen? Um den frisch herniedergestiegenen »Gott Hurley« zu besänftigen, paddelten die »Wilden« jeden Abend mit einem Kanu zum Flugboot hinaus. Dort opferten sie ein Schwein, das mühevoll auf die Bugnase des Flugzeuges gehievt wurde. Der klevare Hurley entfernte den Tierkadaver im Dunkel der Nacht. Für die Eingeborenen aber war dies der Beweis, daß »Boot-gehören-zwei-Göttern« das Opfer angenommen hatte. Leider vergaß Hurley zu beschreiben, was er und seine kleine Besatzung Nacht für Nacht mit den Schweinereien anstellten.

Frank Hurley konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich wenigstens ein bißchen als Gott zu fühlen. Während der turbulenten Zeremonie um die Heilung eines Kranken zündete er ein halbes Pfund Blitzlichtpulver:

». . . ich warf das Päckchen auf das Feuer und verzog mich; die Menge, die meinen Kräften als Zauberer nicht recht traute, sammelte sich darum herum, während das Feuer langsam die äußere Umhüllung verzehrte. Dann flammte das Pulver mit einem dumpfen Knall hell auf. Es war, als sei eine Sternrakete in der Mitte der Leute losgegangen. Wie Raketen leuchteten die Fackelbrände empor; und ein Schrei des Entsetzens erscholl. Zu Tode

erschrocken waren die Eingeborenen gleichzeitig zerstoben. Die Trommeln verstummten . . .
«

Der Patient wurde von Hurley nicht vergessen. Er, der »... eine gehörige Gabe Lebertran zu schlucken bekam und am nächsten Tag wohl und munter inmitten seiner Genossen herumwandelte...«, wird diese unvergeßliche Nacht seinen Enkeln schildern. »Später hörte ich«, berichtet Hurley, »daß mein harmloser Scherz mir den wenig beneidenswerten Ruf eines >Dimdim-Puripuri<, eines >weißen Zauberers< eingebracht hatte.

Götter-Teufel-wiedergekehrte Ahnen-absurde Nachahmungen von Technologien und eine Flut von widersprüchlichen Überlieferungen, wer soll daraus noch schlau werden? Gottlob gibt es Brücken, auf denen man gemächlich von der Gegenwart in die Vergangenheit marschieren kann, und selbst der Schnee von gestern wird leicht zum Glatteis von heute.

1920 wurden von Erich Scheurmann, einem Südseereisenden, die Reden des Häuptlings Tuiavii veröffentlicht. Dieser Häuptling Tuiavii soll als Knabe Zögling einer Missionsschule auf Samoa gewesen sein und später sogar Europa besucht haben. Dabei registrierte der junge Tuiavii recht fassungslos die unbekannten Dinge der neuen Welt: die Hektik, die stinkenden Autos, die Radios, die mehrstöckigen Gebäude, die riesigen Bahnhöfe und Menschenmassen auf den Straßen. Wieder daheim auf seiner stillen Insel verarbeitete Tuiavii seine verwirrenden Eindrücke zu ermahnenden und philosophischen Reden, die er seinen Stammesbrüdern hielt.

Wortwahl und Aussage

Ob diese Reden je gehalten wurden, ist umstritten. Sicher ist eigentlich nur, daß Erich Scheurmann längere Zeit unter den Südsee-Insulanern lebte und daher ihre Vorstellungen vom weißen Mann kannte. Vielleicht auch unterhielt er sich lediglich einige Zeit mit Tuiavii, den er »auf der weltfernen kleinen Insel Upolu, die zur Samoagruppe gehört« [50], kennenlernte. Dort, im Dorf Tiavea, entstanden die spöttischen Reden des Häuptlings Tuiavii, der sich über die europäische Kultur lustig machte. Eine Brücke in die Vergangenheit baut Scheurmann/Tuiavii mit der Wortwahl für Gegenstände, die seinen Stammesgenossen unbekannt waren. So bezeichnet er die Kleidung der Europäer als »Häute«, und die Kleiderknöpfe werden zu »Muscheln«. Weiter:

Manschetten sind »Kalkreifen . . . «

ein Zylinder wird zum »steifen Gefäß...« die Häuser zu »Truhen aus Stein...«

die Türen zu »Holzflügeln...«

Treppenstufen werden zu »Ästen...« und der Klang einer Klingel zum »Schrei...« Die Straßenbahn heißt »gläserne Truhe auf metallnen Bändern...«, und die Eisenbahn ist ein »Langschiff wie ein Wurm, das ständig gleitet...«

Telefone sind »Worte-in-metallne-Fäden-blasen«, und ein Gewehr ist schlicht ein »Feuerrohr. . . «

Die Zeiger der Uhren sind »kleine Finger« und die ersten Flugzeuge »Kanus, die von Wolken zu Wolken fahren...«

Eine Dampfmaschine ist »das Ding, das schwarze Steine frißt und dafür Kraft gibt«, und ein Federhalter - na, hätten Sie's gewußt? - ein »Schreibknochen«.

Die Elektrizität heißt »Blitze-des-Himmels-fangen«, das Kino ist der »Ort des falschen Lebens«, der Beruf heißt

»nur-eins-können«, die Taschenlampe »der Feuerfunken«, und die Klaviertasten schließlich sind »kleine weiße und schwarze Zungen«.

Man stelle sich mal den Aussagewert folgender Information vor:

»Als die Sonne am Himmel stand, deckten sich die kleinen Finger. Mein Begleiter blies einige Worte in metallne Fäden und bestieg dann über kleine Äste das Kanu, das von Wolke zu Wolke fährt. Dort hängte er sein steifes Gefäß an eine Astgabel und forderte mich auf, hinunter zu blicken. Ich sah viele Truhen aus Stein, auch einige gläserne Truhen auf metallnen Bändern und sogar ein ,wurmartiges Langschiff, das sich rasch entfernte. Plötzlich erschien ein sehr hübsches Mädchen mit einem Schreibknochen. Sie brachte uns ein Getränk und sagte, gleich würden wir den Ort des falschen Lebens sehen...«

Wie hätten unsere Vorfahren Dinge beschreiben sollen, für die sie keine Worte kannten? So man nicht beschreiben kann, muß um-schrieben werden. Behelfskonstruktionen werden gesucht. So nannten die Indianer Nordamerikas eine Dampflokomotive »Feuerroß« und das Telefon »singenden Draht«. Der Alkohol wurde zum »Feuerwasser« und ein Tonbandgerät zum »Ding, das die Stimme stiehlt«. Als im Oktober 1978 in Zaire, Afrika, eine Versuchsrakete gestartet wurde, fragten TV-Reporter einige Schwarze im Busch, was sie davon hielten: »Das sind unsere mächtigen Freunde, die Feuer in den Himmel schicken«, war die lapidare Antwort. Aus dem Unwissen und der Umschreibung entstehen Legenden - gestern wie heute.

Mitte der zwanziger Jahre besuchten die Brüder Michael, Benjamin und James Leahy Neuguinea, denn an bestimmten Küstenstreifen war damals das Goldfieber ausgebrochen. Die Leahy-Brüder trugen nicht nur Goldwäschersiebe auf dem Rücken, sondern auch Kameras. 60 Jahre später war das Gebiet der »Wilden« zivilisiert. Ein australisches Fernsehteam besuchte das Territorium und zeigte den Einwohnern Vergrößerungen der alten Leahy-Aufnahmen. Einige Großväter erkannten sich selbst wieder; sie sehen heute anders aus, tragen Schuhe, Hosen und Hemden. Auf den 60 Jahre alten Fotos waren sie noch im Lendenschurz und mit Speeren in der Hand abgelichtet. Ein Greis berichtete [51]: »Ich war damals noch ein Kind. Mein Vater hatte mich mit auf die Jagd genommen. Da sahen wir den ersten weißen Menschen. Ich war zu Tode erschrocken und fing an zu weinen. Nie zuvor hatten wir ein solches Wesen gesehen. Woher mochte er kommen? Etwa vom Himmel oder aus dem Fluß?«

Die Leahy-Brüder ihrerseits hatten ihre Begegnungen aus den zwanziger Jahren schriftlich festgehalten. Sie schrieben, die Ureinwohner wären vor jedem Gegenstand fassungslos dagestanden, egal, ob es sich um ein Streichholz, eine Konservendose, einen Bleistift oder eine Schere gehandelt habe. Was bei diesen Begegnungen in den Köpfen der Eingeborenen vorgegangen war, berichteten die Greise aus ihrer Erinnerung:

»In unserem Dorfe verbreitete sich die Nachricht, daß Blitze gekommen seien. Wir hielten diese Weißen für Blitze vom Himmel. Andere sagten, das sind unsere Vorfahren, die aus dem Reiche des Todes zurückgekehrt sind.«

Was sollten sie sich sonst vorstellen? Es gab eine alte Überlieferung, nach welcher einst Götter vom Himmel herniedergestiegen seien und die Menschen unterwiesen hätten. Und es gab den Totenkult, den Glauben an ein jenseitiges Reich der Ahnen. Ein Greis, der die erste Begegnung mit den Weißen erlebt hatte, schilderte den Zwiespalt der Gedanken. Die Weißen hatten große, farbige Rucksäcke getragen. »Wir glaubten, darin müßten sie ihre Frauen haben!«

Baß erstaunt waren sie über die Hosen der Fremden; sie fragten sich, wo diese Wesen wohl ihre Exkremeinte lassen würden: »Da kann doch nichts hindurch!« So setzte sich in den Köpfen der Gedanken fest, die Weißen müßten himmlische Wesen sein - bis eines Tages ein Eingeborener aus einem Versteck beobachtete, wie ein Weißer die Hosen abstreifte und

sichtlich erleichtert etwas zurückließ. »Einer von denen aus dem Himmel hat es eben getan!« berichtete der Späher. Einige Mutige beschnupperten den Nachlaß des weißen Mannes und fanden, himmlische Scheiße stinke ebenso wie ihre irdische Notdurft.

Die Leahy-Brüder waren mit Trägerkolonnen über die Gebirge vorgedrungen. Ihnen wurde bald klar, daß auf diese Weise der Nachschub von der Küste her nie funktionieren konnte. Deshalb bemühten sie sich, eine Piste für ein kleines, einmotoriges Flugzeug aus dem Busch zu schlagen. Obschon die Eingeborenen nichts begriffen, halfen sie bereitwillig mit. Zu Tausenden, Männer, Kinder und Frauen, stampften sie singend den Boden plan. »Sie waren einfach glücklich, einen Grund zum Stampfen zu haben«, berichtete Benjamin Leahy.

Bevor das erste Flugzeug per Sprechfunk herangelotst wurde, machten sie den Eingeborenen klar, ein großer Vogel würde mit viel Lärm vom Himmel kommen und sogar Menschen in seinem Bauch tragen. Selbstverständlich hatten sich Tausende am Pistenrand eingefunden, um das Schauspiel zu beobachten. Eine alte Frau erzählte, während der Landung des riesigen Vogels hätten sie sich zu Boden geworfen und ihre Gesichter verborgen; viele von ihnen seien derart erschrocken gewesen, daß sie Wasser gelassen hätten. Dann aber seien sie weggerannt und hätten sich versteckt, manche hätten sich eng umschlungen und vor Angst geschrien. Benjamin Leahy beobachtete: »Die Leute waren wie in Panik, denn sie wußten nicht, was da herunterkommt.«

Nach und nach, als eine leidliche Verständigung möglich wurde, begriffen die Eingeborenen, daß diese seltsamen Weißen keine himmlischen Wesen waren. Doch trotz dieser Erklärung blieben sie überzeugt, die Weißen seien die Geister ihrer Ahnen. Wie kamen sie darauf?

Seit urdenklichen Zeiten war es Brauch, die Toten zu verbrennen und Asche und Knochen in den Fluß zu streuen. Und was taten diese Fremdlinge? Sie standen stundenlang im Fluß. Sie wuschen den Sand, siebten kleine, gelbe Steine in eigenartige Schüsseln. Es mußten ihre toten Ahnen sein, die im Fluß nach ihren eigenen Überbleibseln suchten. Wie sonst war ihr merkwürdiges Verhalten erklärbar?

Jahre vergingen. Die Mißverständnisse wurden langsam ausgeräumt. Die Weißen blieben, es kamen sogar immer mehr, und die junge Generation der Ureinwohner wurde in Missionsschulen unterwiesen. Die hemmende Sprachbarriere war durchbrochen, die Eingeborenen verstanden die Zusammenhänge.

Was aber wäre geschehen, falls die Weißen nach nur kurzem Aufenthalt genauso plötzlich, wie sie aufgetaucht waren, verschwunden wären? Wenn Jahrhunderte-, jahrtausendelang kein neuer Kontakt zur Zivilisation des weißen Mannes stattgefunden hätte? So sicher wie das Amen in der Kirche wären ein neuer Kult, eine neue Religion entstanden, ein Kult um die wiederkehrenden Ahnen, die im Fluß ihre Knochen gesucht hatten - ein Kult um die Weißen, die mit einem gewaltigen, lärmenden Vogel aus harter Schale vom Himmel niedergestiegen und wieder dorthin entschwunden waren. Genau das wäre geschehen!

Weshalb aber, und dies ist das eigentliche Ziel meiner Recherche, erwarteten derart viele Eingeborenentämme »Götter aus dem Himmel«?

2. KAPITEL

DIE GÖTTLICHEN MENSCHEN

Die Zeit ist eine gute Lehrmeisterin. Schade ist nur, daß sie alle ihre Lehrlinge umbringt.
(Curt Goetz, 1888-1960)

Die Geschichte der Shang-Dynastie wird den sogenannten Shih-chi-Annalen überliefert, man bewegt sich auf historischem Grund [52]. Der erste Herrscher, nach dem auch die Provinz ihren Namen erhielt, hieß Ch'eng T'ang. Dieser Ch'eng T'ang war zwar der Initiator seiner Sippe, jedoch keineswegs der erste Kaiser. Sein Vorgänger Chieh Kuei von der Hsia-Dynastie soll ein sadomasochistisch veranlagter Diktator gewesen sein, den es zu stürzen galt. Dies besorgte eben der Begründer der Shang-Dynastie, der tapfere Ch'eng T'ang. Von diesem Ch'eng T'ang wird in den Annalen gesagt, er habe »fliegende Wagen« besessen. Diese stellte er nicht in den eigenen Flugzeugwerken her, sondern sie stammten von einem geheimnisvollen Volk mit dem Namen »Chi-Kung«. Tja, und das Volk »Chi-Kung« lebte sage und schreibe 40000 Li »jenseits des Jadetores«. Wo immer das war, es muß mehr als um die halbe Weltkugel herum gewesen sein, denn 40000 Li entsprechen nach dem alten Maß zu 644,40 Metern einer Distanz von 25 776 Kilometern! Nimmt man das kleine Li zu 150 Meter, so lebte das Volk der Flugzeugbauer 6000 Kilometer entfernt.

Wörtlich wird von dem Volk »Chi-Kung« geschrieben: »Sie können auch fliegende Wagen herstellen, die bei gutem Winde große Entfernungen zurücklegen. Zur Zeit von T'ang (1760 v. Chr.) brachte der Westwind einen solchen Wagen bis jütschou (Honan), worauf T'ang ihn zerbrach, da er nicht wünschte, daß sein Volk ihn sähe.«

Der chinesische Dichter Kuo p'o (270-324 n. Chr.) griff die Annalen seiner Vorfahren auf und berichtete: »Bewundernswert sind die geschickten Arbeiten des Chi-KungVolkes. In Verbindung mit dem Winde strengten sie ihr Hirn an und erfanden einen fliegenden Wagen, der, steigend und sinkend, je nach seinem Wege, es als Gäste zum Kaiser T'ang brachte.«

Es gibt Zeichnungen dieser Apparate, auf denen Details erkennbar sind, die uns Heutigen »chinesisch« im Sinne des Wortes vorkommen. Kaiser Ch'eng T'ang versteckte diese Flugapparate vor den Blicken seiner Untertanen. Seinem »Chefingenieur« Ki Kung Shi gelang es sogar, einen derartigen Himmelswagen nachzubauen. Später wurden die Himmelswagen vernichtet, »um das Geheimnis für immer zu wahren«. Abrüstung im alten China! In seinem Werk »Schang hai tisching« berichtet der Chronist Kuo p'o (270-324 n. Chr.) verschiedene Begebenheiten aus jener Epoche [53, 54, 55]. Darin werden die »fliegenden Wagen« oft auch als »fliegende Räder« beschrieben.

Selbst noch im Mittelalter muß der Philosoph und Mönch Roger Bacon (1219-1294) Informationen über alte Flugapparate besessen haben, denn in einer Schrift aus dem Jahre 1256 vermerkt er [56]:

»Es können auch Flugapparate (instrumenta volandi) hergestellt werden . . . sie sind vor alter Zeit hergestellt worden, und es ist gewiß, daß man ein Instrument zum Fliegen hat.«

Die Leser meiner Bücher wissen, daß »fliegende Wagen« und »fliegende Räder« Bestandteil unzähliger Überlieferungen sind. Ein Double zum fliegenden Besuch am Hofe des chinesischen Herrschers Ch'eng T'ang liefert der indische König Rumanvat, der sich ein derartig riesiges Himmelsschiff bauen ließ, daß gleich mehrere Menschengruppen darin Platz fanden. Zitat [57]:

»Also setzte sich der König mit seinem Personal des Harems, seinen Frauen, seinen Würdenträgern und einer Gruppe aus jedem Stadtteil in den himmlischen Wagen. Sie erreichten die Weite des Firmamentes und folgten schließlich der Route der Winde. Der Himmelswagen umflog die Erde über die Ozeane und wurde dann in Richtung der Stadt Avantis gesteuert, wo gerade ein Fest stattfand. Die Maschine stoppte, damit der König dem Fest beiwohnen konnte. Nach dem kurzen Zwischenhalt startete der König wieder unter den Augen von unzähligen Schaulustigen, die den Himmelswagen bestaunten.«

Nicht schlecht, diese Luftschiffer der Antike! Mir ist klar, daß man versuchen wird, all diese Flugapparate der menschlichen Phantasie zuzuschreiben. Man wird - wie immer! das vorgestrigte Argument aus der Mottenkiste der Psychologie herbeizerren, der Mensch hätte es schon immer den Vögeln gleichtun wollen und den Traum des Fliegens habe er seit Urzeiten geträumt. Die Ausrede zieht nicht, denn insbesondere in den altindischen Überlieferungen werden haarscharfe Unterschiede gemacht zwischen Wagen, die fliegen konnten, und solchen, denen das nicht möglich war. Einige Textauszüge aus dem indischen Ramayana, zusammengestellt vom Sanskritgelehrten Prof. Dr. Kanjilaal vom Sanscrit College in Kalkutta, belegen es [58]:

- Gemeinsam mit Khara bestieg er das fliegende Fahrzeug, das mit Juwelen und Gesichtern von Dämonen geschmückt war. Es bewegte sich mit Lärm, der dem Donner aus den Wolken glich. (3.35.6-7)

- Besteige dieses Fahrzeug, das mit Juwelen besetzt ist und in die Luft steigen kann. Nachdem du Sita (die Gemahlin eines Königs) verführt hast, magst du hingehen, wohin du willst. Ich werde sie auf dem Luftwege nach Lanka (heutiges Sri Lanka = Ceylon) bringen... So bestiegen

Ravana und Maricha das Luftfahrzeug, das einem Palast glich . . . (3.42.7-9)

- Du Schurke glaubst Wohlstand zu erreichen, indem du dieses Luftfahrzeug beschaffst? (3.30.12)

- Dann erschien das selbständige Luftfahrzeug... wieder in Lanka mit der armen Sita und Trijata. (4.48.25-37)

- Das ist das vorzügliche Luftfahrzeug, das Puspaka genannt wird und wie die Sonne glänzt. (4.121.10-30)

- Das fliegende Objekt, das mit einem Schwan geschmückt war, erhob sich mit lautem Getöse in die Lüfte. (4.123.1)

- Alle Haremsdamen des Affenkönigs Sugriva beendeten eiligst die Dekorationen und bestiegen das Flugzeug. (4.123.1-55)

Und im Epos Mahabharata gibt es gleich 41 Textstellen, die sich klipp und klar auf fliegende Fahrzeuge beziehen.

Beispiele [59]:

- Oh, du, Abkömmling der Kurus, jener böse Mensch kam auf dem selbständig fliegenden Gefährt, das sich überall fortbewegen kann und als Saubhapura bekannt ist. (Vanaparva Ch. 14, Vss. 15-22)

- Auch Menschen bewegen sich am Himmel in Luftfahrzeugen, die mit Schwänen dekoriert sind und so komfortabel wie Paläste. (Vanaparva Ch. 200, Vss. 52-56)

- Der große Herr übergab ihm ein sich selbständig fortbewegendes Luftfahrzeug. (Vanaparva Ch. 207, Vss. 6-9) Und wer noch immer kombiniert, man habe es lediglich mit der blühenden Phantasie der alten Inder zu tun, die eben in aller Götter Namen hinter jeder kuriosen Wolke ein Fluggerät erblickten, dem sei rasch ein Zitat aus einem ganz an deren geographischen Raum, dem äthiopischen Buch der Könige, untergejubelt. Dort fliegen weder Chinesen noch Inder, sondern unser altbekannter König Salomon [60]:

»Und alles eilte auf dem Wagen dahin wie ein Schiff auf dem Meer, wenn es der Wind hebt... (Kap. 52) . . . sie

waren schneller als der Adler am Himmel, und alle ihre Gerätschaften kamen mit ihnen auf dem Winde in den Wagen... (Kap. 58) ...Der König (Salomon) und alle, die seinem Gebot gehorchten, sie flogen auf dem Wagen ohne Krankheiten und Leiden, ohne Hunger und Durst, ohne Schweiß und Ermüdung, in dem sie an einem Tag eine Wegstrecke von drei Monaten zurücklegten.«

Es muß in der Antike Menschen in fliegenden Maschinen gegeben haben. Obschon ich für diese Behauptung knallharte Beweise auf den Tisch legen kann, werden die Beweise nicht ernst genommen werden. Wetten? Man wiegt sich in der altbekannten Überheblichkeit, nach der nicht sein kann, was nicht sein darf. Beweise? Welche Beweise?

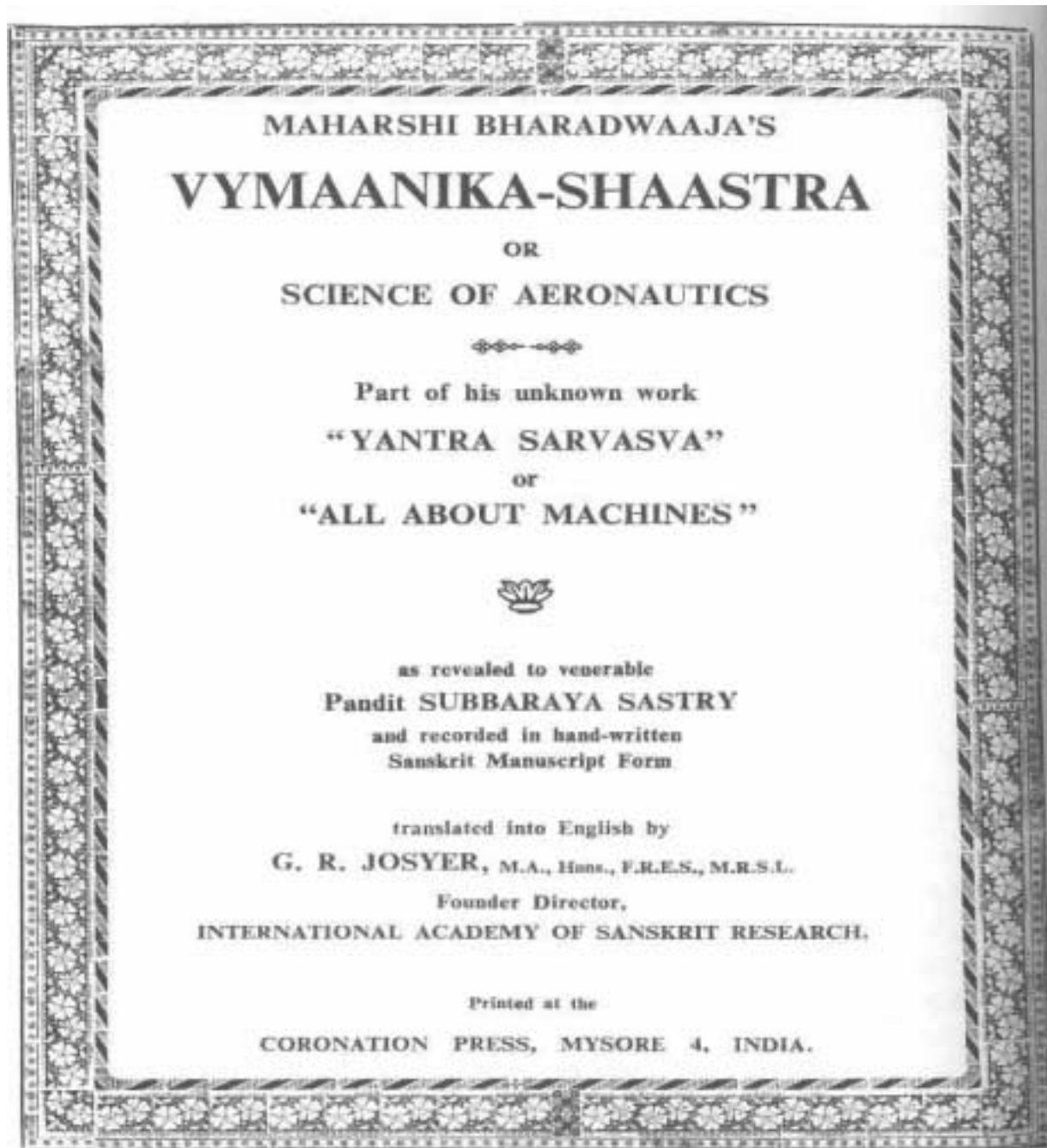
Manuskripte über die vorgeschichtliche Flugtechnik

Im Jahre 1918 tauchte in der Baroda Royal Sanskrit Bibliothek von Mysore, Indien, ein Manuskript des Titels Vaimanika Sastra auf, das offenbar bereits Jahrzehnte unbeobachtet herumgelegen hatte. Erst 1943 wurden unter dem Titel Vimana Sastra einige Teile daraus veröffentlicht. Sanskritgelehrte des Poona College merkten bald, daß der Text mehrere Verwandtschaften mit älteren Sanskrittexten aufwies, die ins Jahr 1610 zurückreichten. Jetzt schalteten sich Gelehrte der »Academy of Sanskrit Research« aus Mysore, Indien, ein. Zusätzliche Handschriften, die aus muffigen Kellern zerstörter Tempel stammten, ergänzten die Textsammlung. Ganze Pakete, verschnürt und zwischen alten Holzdeckeln eingeklemmt, wurden der Akademie zugetragen. Die Engländer konnten mit dem Material ohnehin nichts anfangen, und die Hindupriester befürchteten, die alten Manuskripte könnten verfaulen, von Ratten zerfressen oder sonstwie zerstört werden. Der Direktor der Akademie, Prof. Dr. G. R. Josyer, und seine Mitarbeiter sortierten das Material nach Zerstörungsgrad und Alter. Obschon die Papiere im besten Falle 350 Jahre alt waren, lieferte der Inhalt doch ein Wissen, das aus vergangenen Jahrtausenden stammte. Da tauchten Namen und Wortungetüme auf, die

den Sanskritgelehrten wohlvertraut waren. Sowohl die uralte Versform wie auch eine Reihe von Heilkräutern zielten eindeutig in die tiefe Vergangenheit zurück. Die Texte waren, wie dies in indischen (und auch christlichen) Klöstern üblich war, immer wieder neu abgeschrieben worden. Am 25. August 1952 informierte das Fachpersonal der Akademie zum ersten Mal die indischen Medien. Bescheiden dozierte der damals 52jährige Prof. Josyer:

»Verehrte Damen und Herren von der Presse! Vor uns liegen 500 Slokas oder Stanzas altindischer Texte, die sich ausschließlich mit einer vorgeschichtlichen Luftfahrt befassen. Insgesamt machen die Texte rund 6000 handschriftliche Linien aus. Darin werden Flugapparate der Typen Vimanas, Rukma, Sundra und Shakuna behandelt.«

Die indischen Medien schrieben darüber- der Rest der Welt interessierte sich nicht für die sensationelle Mitteilung. Man war zu sehr damit beschäftigt, die Kriegsschäden zu beseitigen und die Wirtschaft anzukurbeln. Prof. Dr. Josyer und sein kleines Team arbeiteten 20 Jahre an der Entzifferung der Texte. Im Herbst 1973 legten sie eine englische Übersetzung vor, der sie den gesamten Sanskrittext voranstellten. Auf diese Weise konnte jeder Sanskritgelehrte die Fleißarbeit kontrollieren. Das Buch mit dem englischen Titel Vymaanika-Shaastra or science of aeronautics [61] interessierte im Westen nur wenige Fachleute, die zwar die korrekte Übersetzung bewunderten, ansonsten aber keinen Lärm darum machten. Flugapparate im alten Indien? Das müssen Phantasien und Träumereien von Tüftlern gewesen sein, die es schon immer gab. Den eingeweihten Fachleuten war bekannt, daß bereits in anderen Sanskrittexten von »fliegenden Wagen« die Rede gewesen war. Beispielsweise im Band XXV des Samarangana Sutradhara oder im Yuktikalpataru von Bhoja, das 1917 von der Calcutta Oriental Society veröffentlicht worden war. Deshalb gab es keinen besonderen Grund, um die neu aufgetauchten Texte einen Rummel zu veranstalten.



Titelblatt des englischen Teils des Buches Vymaanyika-Shaastra. Hier werden altindische Flugmaschinen aus Sanskrittexten beschrieben.

Inzwischen steht fest: Die Abhandlungen über vorgeschichtliche Flugapparate sind nachweislich Jahrtausende alt. Mehrere, absolut integre Sanskritgelehrte, die ich in Indien befragte, bestätigten mir sowohl die Echtheit der alten Abschriften wie auch die tadellose Übersetzung.

In zehn Abteilungen werden gespenstisch aktuelle Themen abgehandelt wie das Training und die Kleidung der Piloten, die Luftfahrwege, die einzelnen Teile der Flugmaschinen, die benutzten Metalle, Hitze absorbierende Metalle sowie die verschiedenen Antriebsarten. Da gab es eine Checkliste mit 32 Anweisungen, über die der Lenker eines Luftfahrzeuges informiert sein mußte. Schließlich wurden Geheimnisse beschrieben, wie man mit bestimmten

Typen von Luftfahrzeugen »springen« könne, wie man eine »Schlange« fliege, wie der Pilot »nach allen Seiten sehe« könne und auf welche Weise man »entfernte Geräusche wahrnehme«. Sogar die Fluggeschwindigkeit bestimmter Vimana-Typen wurde in unsere Zahlenwerte umgerechnet: 5760 Kilometer pro Stunde.

Die Informationen aus der Vergangenheit könnten wenn man sie nur ernst nähme - selbst unsere moderne Luft- und Raumfahrt revolutionieren. Rohstoffe werden aufgezählt, die in richtiger Dosierung 16 hitzeabsorbierende Legierungen ergeben. Erklärt wird sogar, wie die Metalle zu reinigen, welche Säuren in der richtigen Mischung anzuwenden und mit welchen Ölen und bei welchen Temperaturen sie zu bearbeiten sind. Sieben Motorentypen werden beschrieben und auch der Vimana-Typ, zu dem sie sich eignen. Es fehlen weder Angaben über die Größe der Flugmaschinen noch Angaben über ihren zweckmäßigen Einsatz oder die mit ihnen erreichbare Flughöhe. Die Kapitelüberschriften lesen sich wie ein modernes Handbuch für Piloten:

»Flugrouten - Die Teile der Maschine - Die Kleidung Die Mahlzeiten-Über die Materialien-Hitzeabsorbierende Metalle - Der Schmelzpunkt - Die Spiegel - Die Kraft-Die Maschinen-Die verschiedenen Flugzeugtypen - Das Shakuma-Vimana - Das Sundara-Vimana Das Rukma-Vimana - Das Tripura-Vimana.«

Der inzwischen verstorbene Prof. Dr. Josyer übergab mir in Mysore ein Exemplar dieser einzigartigen Texte. Ich gebe sie nie aus der Hand! Er erlaubte mir auch, auszugsweise aus dem Werk zu zitieren, »als Tribut für Ihre unablässigen Bemühungen im Dienste der Wahrheit«, wie er handschriftlich in der Widmung vermerkte. Hier einige wenige Kostproben:

»Jetzt befassen wir uns mit den Spiegeln und Linsen, die in einem Vimana installiert sein müssen. Es gibt sieben verschiedene. Ihre Namen lauten: >Mukura-kalpa< als Fernspiegel, >Skaktyaakarshana darpana< als EnergieSammlungs-Spiegel, . . . >Rowdree darpana< als schreckenverbreitender Spiegel. Der >Vishwakriyaa-Spiegel< muß beweglich sein und sich in nächster Nähe des Piloten befinden, damit er jederzeit alles um sich herum sieht. Er wird auf folgende Weise hergestellt:

Zwei Teile >Satva< ...fünf Teile Quecksilber... sechs Teile Glimmer... acht Teile Perlenpuder... zehn Teile Granitsand... acht Teile Salz... Diese Bestandteile sollen gereinigt und gewogen und dann in einem Schmelz

ofen auf 800 Grad .erhitzt werden. Sowie alles verflüssigt ist, soll es in die vorbereitete Form gegossen werden...«

Wenn ich im Text immer wieder Punkte dazwischensetzen muß, handelt es sich um Wortungetüme aus dem alten Indien, die weder in Englisch noch Deutsch irgendeinen Sinn ergeben. Im darauffolgenden Abschnitt erläutern die Autoren aus dem alten Indien, es gebe mehrere zerstörerische Kräfte, welche durch die verschiedenen Spiegelarten neutralisiert oder vermindert würden. Insgesamt werden 633 »schlechte Einflüsse« erwähnt, die dem Fluggerät gefährlich werden könnten. Minuziös werden anschließend die Zutaten der verschiedenen »Spiegel« aufgelistet, durch welche die negativen Einflüsse neutralisiert werden. Darunter sogar Sonnenstrahlen, Weltraumstrahlen, Winde, Feuer, gegnerische Waffen usw.

»Rowdree-darpana ist eine Linse, die alles verflüssigt, worauf sie gerichtet wird... Wenn man Rowdree mit Sonnenstrahlen zusammenbringt, wird eine böse Kraft namens »Maarikaa« freigesetzt, die, aufgeladen durch die Sonnenenergie, die gegnerischen Flugzeuge zerstört.«

Da wird erklärt, daß 27 verschiedene Glasformen im Vimana angebracht werden müssen und wozu sie dienen. Aus welchem Material der Boden, die Seitenwände und die Stockwerke zu bestehen haben und aus welchen 28 Faserarten der Anzug des Piloten zusammengesetzt ist. Ja, sogar 25 Arten von »Kupplungen« werden aufgelistet, welche die Sonnenenergie in brauchbare Kraft umwandeln. Wie erfahren, es gebe sechzehntausendneunzehn (16019) Arten von Wärmestrahlungen, die ihrerseits »in Untergruppen« unterteilt seien. Bestimmte Strahlungsarten ergeben andere Energie als andere Strahlenkombinationen, „doch mit Hilfe der diversen »Spiegel« läßt sich jede Strahlenzusammensetzung in Energie umwandeln. Sogar kleine Flugobjekte aus Glas werden beschrieben und wie man sie herstellt:

»Diese zwölf Zutaten sollen im Verhältnis von 5: 3: 5:1: 10: 10: 11: 8: 7: 2: 6: 1 gereinigt und gemischt werden. Man soll sie in einen Schmelzofen geben, der eine Lotusform hat und mit Holzkohle betrieben wird. Die Hitze soll auf 323 Grad aufgeblasen werden... Das Resultat ist ein >Sheetaranjikaadarsa< oder ein Glas, das kühl empfängt.«

Gemeint ist vermutlich eine Glasart, welche die Hitze absorbiert.

Sogar Blitzableiter sind installiert, und - wer von uns wußte das schon? - es gibt fünf verschiedene Arten von Blitzen, die einer Flugmaschine gefährlich werden können.

Auch wenn viele Ausdrücke nicht übersetzbar sind, kennen die Sanskritgelehrten doch die ungefähre Bedeutung des Wortsinns. Obschon mir die Texte aus dem VymaanikaShaastra seit einem Vierteljahrhundert bekannt sind, vermied ich es bislang, daraus zu zitieren. In diesem Falle gilt die Spruchweisheit: Aus Eiern kann man zwar Omeletten machen, aber aus Omeletten niemals Eier. Die vorliegenden Texte sind nicht nur für jeden Flugzeughersteller ein gefundenes Fressen, sondern auch für Metallurgen und Glasproduzenten, die durch Versuche mit den verschiedenen Materialien ganz bestimmt völlig neue Legierungen und Spiegel herstellen könnten.

Sind damit die »Götter« entlarvt? Waren »Götter« lediglich fliegende Menschen aus entlegenen Weltgegenden, die ähnlich wie in unserem Jahrhundert - »Entwicklungsländer« anpeilten und da und dort für Verwirrung sorgten? Waren die tollkühnen Piloten der Vorgeschichte die Verursacher des »Götter-Schocks«? Sind sie es gewesen, die von den entlegensten Stämmen sehnlichst zurückerwartet wurden?

Auch in der Südsee krachte es

Polynesien (griechisch: Vielinselland) liegt im gigantischen Dreieck zwischen Hawaii, der Osterinsel und Neuseeland. Die Ureinwohner aller polynesischen Inseln kennen gemeinsame Überlieferungen, auch wenn die verschiedenen Götterfiguren unterschiedliche Namen tragen. Und nur allzuoft vollbringen diese Götter Unmögliches.

Die Ureinwohner Neuseelands, die Maori, erzählen eine Legende, nach der ursprünglich ein rätselhafter König namens »Rupe« mit zwei Töchtern und zwei eigenartigen »Vögeln« an der

Ostküste gelandet sei. »Rupe« schickte die beiden Vögel zur Erkundung aus. Der eine Vogel erhielt den Auftrag, das Gefälle der Flüsse und die Meeresströmungen zu messen - der andere sollte Beeren und Pflanzen auf ihre Genießbarkeit hin untersuchen. Ein tolles Stück! Dieser »Rupe« scheint ein Wissenschaftler gewesen zu sein, und seine »Vögel« müssen Fähigkeiten gehabt haben, die gewöhnlichen Vögeln abgehen. Der erste »Vogel« brach sich an einem Wasserfall die Flügel und schied aus. Der zweite verflog sich im Wald - Rupe sah ihn nie wieder. Deshalb, so die Überlieferung, habe Rupe mit seinen Töchtern nicht mehr in seine Heimat zurückkehren können. Warum eigentlich nicht? Er besaß doch noch sein Schiff. Benötigte er die »Vögel« zur Navigation, oder lag seine Heimat außerhalb dieser Erdkugel?

John White, ein Ethnologe des vergangenen Jahrhunderts, sammelte in seiner *Ancient History of the Maori* [62] einige prächtige Überlieferungen, die nicht recht in unser Weltbild passen wollen. Die Kapitelüberschriften aus dem Jahre 1887 lesen sich wie Sience-Fiction: Krieg im WeltallEhen zwischen Göttern und Menschen - Reisen zwischen der Erde und anderen Sternen - Nahrung, die vom Himmel fiel. Da wird geschildert, der Stamm »Nga-Ti-Hau« habe gegen einen übermächtigen Gegner Krieg geführt. Als der Feind sie umzingelte, baten die Krieger den Gott »Rongamai« um Hilfe. Der ließ sich nicht lumpen [6]:

»Seine Erscheinung war wie ein leuchtender Stern, wie eine Feuerflamme, wie eine Sonne.«

Gott »Rongamai« flog über den Dorfplatz und senkte sich hernieder:

»Die Erde wurde aufgewühlt, Staubwolken verhüllten den Blick, der Lärm dröhnte wie Donner, dann wie das Rauschen einer Muschel.«

Für derartige Heldentaten ist weder James Cook noch sein holländischer Kollege Jakob Roggeveen zuständig. Da müssen schon mächtigere »Götter« gewirkt haben! Tja, und für mich, als »Tramp zwischen den Wissenschaften«, ist es stets von neuem erhebend, sinnähnliche Überlieferungen aus ganz anderen Weltgegenden heranzuziehen. Hier ein Vergleich mit dem indischen Epos *Ramayana* [63]:

»Matali lenkte den Wagen, der wie die Sonnenstrahlen leuchtete, an den Ort, wo der gerechte Rama auf seine Feinde traf. >Nimm diesen Himmelswagen!< rief Matali Rama zu. >Die Götter unterstützen den Gerechten. Hierher, steig in diesen goldenen Wagen, die himmlischen Kräfte unterstützen dich. Ich werde dein Wagenlenker sein und den donnernden Wagen beschleunigen.< Eingekleidet in himmlische Stoffarten bestieg Rama den Wagen und warf sich in eine Schlacht, wie menschliche Augen sie nie zuvor erblickt hatten... Wolken von tödlichen Geschossen verdunkelten das leuchtende Gesicht des Firmaments. Es wurde düster über dem Schlachtfeld. Hügel, Täler und der Ozean wurden von schrecklichen Winden aufgerüttelt... Als die Schlacht auch jetzt nicht enden wollte, nahm Rama in seiner Wut Brahmas Waffe, die mit himmlischem Feuer geladen war. Es war die geflügelte Lichtwaffe, tödlich wie der Blitz des Himmels... Die Blitzwaffe raste hernieder und durchbohrte das metallne Herz von Ravan...«

In der ethnologischen Fachliteratur gibt es derartige Vergleiche nicht. Es darf sie nicht geben. Dort wird weiterhin im religiös-psychologischen Nebel vergangener Zeiten herumgewedelt und für das Unerklärliche die Psychologie vergewaltigt. Es handle sich um hochstilisierte Naturereignisse - höre ich - oder um die Vergöttlichung irgendeines irdischen Helden. Was soll's? Schon der römische Kaiser und Philosoph Mark Aurel erkannte: Es wäre dumm, sich über die Welt zu ärgern. Sie kümmert sich nicht darum.

Im Wischnu-Purana, einer anderen Überlieferung aus dem alten Indien, wird gar festgehalten, die Götter seien im eigenen Fahrzeug aus dem Firmament gestiegen [64]:

»Während Kalki noch spricht, kommen vom Himmel herab zwei sonnengleich strahlende, aus Edelsteinen aller Art bestehende, sich von selbst bewegend Wagen vor ihnen angefahren, von strahlenden Waffen beschirmt.«

Indien oder Polynesien, es waren allemal Menschen, welche diese seltsamen Begebenheiten festhielten. Und sie sprechen hier wie dort von ehrfurchtgebietenden, göttergleichen Wesen, die einen ungeheuren Eindruck hinterließen. Durch die Legende der »Maori« geistert auch der Gott »Pou-Rangahua«, der von seiner Heimatwelt »Hawaiki« nach Neuseeland flog. »Hawaiki« ist übrigens ein Wort, das auch in altindischen Texten vorkommt. Es bedeutet sinngemäß: von der Milchstraße. Nach der Landung sagte Gott »Pou-Rangahua« [62]:

»Ich komme, und eine unbekannte Erde liegt unter meinen Füßen. Ich komme, und ein neuer Himmel dreht sich über mir. Ich komme auf diese Erde, und sie ist ein friedlicher Rastplatz für mich.«

Ich denke, daß diese Texte keiner Erläuterung bedürfen, und auch, daß die beschriebene Spielart von Göttern schwerlich die seefahrenden Entdecker gewesen sein können. Hier ist ganz offensichtlich geflogen worden! Über den Maori-König »Rupe« mit seinen seltsamen »Vögeln« gäbe es noch zu vermelden, daß er eine Schwester hatte, die von einem eifersüchtigen Menschen gefangengehalten wurde. Als sie in Not geriet, rief sie nach Rupe. Bald dröhnte ein fürchterlicher Lärm über der Hütte, Rupe kam angeflogen. Obschon sie von den Menschen schlecht behandelt worden war, bat die Schwester, Rupe möge alle Menschen von der Insel aufs Festland fliegen. Rupe erklärte, für einen derartigen Massentransport müsse er dreimal aufsteigen. Die Insulaner kletterten in Rupe hinein, und der flog sie aufs Meer hinaus und kippte alle ins Wasser. Nach drei Flügen holte er seine Schwester ab, und die bemerkte die Leichen und Kleidungsstücke im Wasser. »Weshalb hast du das getan?« fragte sie ihren Bruder. Rupe antwortete: »Sie haben dir Unrecht getan, als du in ihrem Lande lebstest. Deshalb wurde ich zornig und habe sie alle ins Meer geworfen [65].«

Eine eigenartige Chartermaschine, dieser Rupe!

In den Geschichten der alten Polynesier wimmelte es von ähnlich gelagerten Fällen. Und nicht selten kennen die Eingeborenen auch noch den exakten geographischen Platz, an welchem sich die aufregenden Geschehnisse abspielten. So verehren die Eingeborenen der Insel Pentecost (Neue Hebriden) einen »Stein in Flügelform«, weil dieser das Symbol des Gottes »Vingaga« ist, der die Insel vor langer Zeit besuchte und den Insulanern ihre Gesetze brachte. Nach seinem irdischen Aufenthalt flog »Vingaga« in seine ferne Heimat zurück [66]. Auf der Insel Raivavae (FranzösischPolynesien) gilt der alte Tempel »Te-Mahara« noch heute als der Ort, an dem der Gott Maul nach seinem Weltraumflug landete [67]. Und die Einwohner von Atu Ona (Mar

quesagruppe) verehren sogar den kleinen Berg »Kei Ani« als den Punkt, an dem die Götter ursprünglich herniederstiegen. Die Urpolynesier nannten den Berg noch »Mouna tautini-etua« - wörtlich: »Berg, auf dem die Götter landeten [68].«

Wir wissen nicht, mit welcher Ehrfurcht die Menschen jenen fast übernatürlich wirkenden Gestalten entgegentraten, doch dürfte es kaum anders gewesen sein als im (überprüfbaren) Zeitalter der Entdecker. Die Begegnungen von Kolumbus, Cortez, Pizarro, James Cook und - in neuerer Zeit - die Entstehung von Imitationskulten lassen deutlich erkennen, woher der

Nährboden für Überlieferungen stammt. Es sei denn, man habe den traurigen Mut, alle Chronisten der Frühzeit mit ihren Berichten als Lügner abzustempeln. Es gab damals, das möchte ich unterstellen, keine Nachrichtenagenturen. Wieso stimmen dann die Schilderungen im Kern überein? Oder sollten alle frühzeitlichen Berichterstatter auf einer himmlischen Hochschule indoktriniert worden sein? Was also brachte die Naturvölker allerorts dazu, recht detailliert von »fliegenden Wesen« zu reden? Die Ausrede vom »Wunschdenken« trifft ihre Absender!

»Als 1911 das erste Flugzeug die Red Lake Reservation in Minnesota überflog, wußten die Indianer sofort, um was es sich handelte. Das dahinbrausende Ungeheuer war ein Donnervogel, jenes mythische Wesen, aus dessen Augen Blitze schießen und dessen Flügel den Donner verursachen. Eilig lief alles zum See hinunter, um Tabak zu opfern...« [69]

Bei den Indianern Kanadas und der USA ist die Erinnerung an »Donnervögel« weit verbreitet. So behaupten die Thomson-River-Indianer, ein alter Mann, den sie auch »der Verwandler« oder »den Coyoten« nenne, sei mit einem »Donnervogel« gekommen und habe ihre Welt geordnet. Eines Tages würde er mit einem »lauten Trommelschlag« zurückkehren. Dieser Weltenerdner lebe »außerhalb der Erde« [70].

Insbesondere in den Reservaten der Indianer in BritischKolumbien, Kanada, findet man heute noch viele Totempfähle. Das sind mehrfarbige bemalte Baumstämme, die übereinander diverse Masken und Flügel tragen. Oft ist mit dem obersten »Thunderbird« der Donnergott gemeint, der einst am See gelandet sei. »Seine Flügelbreite war so lang wie zwei Kanus«, präzisieren die Legenden, und »aus seinem Bauch krochen Wesen«. Mit diesem Donnergott kann keinerlei Flugmaschine unseres Jahrhunderts angesprochen sein, denn sowohl die Überlieferungen als auch die Totempfähle mit den »Thunderbird«-Darstellungen existierten längst, bevor die moderne Fliegerei erfunden wurde.

Was also hatten die Vorfahren der Indianer erlebt? Über Generationen weitergegeben? Was faseln die Chinesen von den »geschickten Arbeiten des Chi-Kung-Volkes, das fliegende Wagen herstellt«? Wieso kann der indische König Rumanvat gleich mit dem ganzen Harem und vielen Würdenträgern »mit dem Himmelswagen die Erde umfliegen«? Weshalb wimmelt es in den altindischen Epen von fliegenden Objekten, von »selbständig fliegenden Luftfahrzeugen«, die als »Saubhapura« und »Vimanas« bekannt sind? Woher kommen die detaillierten Konstruktionsangaben für Vimanas? Warum wird »die Erde aufgewühlt«, und es entsteht »Lärm wie Donner«, wenn der Südseegott »Rongamai« herniederkommt? Und weshalb - beim Barte des Propheten - benutzt selbst Stammvater Salomon eine Flugmaschine, die »an einem Tag eine Wegstrecke von drei Monaten zurücklegte«.

Fragt man Ethnologen, was von dieser vorgeschichtlichen Fliegerei zu halten sei, so erntet man ein müdes Lächeln. »Vorgeschichtliche Fliegerei - glauben Sie an Märchen?«

Bestenfalls werden die abgedroschenen Phrasen wiederholt, es handle sich um psychologisch deutbare Verhaltensmuster oder um den bekannten »Seelenvogel«, der nach dem Tode des Menschen in die Lüfte entflieht.

Ich glaube weder an Märchen noch an den erfundenen »Seelenvogel« - ich glaube an den gesunden Menschenverstand unserer Vorfahren. Die in China und Indien kannten die fliegenden Fahrzeuge aus eigenem Erlebnis. Sie wußten sehr genau, was sie beschrieben. Und die anderen, die Indios und die Völker der Südsee, doch auch die Afrikaner erlebten Landungen von fliegenden Objekten - ohne zu verstehen, was das für unheimliche »Vögel«

waren. Ihre Beschreibungen mußten genauso nebulös ausfallen wie die Schilderungen der Papuas bei der Landung der ersten Goldgräbermaschine.

Für meinen Teil kann ich schon lange nicht mehr nachempfinden, weshalb noch heute, kurz vor Beginn des Jahres 2000, in vielen Bereichen der Fächer Ethnologie und Theologie dieselben Weisheiten doziert werden wie im letzten Jahrhundert. Man könnte meinen, die Distanzen auf dem Erdball seien nicht geschrumpft und die modernen Kommunikationsmittel, die Mythen und Religionsgeschichte aus aller Welt auf unsere Bildschirme zaubern, existierten nicht. Die Denkschematas sind festgefahren, es wird gebunkert! »Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren«, stand auf Spruchbändern der 68er Studentengeneration. Den »Muff« verstehe ich zwar im Bereich der Religionen, denn die »Religion« muß schließlich »bewahren«, auch wenn die Lehre grundfalsch ist. Die Wissenschaft hingegen sollte überholte Positionen nicht »bewahren«, sondern neues »Wissen schaffen«.

Daß die Flugsagen und Beschreibungen von »fliegenden Wagen« im letzten Jahrhundert von ehrenwerten und sicherlich integren Männern aus dem Wissen des 18. Jahrhunderts heraus interpretiert werden mußten, ist sehr wohl verständlich. Aber heute? Gibt es denn noch gebildete Menschen auf dem weiten Erdenrund, die keine fliegenden Maschinen beobachtet haben? Die nicht wissen, auf wievielerlei Arten sich der Mensch in die Lüfte erheben kann? Es müssen schließlich (noch) keine Raumschiffe sein, die unsere Altvorderen sichteten - man kann der Erdanziehung auch mit Heißluftballonen, Zeppelin, Gleitflüglern, Drachen usw. ein Schnippchen schlagen.

Der heilige Thomas als Quetzalcoatl

Einer dieser fliegenden Menschen wird wohl auch der zentralamerikanische »Quetzalcoatl« gewesen sein. Pardon! Es geht mir nicht um akademische Spitzfindigkeiten, ich weiß, daß man für das Reich der Azteken und Maya den Begriff »Mesoamerika« verwendet und daß »Quetzalcoatl« nur für die Azteken zuständig war. Bei den Maya hieß er- je nach geographischer Position - Kukulcan oder Kukumatz. Gemeint ist allemal derselbe! »Quetzal« ist eine Vogelart mit wunderbaren langen, grünen Schwanzfedern, und »coatl« heißt eigentlich »Schlange«. Der »Quetzalcoatl« ist demnach die »gefiederte Schlange« oder die »fliegende Schlange«. Daß Schlangen gemeinhin nicht fliegen können, im Gegenteil, daß diese gefährlichen Viecher im Unterholz kriechen, war ausgerechnet den zentralamerikanischen Völkern sehr geläufig. Erinnern wir uns an die Reden des Südseehäuptlings Tuiavii, bei dem eine Dampfmaschine zum »Ding, das schwarze Steine frißt« wurde.

»Fliegende Schlangen« hat es sowenig gegeben wie fliegende, feuerspeiende Drachen im alten China. Lediglich beschrieben wurden derartige Monster. Die »Schlange« steht für etwas Längliches, das sich schnell bewegt. Für etwas, das rasch verschwindet, das gefährlich ist und sich häutet. Bei den »Flügeln« und »Federn« ist die Sinngebung einfach.

»Quetzalcoatl«, ein menschliches Wesen, ist die »fliegende Schlange«. In der Vorstellung der Indios war dieser »Quetzalcoatl« eher häßlich, er hatte ein »Gesicht wie ein grober Klotz, nicht wie das eines Menschen gestaltet, und sein Bart war sehr lang und groß« [71]. Stets versuchte Quetzalcoatl seine Person und sein Gesicht zu verbergen. Heute würde man sagen, er war geradezu publicityschau. Er soll einen hohen, spitzen Hut getragen und, wie in der Abbildung des Codex Vindobonensis, einen gekrümmten Stab mitgeführt haben. Dazu eine Halskette, die leuchtete wie Seemuscheln, schließlich noch Fußkettchen und Gummischuhe.

Quetzalcoatl war nicht etwa der Erfinder der Schrift oder des Kalenders, nein - er lehrte die Stämme das ganze, fixfertige System. Mit der linken Hand vermittelte er auch noch Künste, erließ Gesetze und brachte den Indios das Bauhandwerk bei. Seine Stimme konnte derart laut sein, daß sie über 15 Kilometer Distanz erdröhnte [72]. Wahrhaftig eine tolle fliegende Schlange!

Die Überlieferungen über Quetzalcoatl sind vielfältig und widersprüchlich. Er soll von »himmlischen Wesen« beneidet und befeindet worden sein, seine Geburt war - logo, wie die aller Götter - »übernatürlich« und »unbefleckt«. Sein Streit mit dem himmlischen »Tezcatlipocas« soll eine der Ursachen gewesen sein, weshalb Quetzalcoatl die Menschen verließ. Er zog an das »Ufer des Himmelswassers«, legte seine Maske und Schmuckstücke an und »verbrannte sich aus freien Stücken« [71]. So wurde er zum Morgenstern. Nach einer anderen Variante soll er im Morgengrauen »im Osten« gen Himmel entrückt sein, nachdem er versprochen hatte, in ferner Zukunft zurückzukehren. Und eine dritte Version berichtet, er sei an die östliche Küste gegangen, habe dort sein »magisches Floß von Schlangen« bestiegen und sei in seine Heimat zurückgefahren.

Eine kleine Querverbindung bietet der brasilianische Indiostamm der Tupi, der einen Gott kennt, der sie verließ, indem er »sich verbrannte«. Er trug den Namen Maire (Maire Monan, auch Maire der Tembe) und mußte »drei Feuer durchschreiten, deren letztes ihn verzehrte, während er in einer Feuersäule zum Himmel fährt« [70].

Nachdem der Ur-Quetzalcoatl mal existiert hatte, wurden später alle möglichen Häuptlingsfiguren zu »Quetzalcoatln« hochstilisiert. Ähnlich wie im Römerreich der Name Cäsar zum Titel avancierte - Zar, Kaiser, Schah -, nannten sich auch verschiedene Stammesfürsten Quetzalcoatl, oder man erhob sie posthum zu einem Quetzalcoatl.

Der ursprüngliche Quetzalcoatl war kein Phantom. Irgendein »Lehrmeister« hatte die Stämme unterwiesen und blieb sowohl im Volksgedächtnis wie auch in der religiösen Tradition haften. Wer war Quetzalcoatl? Neben seinem Bart werden die helle Haut und die fremdartige Kleidung festgehalten, hinter der einige Historiker ein langes, weißes Gewand, das mit roten Kreuzen übersät ist, erkennen [73]. Da sich zu den »roten Kreuzchen« auch noch ein »gekrümmter Stab« gesellte, war das Bild rasch fertig. Quetzalcoatl mußte ein christlicher Prediger sein! Bereits die spanischen Eroberer vermuteten hinter Quetzalcoatl den heiligen Apostel Thomas. (Dieselben Spanier glaubten aber auch, hinter dem südamerikanischen Kulturbringer »Viracocha« verberge sich der heilige Bartholomäus.) Welch drolliger Aberglaube, der gleich beide Seiten verblendete: Die Spanier sehen hinter Quetzalcoatl den heiligen Thomas, und die Indios hinter den Spaniern Abgesandte von Quetzalcoatl! Uff! So oder so genoß Quetzalcoatl große Ehrfurcht. Wenn er sprach, herrschten Staunen und Schweigen. Seine Lehren wurden nicht diskutiert, sondern blindlings angenommen. Er genoß auch jeden waffentechnischen Respekt.



Ankunft von »Quetzalcoatl«, dem fliegenden Lehrmeister. Nach einem Gemälde von Diego Rivera.

Wie um alles in der Welt kann man hinter Quetzalcoatl einen christlichen Heiligen oder meinetwegen einen der frühen Prediger vermuten, wenn doch weder die Olmeken noch Tolteken, noch die Maya oder Azteken auch nur den blassesten Schimmer vom Christentum hatten? Der mit den »roten Kreuzchen« und dem »Krummstab« hätte wohl seine Aufgabe erfüllt und die Heilige Schrift nach Zentralamerika importiert. Er hätte den »Heiden« das Symbol des Kreuzes und die Worte Jesu eingetrichtert. Nichts, gar nichts ist da. Quetzalcoatl muß einer dieser fliegenden Kulturbringer aus einem fernen Land gewesen sein, einer dieser Typen, die durch ihre pseudogöttliche Macht beeindruckten. Frank Hurley und Co. lassen grüßen!

Zu den westlichen Mayastämmen gehören die Tzendal. Bei ihnen tauchte vor langer Zeit ein Wesen auf, das Votan(Uotan) genannt wurde. Votan teilte das Land auf, lehrte, brachte den Menschen den Anbau von Mais bei, vermittelte die Kalenderwissenschaft und lehrte die Indios schreiben [71, 73]. Sogar der Ort, an dem Votan residierte, ist bekannt: Huehuetan. Auch die Mayastadt Palenque soll von ihm gegründet worden sein. (Am Rande: Nach der Überlieferung der heute in Arizona lebenden Hopi-Indianer wurde Palenque von den göttlichen »Katchinas« gegründet.) Votan war weder Geist noch Erfindung, denn er zeugte Nachkommen, die »Votane«. Der bekannte Ethnologe Walter Krickeberg schrieb 1968, diese Votane lebten noch heute im Dorfe Teopisca [71].

Votan konnte nicht so mir nichts, dir nichts Kinder zeugen. Zuerst mußte er »seine Haut abstreifen«. Dasselbe berichten die venezolanischen Tamanaco von ihrem Schöpfergott Amalivaca und seinem Bruder Votchi. Auch sie mußten »die Haut abstreifen«, wenn sie sich zu den Menschenkindern gesellten. Im fernen Neuguinea häutete sich der Gott Mansren Koreri [74], und in der Bibel wird Eva von einer »Schlange« verführt. Es darf vermutet werden, daß mit der »Häutung« das Ausziehen eines Spezialanzuges gemeint war und daß die »fliegende Schlange« nur deshalb zur Schlange heranwuchs, weil sich die Wesen in der Schlange bald nach ihrer Landung »häuteten«.

Meine Zielrichtung ist klar. Irgendwo auf dem weiten Erdenrund existierten irgendwann Menschen, welche die Kunst des Fliegens beherrschten. Ich kann die Berichte über diese Flugwagen nicht unter den Teppich kehren. Und noch weniger kann ich mit den bisherigen Exegesen etwas anfangen. Sie haben bei allem wissenschaftlichen Respekt schlichtweg zu nichts geführt! Und die Piloten der Flugwagen konnten keine Seefahrer oder irgendwelche Entdecker sein.

Weshalb? Ob Perser, Ägypter, Phönizier, ob Chinesen oder Christen der ersten Jahrhunderte, insgesamt konnten sie nur weitergeben, was sie selbst wußten. Das mag sehr viel gewesen sein, denn sowohl im alten China wie im alten Arabien gab es - beispielsweise - hervorragende Kenntnisse über Astronomie. Als Transportmittel dienten fliegende Apparate - und keine Schiffe. Dies selbst dann, wenn die »Wilden« in den Segelschiffen »fliegende Vögel« erblickten. Wir kennen das Verhalten von Menschen, die zum erstenmal ein Segelschiff zu Gesicht bekamen, und wir wissen, daß jeder »fliegende Holländer« rasch wieder ins kühle Wasser zurückgestutzt wurde.

Wir wissen aber auch, wie Menschen auf die ersten Flugzeuge reagierten, wie sie diese unverständlichen »Vögel« beschrieben und welche Furcht sie bei den ersten Landungen empfanden. Wären die »fliegenden Kulturbringer« lediglich identisch mit den Seefahrern, so wären eben diese Seefahrer von den Stämmen nicht als »himmlische Götter« empfangen worden. Schließlich haben die »fliegenden Kulturbringer« die Völker Jahrhunderte oder Jahrtausende vor den Seefahrern heimgesucht. Oder andersherum: Zu Zeiten der geschichtlichen Entdecker gab es längst keine fliegenden Wagen mehr. Pizarro, Cortez, Cook, Cabral oder der chinesische Mönch »Hui Shen« kamen ausnahmslos mit Schiffen. Selbst der heilige Thomas alias Quetzalcoatl kann nicht mit einem Zeppelin nach Zentralamerika geflogen sein, weil es zu seiner Zeit schlichtweg keinerlei Fluggeräte gab.

So einfach ist das, und damit sind alle Transozeanfahrer aus dem Spiel. Wer immer herumflog, muß die Kunst des Fliegens lange vor Alexander dem Großen (356-323 v. Chr.) beherrscht haben, denn - bedauere! - zu seiner Zeit sind keine Flugschulen bekannt. Und auch die vielzitierten Historiker der Antike, die über Ereignisse berichteten, die lange vor ihrer Zeit geschahen - ab Christus zurück in die Vergangenheit -, beschreiben keine Flugkünste irgendwelcher Könige, Priester oder sonstigen Zauberer. Ergo bleiben drei Schlußfolgerungen: a) Fliegende Kulturbringer wurden überliefert. b) Sie müssen in einer Zeit gelebt haben, die historisch nicht erfaßbar ist. c) Theoretisch könnten die fliegenden Kulturbringer auch Außerirdische gewesen sein - nur gibt es in der bisherigen Betrachtung keine zwingenden Gründe dafür. Alles, was über die Götter erzählt wurde, konnten auch Menschen vollbringen. Dennoch bleiben mehr offene Fragen als sichere Antworten. Allgemein bekannt ist die hohe Mathematik und Astronomie der Mayastämme. Doch die Maya rechneten im Zwanzigersystem. Von welchem »Gott« der Antike, ob er nun aus Europa, Afrika oder Asien stammte, hätten die

Maya ihr mathematisches System lernen sollen? Wir rechnen nach dem von unseren zehn Fingern abgeleiteten Dezimalsystem. Setzen wir hinter die »1« eine »0«, wird eine 10 daraus, mit zwei Nullen eine 100, und so geht es in der Zehnerpotenz weiter. Eine »0« hinter einer Maya-Eins brachte keine »10«. Den Maya bedeutete ein »1« plus eine »0« genau das, was da steht: Eins und Nichts.

Eine andere Schwierigkeit wird sichtbar: Unsere Zahlen gelten von rechts nach links, jede weitere Zahlenstelle drückt in der Reihe eine höhere Zehnerpotenz aus. 4327 bedeutet: sieben Einer, zwei Zehner, drei Hunderter und vier Tausender. Die Maya hingegen schrieben ihre

Ziffern in senkrechten Säulen von unten nach oben, wobei mit jeder Stufe der Wert um eine Zwanzigerpotenz wuchs. Das sieht dann so aus:

64 000 000
3 200 000
160 000
8000
400
20
1

In diesem Rechensystem sind bei den Maya Zahlenkolonnen aufgetaucht, die 1280000000 ergeben (zehn Milliarden zweihundertachtzig Millionen). Die Europäer übernahmen ihr Dezimalsystem mit der Null von den Arabern. Die wiederum sollen es von den Indern gelernt haben. Doch welcher Kulturheros brachte den Maya das Rechnen im Vigesimalssystem (von lateinisch *vicesimus*, der Zwanzigste) bei?

Gleiche Pflanzen - gleiche Sprüche

Ebenso verwirrend ist die Geschichte mit den Nutzpflanzen. Lange Zeit glaubte man, die »gemeine Gartenbohne« (*Phaseolus vulgaris*) sei von den ersten Siedlern nach Amerika gebracht worden. Erst in unserer Zeit stellte man fest, daß diese Bohne längst vor den spanischen Besuchern in Amerika existierte. Wer hat sie hinüber oder herüber transportiert?

Nicht anders verhält es sich mit der Schwertbohne (*Canavalia sp.*), dem Flaschenkürbis (*Lagenaria siceraria*), der Baumwollpflanze (*Gossypium*) oder der Banane (*Musa paradisiaca*) [73]. Alle diese Pflanzenarten können sich unmöglich von selbst über die Ozeane verbreitet haben. Irgendwer hatte längst vor dem Zeitalter der Entdeckungen Samen und Schößlinge im Gepäck. Wer?

Dasselbe Problem stellt sich mit der Ausbreitung von Kulturpflanzen in andere Teile der Welt. Die Biologen gehen davon aus, jede Kulturpflanze habe eine Urheimat. Schließlich könne sich der Zufall derselben Mutation nicht gleich mehrmals in verschiedene Weltgegenden ereignet haben, und auch auf die Idee, dieselben Pflanzen zu domestizieren, kamen die Völker nicht zufällig unabhängig voneinander. Bestimmte Pflanzen eignen sich nun einmal unter bestimmten Umweltbedingungen besser als in anderen Regionen. Und selbst die Verteilung von Pflanzenarten in weit entfernte Gebiete verspricht noch lange kein Gedeihen.

Im Jahre 1595 verfrachtete die Mendana-Expedition peruanischen Mais und säte ihn auf den Marquesasinseln sorgfältig aus. Der nächste Besucher, Kapitän James Cook, der die Insel 1774 anliefe, fand keine Spur mehr davon. Ähnlich ging es mit dem Mais, den der Franzose J. F. La Perouse im Jahre 1786 auf der Osterinsel pflanzte. Die Missionare, die hundert Jahre später auf der Insel landeten, entdeckten weder Maispflanzen noch Maiskörner. Ratzeputz verspeist? Deshalb scheint die Annahme vernünftig, Kulturpflanzen seien in einer Gegend domestiziert und erst später exportiert worden.

Weshalb aber wimmelte es auf den polynesischen Inseln von Früchten und Pflanzen, deren Ursamen auf geisterhafte Weise eingeflogen worden sein müssen? Zu nennen wären: Süßkartoffel (Batata), Flaschenkürbis, Banane, Baumwolle, Chilipfeffer, Tomate, Ananas, Maniok, Tabak, Pfeilwurz, Totorabinsen, Trockenlandtaro, Yamswurzel, Papaya, Ananaskirsche, Stachelmohn, Argemone usw.

Entweder gab es vor Jahrtausenden eine Hochseeschiffahrt oder »fliegende Pflanzenverteiler«! Er führt kein Weg daran vorbei.

Nicht weniger unbegreiflich sind die Parallelen in den Überlieferungen. Von den Maya kennt man das Popul vuh, das heilige Buch der Quiche-Maya. Die älteste Variante besteht aus 56 Blättern im Format von 16 X 26 Zentimeter aufgezeichnet um 1530 unserer Zeit. Wie, so mag man fragen, können derart junge Bücher Auskunft über einen transkontinentalen Kontakt geben, der Jahrtausende früher stattgefunden haben soll? Die Priester kannten den Inhalt des Popul Vuh genauso auswendig wie gute Priester unsere Bibel. Nach den Bücherverbrennungen durch die Christen Mitte des 16. Jahrhunderts wurde das Popul Vuh neu niedergeschrieben, wobei man sich immer noch auf versteckte Texte stützen konnte. Das Popul Vuh enthält Kenntnisse aus einer lange zurückreichenden Zeit, welche die Spanier den Indios schon deshalb nicht beigebracht haben können, weil sie ihnen selbst nicht bekannt waren.

Im 1. Buch Moses, Kap. 11, Vers 1, steht:

»Es hatte aber alle Welt einerlei Sprache...« Und die »Sprachverwirrung« kam mit dem Turmbau zu Babel.

Nicht anders tönt es im Popul Vuh: [75]

»Sie hatten eine einzige Sprache. Nicht Holz noch Stein beteten sie an... Woher die Verwirrung? Eine Sprache hatten wir, als wir nach Tulan kamen.«

z. Buch Moses, Kap. 12, Vers 16:

»Du aber hebe Deinen Stab empor und recke deine Hand aus über das Meer und spalte es, daß die Israeliten mitten auf dem Meer auf dem Trockenen gehen können. «

In den Überlieferungen der Cakchiqueles dasselbe:

»Lasset uns die Spitze unserer Stäbe in den Sand unter der See stecken, und wir werden rasch das Meer bezwingen . . . Als wir zum Rande der See gelangten, berührte sie Balam-Quitze mit seinem Stab, und sogleich öffnete sich ein Weg.«

z. Buch Moses, Kap. 14, Vers 21:

»Und Moses reckte seine Hand aus über das Meer, und der Herr trieb das Meer die ganze Nacht durch einen starken Ostwind zurück und legte das Meer trocken; und die Wasser spalteten sich. So gingen die Isrealiten mitten im Meer auf dem Trockenen, während die Wasser ihnen zur Rechten und zur Linken wie eine Mauer standen.«

Popul Vuh, im Kapitel Wanderung durch die Nacht:

»Sie merkten es kaum, wie sie das Meer kreuzten. Als ob es kein Meer gäbe, überschritten sie es. Aus dem Sand stiegen runde Steine, und über die Reihen der Steine schritten sie dahin... So gelangten sie hinüber.«

1. Buch Moses, Kap. 9, Vers 12:

»Dies ist das Zeichen des Bundes, den ich stifte zwischen mir und euch...«

Popul Vuh, im Kapitel Hingabe der Erzväter:

»Das hier wird euch beistehen, wenn ihr mich ruft. Das hier ist das Zeichen des Bundes.«

Buch Daniel, Kap. 3, Vers 21:

»Da wurden die Männer in ihren Mänteln, Röcken, Hüten und anderen Kleidern gebunden in den brennenden Feuerofen geworfen... (25) Er erwiderte und sprach: Ich sehe aber vier Männer ohne Fesseln und unversehrt im Feuer umhergehen, und der vierte sieht aus wie ein himmlisches Wesen.«

Popul Vuh, im Kapitel Ballspiel und Totenreich:

»Darauf gingen jene ins Feuer, in ein Feuerhaus. Drinnen war alles Glut, aber sie verbrannten nicht. Glatten Leibes und schöngesichtig zeigten sie sich in der Dämmerung. Man hätte sie totgewünscht in den Orten, die sie durchschritten. Aber das geschah nicht. Verwirrung ergriff die von Xibalba.«

Auch die biblische Flut und andere Erzählungen aus der Alten Welt finden sich in Zentralamerika [76].

»Und so gingen sie zugrunde: Sie wurden vom Wasser überflutet, sie verwandelten sich in Fische. Es stürzte der Himmel ein, an einem einzigen Tag gingen sie Zugrunde . . . «

Jeder Bibel-Leser erinnert sich daran, daß Noah nach dem glücklichen Überleben der Flut seine Arche verließ, einen Altar errichtete und ein Brandopfer darbrachte (1. Mos. 8, 21): »Und der Herr roch den lieblichen Duft...«

Wenig anders klingt es in Mexiko:

»Da schauen hin die Götter, die mit dem Sternengewand, der Sternenreiche. Sie sagten: Wer verbrennt da etwas? Wer räuchert den Himmel an? Und darauf stieg vom Himmel herab Er, dessen Untertanen wir sind, Tezcatlipoca.«

Im heutigen Kolumbien die Kagaba-Indianer [77]:

»Nun waren alle Bösen zugrunde gegangen, und die Priester, die älteren Brüder, kamen alle vom Himmel herab.«

Fast identisch und ebenso im Zusammenhang mit der Flut liest es sich auf der altbabylonischen Königsliste WB444 [78]:

»Nachdem die Flut darüber hinweggegangen war, stieg das Königtum abermals vom Himmel hernieder.«

Und im Gilgamesch-Epos, das aus noch älteren Quellen um 2600 v. Chr. niedergeschrieben wurde, zündet der Überlebende der Flutkatastrophe, Utnapischtim, ein Rauchopfer aus Zedern und Myrte an [79]:

»Die Götter rochen den Duft; angenehm stieg den Göttern der Duft in die Nase. Wie Fliegen sammelten sich die Götter über dem Opfer.«

Synchron mit anderen heiligen Überlieferungen weiß auch das Popul Vuh von Auserwählten zu berichten, die in den Himmel entrückt wurden. Was in der Bibel den Propheten Hennoch und Elias widerfuhr, erlebten in der Mayawelt andere Bevorzugte:

»Das war ihr Abschied. Über die Höhen des Berges Hacavitz entschwanden sie. Von ihren Frauen und Kindern wurden sie nicht bestattet, niemand sah ihren Weggang.«

Nun mag man argumentieren, die Spanier hätten den Indios die Geschichte von Noah und seiner Arche, samt seinem Wohlduftenden Rauchopfer, zugeflüstert. Kaum. Die Urfassung des Popul Vuh existierte längst, als die Spanier in Zentralamerika eintrafen. Auch die Parallelen mit dem Gilgamesch-Epos können nicht aus spanischem Mund stammen. Die zwölf Tontafeln des Gilgamesch-Epos wurden erst bei Ausgrabungen am linken Ufer des Tigris entdeckt, und das Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die spanischen Eroberer und Mönche konnten nichts davon wissen.

Die alten Ungereimtheiten bleiben bestehen. Wer verteilte lange vor den Seefahrern die Samen von diversen, bereits domestizierten . Ackerfrüchten? Woher stammen die Übereinstimmungen in den Überlieferungen? Weshalb wird hüben wie drüben von fliegenden Göttern geredet, von Kulturbringern, Lehrmeistern und mächtigen Wesen die mit Rauch, Feuer, Beben, Lärm herniederstiegen? Warum existieren in allen großen Epen Beschreibungen von auserwählten Menschen, die mit den Göttern »aufsteigen« durften? Und weshalb sind alle diese fliegenden Kulturbringer trotz des Respekts, den sie erheischten, und trotz des Zaubers, den sie entfachten, menschlich?

Ich freue mich immer, wenn - unabhängig von mir sich andere Köpfe an die Arbeit machen und die Vergangenheit des Menschengeschlechts hinterfragen, weil ihnen die bisherigen Antworten nicht mehr genügen. So ein Mensch war der NASA-Ingenieur Joseph Blumrich, der die Technologie hinter den angeblichen »Visionen« des Propheten Hesekiel entlarvte und alle biblischen Auslegungen im Regen stehenließ. Das Resultat war eine blitzsaubere Ingenieurarbeit, vorgestellt im (leider vergriffenen) Buch: Da tat sich der Himmel auf [80].

Ein Berufskollege von Blumrich ist Hans Herbert Beier, Chefingenieur bei einem deutschen Großunternehmen. Aus dem Fundus seines Ingenieurwissens rekonstruierte er den sogenannten »Tempel«, den Hesekiel in der Bibel maßstabgerecht beschrieb. Der »Tempel« entpuppte sich klipp und klar als Reparaturrampe eines fliegenden Gefährts [81].

Dr. Wolfgang Volkrodt als dritter im Bunde war viele Jahre technischer Leiter bei einer Entwicklungsabteilung der Siemens AG. Auch ihm gefielen die alten Antworten nicht, und er machte sich auf, jahrtausendealte Techniken, reliefiert und ziselirt auf Stelen und an Tempelwänden, mit modernem Wissen zu füllen. Kühl belegt Dr. Volkrodt eine »Cherubim-Technik«, beweist an Hand von Gravuren eine funktionstüchtige Dampfmaschine aus

vorgeschichtlicher Zeit und demaskiert auch Salomons Flugwagen als dampfgetriebenen, steuerbaren Heißluftballon [82].

Nimmt man die Beschreibung aus dem Vymaanika-Shaastra dazu, ergeben sich Pfunde, die nach menschlichem Ermessen schwer in der Waagschale liegen. Nur mache ich mir keine Illusionen. Die Spezialisten der gestrigen Schule wird das alles nicht kümmern. Was verstehen Ingenieure schon von alten Texten! Es lebt sich wohl im eigenen Saft, was helfen zeitgemäße Erkenntnisse? Vielleicht sollten sie sich einen Satz ins Stammbuch schreiben, den der Philosoph Lucius Apuleius vor knapp zweitausend Jahren in seinen Metamorphosen verewigte: »Eine Zeit wird kommen, wo es scheinen wird, als hätten die Ägypter fromm und eifrig der Gottheit gedient, denn die Gottheit wird von der Erde in den Himmel zurückkehren, und Ägypten wird verlassen dastehen... Oh, Ägypten! Ägypten! Von deinem Wissen werden nur Fabeln übrigbleiben, die den späteren Geschlechtern unglaublich dünken.«

So ist es. Die vergleichbaren Überlieferungen liegen auf dem Tisch, die Technik der Altvorden ist rekonstruierbar, und sogar Einzelbeschreibungen über verwendete Flugmaschinen sind in ausgezeichneten Übersetzungen vorhanden. Aus jahrtausendealter Vergangenheit! Doch unsere hehre Wissenschaft mag bloß unbrauchbare Mythen und Fabeln dahinter erkennen. »Denken ist eine Anstrengung, Glauben ein Komfort.« (Ludwig Marcuse, 1894-1971.)

3. KAPITEL

DIE ENTWICKLUNGSHELFER

Alle Götter waren unsterblich!
(Stanislaw J. Lec 1909-1966)

Der Held des sumerisch-babylonischen LugalbandaEpo,- ist der dritte König der 1. Dynastie von Uruk, der »göttliche« Lugalbanda. Sein Name taucht auch auf der babylonischen Königsliste WB 444 auf:

»Der göttliche Lugalbanda, der Hirt, regierte 1200 Jahre...«

In einem Abschnitt wird über Lugalbandas Begegnungen mit dem »Vogel Anzu« sowie über einen Feldzug des Heeres von Uruk gegen Aratta berichtet. Über diesen »Vogel Anzu« liefert das Epos eine kuriose Beschreibung (Zeilen 122-124):

»Hinsichtlich deines Rückens bist du eine beschriebene Tafel, hinsichtlich deines Brustkorbes bist du Nirah, der (die Fluten) teilt, hinsichtlich deines nackten Körpers bist du ein grüner Baumgarten, der zum Staunen dasteht.«

Bei dieser Vogelart ist das Staunen im Preis inbegriffen! Claus Wilcke, der den Lugalbandatext kommentierte, vermutet, der »Vogel Anzu« sei »ein anderes Wort für ...Adler« [83]. Derartige »Adler« mit Multieigenschaften begegnen uns auch im Etana-Epos. Vor ihrem »schrecklichen Geschrei« fliehen sogar die Götter des Gebirges! Und in den Mythen Enki und die Weltordnung (Zeile 295) sowie dem Heldengedicht Enmerkar (Zeile 437) wird derselbe »Vogel Anzu« als »Haus« bezeichnet. Ein Vogel kann schwerlich gleichzeitig ein Haus sein und umgekehrt. Vermutlich war ein räumliches Gebilde gemeint, das fliegt. (Häuptling Tuiavii umschrieb das Flugzeug als Kanu, das von Wolke zu Wolke fliegt.)

Der »Vogel Anzu« wurde von seinem »Vater Enlil« (Erbauer? Pilot?) ins Gebirge verfrachtet und der Zutritt zu ihm »wie eine große Türe verschlossen« (Zeilen 100-103). Der Vogelparkplatz lag in der Nähe des »Adlerbaumes von Gott Enki«, auf der Spitze des Karneolgebirges (Zeilen 28-29). Dasselbe Gebirge war der »Wohnsitz der Götter«, der Hochsitz Iminis, das »Lapislazuligebirge«, der Alabaster- und Zedernberg. Selbst Schlangen und Skorpione mieden das Gebiet (Zeilen 38-41). Im Textabschnitt »Lugalbanda im Finstersten des Gebirges« (Zeilen 27-30) ist von einem »Riesen« die Rede, der den Boden »wie eine Staubwolke berührte«, und in der »Urklage« (Zeile 479) ist nachzulesen: ». . . dein Fürst ist ein gewaltiger Riese, ein Sturm, der den Boden berührt, mit großem Schrecken angetan...«

Dieser »Vogel Anzu« »verbreitet Schrecken«, nur der Held der Story, der göttliche Lugalbanda, darf sich mit ihm unterhalten. »Seit gestern habe ich mich in deinen Schutz begeben« (Zeile 125), bekennt Lugalbanda. Nachdem sie sich über die einzusetzenden Waffen für die kommende Schlacht gegen Aratta verständigt hatten, gibt »Vogel Anzu« dem Lugalbanda einen weisen Rat (Zeilen 213-214): »Was ich dir gesagt habe, das Schicksal, das ich dir entschieden habe, sollst du deinen Freunden nicht sagen.« Urplötzlich, wie aus heiterem Himmel, erscheint Lugalbanda vor seinem Heer. Dort war man über sein unverhofftes Auftau

chen derart erschrocken, daß (Zeilen 224-226) »... seine Brüder klapperten mit den Zähnen, klapperten mit den Zähnen. Seine Brüder, seine Freunde, bemühten ihn mit Fragen...«

Entlarvung des Götterzaubers

Verständlich in jener eigenwilligen Weltlage, die verwirrender gewesen sein muß als unsere. Heute weiß wenigstens der letzte Hinterwäldler, daß es Flugzeuge mit fürchterlichen Waffen gibt. Damals war diese Tatsache nur den Besitzern der Flugwagen bekannt, und diese nutzten ihre überlegene Technologie rücksichtslos aus. Sie suchten sich auf dem weiten Erdenrund irgendeine schöne Weltgegend, schnappten sich dort einen Volksführer, machten ihn und sein Volk zu Partnern und »Auserwählten« und unterstützten die unwissende Meute großzügig gegen alle Feinde.

Als Gegenleistung durfte das ahnungslose Volk seinem »Gott« Opfer darbringen und ihm die prächtigsten Palästedie »Gotteshäuser« - errichten. Dort wurden sie von Dienern alias Priestern verwöhnt, die für Sex, Nahrung, Getränke und Sauberkeit sorgten. Wobei - ganz im Sinne des »Gottes« - die Tempelbauten mehrere Höfe und die Priester mehrere Kategorien aufweisen mußten. Nur die Mehrfachgewaschenen, die am saubersten Bekleideten, die »Reinsten«, die »im innersten Hof«, die »im Heiligtum«, durften in die direkte Nähe ihres »Gottes« gelangen. Er kannte sich schließlich in Hygiene und ein bißchen Bakteriologie aus!

Wie anderswo errichtete Lugalbanda seinem Gott eine Statue (Zeilen 181-183): »Wenn ich die Holzschnitzer deine Statue habe herstellen lassen, wirst du zu staunen dastehen, werden sie deinen Namen im Lande Sumer berühmt machen, den Tempeln der großen Götter werden sie zur Zierde gereichen...«

Cortez, Kolumbus und die anderen Landdiebe begnügten sich, ein königliches Banner in die Erde zu stecken und für den lieben Gott ein Kreuz hinzuzufügen. Die fliegenden Götter der Vorzeit waren selbst dazu zu faul. Sie ließen sich die unter den Nagel gerissenen Ländereien mit ihren Symbolen und Statuen markieren, damit jeder fremde Flieger sofort erkannte: Hier hat schon ein anderer Besitzerrechte angemeldet! Wie befahl der israelitische Gott seinem Volk? Du sollst keine anderen Götter neben mir haben! Das Copyright für diesen Befehl hat übrigens nicht Moses. Bereits in älteren, arabischen Texten wird von einem Mann namens »Amr ben Luhajj« berichtet, der eine weite Reise unternahm [84].

»Bei dieser Gelegenheit habe er gesehen, daß Leute Götzenbildern ihre Verehrung widmeten; als er sie gefragt, was es damit für eine Bewandnis habe, habe man ihm geantwortet: >Diese Götzenbilder sind Herren, welche wir nach der Gestalt der himmlischen Behausungen und menschlicher Personen angefertigt haben.< «

Damals, in jener Zeit der willkürlichen und besitzergreifenden Fliegerei, verunsicherten alle möglichen »Götter« die Menschen. Sie stellten Gebietsansprüche, diese Pseudogötter, und jeder wachte eifersüchtig darüber, daß die Konkurrenz ihm die Gratisarbeitsheere nicht abspenstig machte und daß die Naivgläubigen ihr Geld, ihr Gold und ihre Edelsteine nicht zur falschen Adresse trugen -pardon! -opfernten.

Dennoch scheint es in jenem aufregenden Zeitalter »Götter« gegeben zu haben, die noch fauler waren als ihre landgierigen Kollegen. Eine derartige Figur war Gott Ironggali, der auf den Salomoninseln im Stillen Ozean verehrt wurde. »Ironggali« bedeutet übersetzt: Der von oben über alles Blickende. Er wird als eine Gestalt beschrieben, die stets in der Luft gewohnt und keinen Boden gebraucht habe. Oft sei er Tag und Nacht dagewesen und habe seine »Abfälle ins ,leer geschüttet«. Dann wieder sei er über dem Wasser stehengeblieben, »um mit den Füßen zu wedeln«. Der Typ muß ein Phlegma gewesen sein, das den Zauber der Südsee schon vor Jahrtausenden genoß! Immerhin kann diese Göttervariante schwerlich als »Geist« abgeschrieben werden, denn Geister pflegen üblicherweise nicht, »ihre Abfälle ins Meer zu werfen«.

Der Vollständigkeit zuliebe möchte ich erwähnen (für Stammleser wiederholen), daß Lugalbanda mit seinem »Wohnsitz der Götter«, dem »Lapislazuli-Gebirge«, dem seltsamen »Riesen«, »der großen Türe«, hinter welcher der »Vogel Anzu« parkierte, den man uns als »Adler« verkaufen will, nicht alleine steht. Alle diese Elemente kommen auch im Gilgamesch-Epos vor, das im vorigen Jahrhundert im Hügel von Kujundschik entdeckt wurde. Das Epos, eingekerbt auf zwölf Tontafeln, gehörte zur Bibliothek des Assyrierkönigs Assurbanipal. Auf der dritten Tafel wird von einer »Wolke aus Staub« berichtet, die aus der Ferne kam. Der Himmel habe gebrüllt, die Erde gebebt. Gilgamesch und sein Freund Enkidu machen sich auf, sie wollen die Götter befragen [85, 86]:

»Von Ferne erblickten sie schon den Weltenberg, den Wohnsitz der Götter.« Unbemerkt näherten sie sich dem Tor des Göttergeheges, das vom schrecklichen Wärter »Chumbaba« (auch »Cumbaba« oder »Huwawa«) geschützt wird. Das wuchtige Tor war »sechsmal zwölf

Ellen hoch und zweimal zwölf Ellen breit«. Nicht von schlechten Eltern, dieser gut bewachte »Wohnsitz der Götter«!

Auf der fünften Tafel bemerkte »Chumbaba« die Eindringlinge. Er hatte »Pranken wie ein Löwe, der Leib war mit eisernen Schuppen bedeckt«, auf dem Kopf standen Hörner. Die beiden Freunde »schossen Pfeile auf ihn, warfen Wurfhölzer«. Die Geschosse prallten zurück, der »Roboter« - wie ich ihn mal nenne - blieb in der ersten Runde unverletzt. Auch der »Adler« hat seinen Platz. Er packt Enkidu auf seine Flügel und zeigt ihm die Erde aus verschiedenen Höhen:

»Der Adler sprach zu mir: >Schau hinunter aufs Land, wie sieht es aus? Blick auf das Meer, wie erscheint es dir?< Und das Land war wie ein Berg und das Meer wie ein kleines Gewässer. Und wieder flog er höher, vier Stunden hinauf und sprach zu mir: >Schau hinunter aufs Land, wie sieht es aus? Blick aufs Meer, wie erscheint es dir?< Und die Erde war wie ein Garten, und das Meer wie der Wasserlauf eines Gärtners. Und wieder vier Stunden flog er höher und sprach: >Schau hinunter aufs Land, wie sieht es aus? Blick aufs Meer, wie erscheint es dir?< Und das Land sah aus wie ein Mehlbrei und das Meer wie ein Wassertrog.«

Die Fortsetzung dieses ersten Weltraumberichtes ist im babylonischen Etana-Epos nachzulesen, das im schlechtesten Falle 4000 Jahre in die Vergangenheit zurückreicht [87]:

»Mein Freund, blicke hin, wie das Land geworden ist. >Das Land ist geworden zu einem Kuchen, und das weite Meer ist groß wie ein Brotkorb.< Und noch einmal trug er ihn höher empor und sagte: Mein Freund, blicke hin, wie das Land verschwunden ist. >Ich blicke hin, wie die Erde verschwunden ist, und am weiten Meer sättigen sich meine Augen nicht! Mein Freund, ich will nicht zum Himmel aufsteigen. Mache Halt, daß ich zur Erde zurückkehre!<«

»Eagle has landed« lautete die Meldung der Astronauten ans Raumfahrtzentrum in Houston, als die erste bemannte Landefähre auf dem Mond aufsetzte. »Der Adler ist gelandet!«

Der »Adler« landete schon in der Steinzeit! Damals trug er den phonetischen Namen »Anzu« und war sowenig ein »Adler« wie die Landefähre auf dem Mond!

Die Wissenschaft-so belehrt man mich-könne derartige Vorschläge nicht akzeptieren, weil diese keinen empirischen, keinen belegbaren Unterbau hätten. Nun muten aber die gestrigen Lösungen von Tag zu Tag phantastischer an, während zu gleicher Zeit die verketteten Vorschläge einen realen Hintergrund bekommen. Drei Prämissen gelten als Grundlage aller Forschung: Die Freiheit des Denkens - die Gabe der Beobachtung - der Sinn für Zusammenhänge. Diese Zusammenhänge kann der Computer zwar aufdecken - nur er denkt (noch) nicht.

In mehreren Büchern verwies ich auf die Überlieferung der Kayapo-Indianer, die am Rio Fresco, südlich von Para in Brasilien, beheimatet sind. Ich zeigte die Ritualgewänder - aus Stroh geflochtene »Astronautenanzüge« -, ihrem himmlischen Lehrmeister nachempfunden. Die ersten Aufnahmen dieser Ritualgewänder wurden bereits 1952 vom Indioforscher Joao Americo Peret gemacht. Damals war weder Juri Gagarin noch John Glen ins All katapultiert worden, und die Kayapo-Indianer hatten nicht die blasseste Ahnung von einem Astronautenanzug. Trotz der echten Bilder, die ich jedesmal von den Maskeraden präsentierte, erreichen mich immer wieder erboste Briefe von Lesern, die den Mythos zum Bild vermissen. Hier ist er, erzählt vom Indianer »Kuben-Kran-Kein« der den Titel »Gway-Baba« (der Weise) trägt. Aufgenommen von Joao Americo Peret im Dorf Gorotire. Die

nachfolgende Fassung ist eingekürzt, denn das Original, abgeschrieben vom Tonband, würde knapp 20 Buchseiten beanspruchen:

Ein Fremder im Urwald

Unser Volk wohnte auf einer großen Savanne, weit von dieser Region entfernt, von wo aus man die Gebirgskette »Pukato-Ti« sehen konnte, deren Gipfel von einem Nebel der Ungewißheit umkreist waren, und diese Ungewißheit ist bis auf den heutigen Tag nicht entschleiert. Die Sonne, müde von ihrem weiten, täglichen Spaziergang, legte sich auf den grünen Rasen hinter dem Buschwald, und »Mem-Baba«, der Erfinder aller Dinge, bedeckte mit seinem Mantel voll hängender Sterne den Himmel. Wenn ein Stern herabfällt, durchquert »Memi Keneti« den Himmel und bringt ihn zum richtigen Ort zurück. Dafür sorgt »Memi-Keneti«, der ewige Wächter.

Eines Tages ist »Bep-Kororoti«, vom Gebirge »Pukato-Ti« kommend, zum ersten Mal ins Dorf gekommen. Er war mit einem »Bo« (das ist das Ritualgewand), der ihn vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte, bekleidet. In der Hand trug er ein »Kop«, eine Donnerwaffe. Alle aus dem Dorf flüchteten voll Angst in den Busch, die Männer suchten Frauen und Kinder zu beschützen, und einige versuchten, den Eindringling zu bekämpfen, aber ihre Waffen waren zu schwach. Jedesmal, wenn sie mit ihren Waffen die Kleidung von »Bep-Kororoti« berührten, fielen sie in Staub zusammen. Der Krieger, der aus dem All gekommen war, mußte über die Zerbrechlichkeit derer, die ihn bekämpften, lachen. Um ihnen seine Kraft zu beweisen, hob er seinen »Kop«, deutete auf einen Baum oder einen Stein und vernichtete beide. Alle glaubten, daß »Bep-Kororoti« ihnen damit zeigen wollte, daß er nicht gekommen war, um Krieg mit ihnen zu machen. So ging das eine lange Zeit. Es war ein großes Durcheinander. Die mutigsten Krieger des Stammes versuchten Widerstand zu leisten, aber auch sie konnten sich zuletzt nur mit der Gegenwart von »Bep-Kororoti« abfinden, denn er belästigte sie nicht und niemanden. Seine Schönheit, seine Zärtlichkeit und allen zugewandte Liebe schlug allmählich alle in Bann und zog sie zu ihm hin. Alle bekamen ein Gefühl von Sicherheit, und so wurden sie Freunde.

»Bep-Kororoti« war klüger als alle und darum begann er, die anderen in unbekannten Sachen zu unterrichten. Er leitete die Männer zum Bau eine »Ng-Obi« an, dieses Männerhauses, das heute alle unsere Dörfer haben. Darin erzählten die Männer den Jünglingen von ihren Abenteuern, und so lernten sie, wie man sich in Gefahren zu verhalten hat und wie man denken muß. Das Haus war in Wahrheit eine Schule, und »Bep-Kororoti« war ihr Lehrer.

Im »Ng-Obi« kam es zur Entwicklung von Handarbeiten, zur Verbesserung unserer Waffen, und nichts wurde, was wir nicht dem großen Krieger aus dem All verdankten. Er war es, der die »große Kammer« gründete, in der wir die Sorgen und Nöte unseres Stammes besprachen, und so kam eine besser Organisation zustande, die für alle Arbeit und Leben erleichterte.

Oft leisteten die Jüngeren Widerstand und gingen nicht zum »Ng-Obi«. Dann zog »Bep-Kororoti« seinen »Bo« an und suchte die Jüngeren. Sie konnten dann keinen Widerstand mehr leisten und kehrten schnell in das »Ng-Obi« zurück, weil sie nur dort sicheren Schutz hatten.

Wenn die Jagd schwierig war, holte »Bep-Kororoti« sein »Kop« und tötete die Tiere, ohne sie zu verletzen. Immer durfte der Jäger das beste Stück der Beute für sich nehmen, denn »Bep-Kororoti« nahm keine Nahrung des Dorfes.

Eines Tages folgte er dem Willen seines Geistes, den er nicht mehr bezwingen konnte, und verließ das Dorf. Die Tage vergingen, und »Bep-Kororoti« war nicht zu finden. Plötzlich aber erschien er wieder auf dem Dorfplatz, und er machte ein fürchterliches Kriegsgeschrei. Alle dachten, er ;; wäre irre geworden, und alle wollten ihn beruhigen. Aber als die Männer sich ihm nähern wollten, kam es zu einem fürchterlichen Kampf. »Bep-Kororoti« benutzte seine Waffe nicht, aber sein Körper zitterte, und wer ihn berührte, fiel wie tot zu Boden.

Der Kampf dauerte Tage, denn die gefallenen Kriegergruppen konnten wieder aufstehen, und sie versuchten immer wieder, »Bep-Kororoti« zu bezwingen. Sie verfolgten ihn bis auf die Kämme des Gebirges. Da geschah etwas Ungeheures, das alle sprachlos werden ließ. Rückwärts ging »Bep-Kororoti« bis an den Rand des »Pukato-Ti«. Mit seinem »Kop« vernichtete er alles, was in seiner Nähe war. Bis er auf dem Gipfel der Gebirgskette war, waren Bäume und Sträucher zu Staub geworden. Dann aber gab es plötzlich einen gewaltigen Krach, der die ganze Region erschütterte, und »Bep-Kororoti« verschwand in der Luft, umkreist von flammenden Wolken, Rauch und Donner. Durch dieses Ereignis, das die Erde erschütterte, wurden die Wurzeln der Büsche aus dem Boden gerissen und die Wildfrüchte vernichtet. Das Wild verschwand, so daß der Stamm anfang, Hunger zu leiden.

Was für ein seltsamer Entwicklungshelfer war hier am Werk? Die »göttlichen Landdiebe« in ihren Flugmaschinen zeigten kein derartig ausgeprägtes Sozialgefühl. Einen Einwand kann ich a priori vom Tisch fegen: Es handelte sich nicht um ein Naturereignis! Naturgewalten geben keine Instruktionen zur »Verbesserung der Waffen« und gründen auch keine »Männerhäuser«. In der Analyse des Berichts stoßen mir andere Ungereimtheiten auf:

»Bep-Kororoti« wird als »Krieger aus dem All« bezeichnet. In der Kayapo-Sprache beinhalten die Worte »Bep-Kororoti« bereits »aus dem All kommend«.

Er trägt einen rundum geschlossenen Anzug. Die Pilotenanzüge der alten Inder ließen Kopf und Hände frei.

Er nimmt keine Nahrung des Stammes zu sich. Woher verpflegte er sich während des Besuches?

Seine Waffe »knallt« oder »schießt« nicht etwa, sie »vernichtet«, »löst auf«. Wer seinen Anzug berührt, bricht zusammen, als ob er einen elektrischen Schlag erwischt habe. Schließlich verschwindet er »in der Luft, umkreist von flammenden Wolken, Rauch und Donner«. Dieses Ereignis »erschüttert die Erde« derart, daß sogar »die Wurzeln der Büsche aus dem Boden gerissen« werden und das Wild panikartig flieht.

Insgesamt eine aussagekräftige Geschichte, belegt durch die heute noch praktizierten Ritualtänze der Kayapo-Indianer und die Maskerade, mit der sie den »himmlischen Lehrmeister« imitierten. Ein abgelegener Indianerstamm kommt auch nicht aus dem Stand auf die Idee, »himmlische Lehrmeister« mit »flammenden Wolken, Rauch und Donner« in Zusammenhang zu bringen und ihre Himmelfahrt mit dem Herausreißen von Wurzeln und Büschen zu verbinden. Ich muß nicht daran erinnern, daß sich der Herr des vertrauten Alten Testaments auf dieselbe Weise manifestierte.

Mit Donner und Getöse

Und - wie könnte es anders sein? - auch die indischen Flugschiffe und König Salomos Flugwagen werden mit demselben Beigeschmack serviert. Im indischen Ramayana [88] entführt der Bösewicht Ravana die zauberhafte Sita »in einem Wagen der Lüfte, der der Sonne gleicht«. Sita wird gerettet, steigt in den Himmelswagen um, der »auf Ramas Befehl mit gewaltigem Lärm zu einem Wolkenberg emporstieg«. Das monströse Fluggefährt muß schnell und niedrig geflogen sein, denn:

»Wenn er vom Gebirge aus seinen Flug beginnt, so brechen die Felsspitzen, die Grundfesten der Berge wanken, die Riesenbäume werden entastet und gebrochen, ein Schauer von Holz und Blättern bricht zu Boden. Vögel und Tiere der Berge fliehen in ihre Schlupfwinkel.« Manchmal wurde auch mitten in einer Stadt gestartet. Dann »werden die schönen Lotosteiche von Lanka (heute Sri Lanka = Ceylon) ausgeschwemmt. Mit brennendem Schwanz schwingt er sich über die Dächer und entfacht ungeheure Brände, so daß die Hochbauten und Türme einstürzen und die Lustgärten verwüstet werden.«

Den nächsten Vergleich steuert König Salomo bei [60]. Als Salomos Sohn den Flugwagen benutzte und damit über Ägypten Richtung (heutiges) Äthiopien flog, »zerbrachen Götterstauen, und Obeliken fielen um«. Auch Bäume wurden entwurzelt.

Genauso geht es bei Gilgamesch zu:

»Vom Götterberg herab schickt er den Himmelsstier; nach Uruk, der Stadt, läßt er ihn kommen. Über Saat und Felder tobt er daher. Er verwüstet das Land vor den Mauern der Stadt. Hundert Mann fegt sein feuerschnaubender Atem hinweg.«

Fürwahr internationale Beobachtungen! Müßte ich eine Doktorarbeit schreiben, ich könnte leicht fünfzig vergleichende Beispiele aufzählen. Unzeitgemäß bleibt nur, was unsere Gelehrten daraus machten. Der »Himmelsstier« ist ein Sandsturm, Etanas und Enkidu »Flüge« waren Träume, und Bep-Kororoti Schutzanzug eine »personifizierte Naturgewalt«. Jetzt fehlt eigentlich nur noch, daß man aus Erich von Däniken ein Phantom macht, das nie existierte!

Es fällt schwer, Bep-Kororoti als irdischen Flieger einzustufen. Zum einen behauptete er selbst, aus dem Kosmos zu kommen, zum anderen hinterläßt seine Waffe, die »vernichtet« und »auflöst«, einen überirdischen Geschmack. Auch der geschlossene Anzug und die Verweigerung jeder irdischen Nahrung deuten auf einen ET hin. Aber sicher stehen in dieser wie in anderen Geschichten Widersprüche zur Auswahl. Weshalb vollführt Bep-Kororoti plötzlich ein »fürchterliches Kriegsgeschrei«? Hatte man ihm etwas Wichtiges geklaut? Und - seit wann kann ein Außerirdischer seinen Anzug ablegen? Zudem nimmt sich Bep-Kororoti im späteren Verlauf der Überlieferung eine Frau und zeugt mit ihr ein Kind. Der Himmel mag wissen, wie ein Geschlechtsverkehr zwischen ETs und Menschen möglich war! Doch von Nachfahren jener »Göttersöhne« wimmelte es ohnehin auf dem blauen Planeten Erde.

Besucher aus dem Universum

Folgt man den chinesischen Mythen - was heißt schon »Mythen«? -, so sollen ursprünglich »fünf Urkaiser« und »drei Erhabene« die irdische Kultur begründet haben. Dies geschah in

jenen undatierbaren Zeiten, in denen sich himmlische Boten mit irdischen Wesen unterhielten oder bevorzugte Menschen erst zu Weisen heranwachsen ließen. Einer dieser Himmlischen, »Fu-hsi«, führte die Seidenproduktion, ein anderer, »Shen-nung«, den Ackerbau auf der Erde ein [89]. Der Gott des Namens »Ch'ang-i« landete, vom Weltall kommend, mit einem »Ei« direkt neben dem Haus der Familie Thai. Dieser »Ch'ang-i« wird als »knochenlos« und als »Vater der Mondberechnung« [90] beschrieben. Er unterwies die Menschen. Eine Kollegin von »Ch'ang-i« war die Göttin »Hsi-wang-mu«, die sich mit ihren »grünen Vögeln« im Gebirge K'un-lun niederließ. Nicht alleine, versteht sich! Mehrere Kameraden bewohnten ebenfalls den Götterberg, und jeder von ihnen trug einen »gelbbblauen Helm«.

Die späteren chinesischen Kaiser pilgerten allesamt zu den Gebirgen K'un-lun, Chang-Tang und San-wei, die zur Himalajakette gehören, um sich mit »göttlichen Ratschlägen« einzudecken. In jenen Tagen, so vermeldet die Überlieferung, sollen in den Provinzen Yen-ling-hsien und Hsou-an-chou (heute: Wu-hu) »schwarze Donnerwagen« vom Himmel gestürzt sein. Die Menschen verglichen die unverständlichen technischen Bruchstücke mit »Fledermausflügeln« und »Tierkrallen«.

Der Kaiser »Chih Chiang Tzu-Yu« (taucht auch als »Yi« und »Hou-Yih« auf) unternahm sogar einen Mondflug. Mit seinem »magischen Beutel« kämpfte er gegen »zehn Sonnen«, die plötzlich im Weltraum auftauchten. Während der Reise ernährte sich der Kaiser von einer besonderen Art von »Blumen«, die in seinem »Ei« heranwachsen. Der Mond wird als »Kugel von gewaltiger Größe« beschrieben, und wie wahr! - »das Licht des Mondes wird in der Sonne geboren«.

Selbst regelrechte Sternenschiffe tauchen in den Sagen um »Chih Chian Tzu-Yu« auf. Diese Weltraumgebilde verfügten über »hell erleuchtete Fenster«. Von ihnen aus startet der »Hun-tun-Vogel«, ein eigenartiges Geschöpf mit sechs Füßen, vier Flügeln und einer Gesamtgestalt, die mit einem »gelben Beutel« verglichen wird. Erwähnenswert bleibt noch, daß dieser »Hun-tun-Vogel« kein Gesicht besaß.

Das alles klingt verwirrend und ist es im Grunde doch nicht. Wir müssen nur lernen, zwischen Fluggeräten zu unterscheiden, die sich im Luftraum bewegten, und anderen, welche auch außerhalb der Erde operierten. Wenn vom gelben Kaiser »Huang-ti« geschrieben wird, er sei mit 70 Personen von einem »bärtigen Drachen« in den Himmel entführt worden, dann schwimmt man noch im ungewissen. Werden bestimmte Menschen hingegen als »Drachenkönige« bezeichnet, die sich »fürchterlich~dröhnender Monster bedienten, dann tippe ich eher auf Fluggeräte aus den irdischen Werkshallen und bei den »Drachenkönigen« auf ihre Piloten [42].

In neuester Zeit sammelte Prof. Dr. Dileep Kumar Kanjilal vom Sanskrit College in Kalkutta alle verfügbaren Textstellen aus dem alten Indien und veröffentlichte sie in dem Buch Vimanas in Ancient India [91]. Die ungeheuer fleißige Sanskritschülerin, Frau Julia Zimmermann aus Bonn, übersetzte den Text ins Deutsche [92].

Aus Professor Kanjilals Analyse lernt man, das altindische Wörtchen »Ratha« habe ursprünglich soviel wie »Läufer« bezeichnet; damit war alles gemeint, was mit »Geschwindigkeit« verbunden war. Erst später sei aus »Ratha« ein »schnell fliegendes Objekt« geworden, und wiederum später sei »Ratha« durch den Ausdruck »Vimana« ersetzt worden. Der älteste Hinweis auf derartige Luftfahrzeuge »ist im Rigveda nachzulesen, und zwar in den Hymnen an die (göttlichen) Zwillinge Asvinas, an die Rbhus und andere Gottheiten«.

Dazu muß man wissen, daß der Rigveda eine an die Götter adressierte Sammlung von 1028 Hymnen ist, die ursprünglich nur im Besitze der Priester waren. Diese Veden sind die älteste Quelle für Sprache, Volkskunde und Religion. Der ursprüngliche Sinn des Wortes »Velo« lautet »heiliges Wissen«, und schon die erste Hymne des Rigveda beginnt mit einer Anrufung des »göttlichen Oberpriesters Agni«. Dieser »Agni« wird auch als »Deva« bezeichnet, und das Wörtchen »Deva« wiederum leitet sich von der Sanskritwurzel »div« ab. »Div« aber - und da widerspricht kein Sanskritgelehrter - bedeutet »Leuchten, Glanz, Scheinen, Himmel«. Ein »Deva« ist ein »glänzendes Himmelswesen«, das sich »im Luftkreis« bewegt. Im 1. Buch, Kap. 111, Vers 1, des Rigveda ist nachzulesen, wie ein sehr komfortables Himmelsschiff gebaut wurde, das sich überall hin bewegen konnte, sowohl »am Firmament als auch im Himmelsgewölbe« (Rv. 1.20.3).

Dieses Himmelsschiff war dreieckig, groß, besaß drei Stockwerke und wurde von mindestens drei Piloten geflogen. Das riesige Fluggefährt verfügte über drei Räder, die bedarfsweise eingezogen werden konnten (Rv. 1.30.18-20). Ferner wird festgehalten, das Himmelsschiff habe über drei Säulen verfügt (Rv. 1.34.8-9/1.47.1-42/1.52.1-2). Dieses fliegende Monstrum war keineswegs nur für den irdischen Gebrauch konstruiert. Es bewegte sich auch im Weltraum und unternahm Reisen zum Mond.

Die Fahrgäste hatten es bequemer als unsere Astronauten in ihren engen Kisten. Sie verfügten über verschiedene Verpflegungsmöglichkeiten, und die Innenräume waren sehr angenehm ausgestattet. Ausdrücklich wird im Rigveda betont, das himmlische Fahrzeug habe sich ohne irgendwelche »Streitrosse« bewegt, und wenn das Gefährt von einer Reise zurückkehrte, hätten sich auf der Erde unzählige Menschen versammelt, um das Schauspiel zu beobachten. Es war damals nicht anders als heute!

In den Rigveda-Textstellen 5.73.6; 1.181.3-4; 1.180.2 und 4.45.7 wird ein Fahrzeug beschrieben, das sowohl fliegen wie tauchen konnte. Beim Abheben vollführte es einen fürchterlichen Krach, und seine Geschwindigkeit war derart hoch, daß es die drei Welten in einem Moment zu überfliegen vermochte.

Prof. Dr. Kanjilals Werk enthält eine Fülle von vergleichbarem Material - kontrollierbar auch für jeden westlichen Indologen, der nicht an den vorgestrigen Auslegungen klebt. Leider-und dies sage ich meinen Stammlesern-hilft es wenig, die altindischen Texte in irgendwelchen deutschen Übersetzungen, die ohnehin rar sind, nachzulesen. Ausnahme: siehe oben! In den bisherigen Übersetzungen wird ein unverdaulicher Brei aus mißverstandenen Religionen, westlicher Einbildung und psychologischem Wunderglauben serviert.

Obschon die indischen Gelehrten ihr Sanskrit besser kennen als der Rest der Welt, sind sie von ihrem Naturell her bescheidener als wir Westler. Sie wissen zwar klipp und klar, daß in den altindischen Texten unzweideutig über die verschiedensten Flugkonstruktionen gesprochen wird - aber sie möchten ihr Wissen keinem westlichen Gelehrten indoktrinieren. Wann immer ich an indischen Hochschulen bin und mit den Fachleuten rede, bestätigt man mir eindrucklich die moderne Betrachtungsweise der alten Überlieferungen.

Zu Hause hingegen tönt es ganz anders. Hiesige Indologen wollen nichts wissen von irgendwelchen realen Flugmaschinen im alten Indien. Vom westlichen Bazillus der Besserwisserei infiziert, setzen sich die Schüler über ihre bescheidenen Lehrer. Dies ist eine andere Art von psychologischem »Götter-Schock«: Wir verkraften die alten Wahrheiten nicht.

Im 5. Jahrhundert n. Chr. lebte am Hofe der Guptakönige auch der größte Dichter und Dramatiker Indiens: Kalidasa. In seinen Epen schöpfte er aus der altindischen Literatur, die ihm am Königshof in sauberen Abschriften zur Verfügung standen. In seinen Werken Raghuwamscha behandelt er die Geschichte der alten Herrscher von Raghu, und dort, im Gesang Nummer 13.1-79, ist in allen Einzelheiten und mit akribischer Genauigkeit ein Flug von Lanka nach Ayodhya festgehalten.

Beschrieben wird die Panoramasicht von oben auf, den Ozean mit seinen unterschiedlichen Tiefen, Farben und unterseeischen Gebirgen. Die Küste vergleicht er mit der »Schneide eines dünnen Eisenrades, und Land und Forst scheinen dem Meer zu entsteigen« [92]. Der Flugwagen von Rama bewegte sich manchmal zwischen den erschreckten Vögeln, dann in den Wolken und schließlich sogar auf Wegen, »die von den Göttern befahren werden«. Exakt werden die überflogenen Gebiete und Orte aufgezählt: »Der Fluß Godavari . . . die Einsiedelei von Agastya . . . der Berg Chitrakuta nahe Allahabad und der Klause von Atri am Ganges . . . vorbei an der Hauptstadt des Königs von Nisada auf das Gebiet von Uttarakosala am Fluß Saraju.« Erstaunt beobachteten die am Boden versammelten Menschen das Himmelsfahrzeug, dem Rama über Treppenstufen aus blitzendem Metall entstieg.

Alles in allem die Beschreibung einer vorgeschichtlichen Flugreise über eine Distanz von 2900 Kilometern. Und zwar von Lanka (Ceylon) nach Ayodhya über Setubandha, Mysore und Allahabad. Als der König Dusyanta aus dem Luftfahrzeug stieg, stellte er zu seiner Verblüffung fest, daß sich die Räder zwar drehten, dennoch aber weder Staub aufwirbelten noch Lärm vollführten. Zudem berührten sie den Boden nicht, obschon Rama auf einer metallenen Treppe dem Himmelsfahrzeug entstieg. Matali, einer der Piloten, klärte den König auf: Der Unterschied rühre daher, daß diesmal ein Himmelswagen der Götter benutzt worden sei - und keiner der Menschen.

Exakt in dieser Bemerkung liegt der entscheidende Unterschied. Obschon ausgewählte Menschengruppen für ihre Herrscher Vimanas für verschiedene Einsätze konstruierten, gab es zusätzlich die Fahrzeuge der echten Götter, und diese waren erheblich raffinierter als die irdischen Nachahmungen. Jenes geheimnisvolle Volk »Chi-Kung«, das für den Begründer der Shang-Dynastie »fliegende Wagen« herstellte, operierte auf irdischem Terrain. Auch der indische König Rumanvat, der gleich mit seinem Harem und seiner Schar von Würdenträgern losdonnerte, bewegte sich im Luftraum der menschlichen Flugkunst. Ebenso König Salomo und der Südseegott Rongamai. Ich unterstelle auch dem zentralamerikanischen Quetzalcoatl ein irdisches Fluggerät, und meinetwegen mag selbst der »Vogel Anzu« im Lugalbanda-Epos aus irdischen Werkstätten stammen. Nur ins Weltall hinaus durften die Menschen nicht aus eigener Kraft. Das Universum war den Göttern vorbehalten. Als sich die Menschen den Göttern zu nähern versuchten, zerstörten diese den Turm zu Babel! »Den Göttern« nähern? Welchen Göttern?

Im Buch Vanaparvan, das ist ein Bestandteil des altindischen Mahabharata (Kap. 168 bis 173), werden als Wohnstätten der Götter regelrechte Weltraumstädte genannt, die noch über der Erde ihre Runden drehten. Desgleichen im Kapitel 3, Verse 6-10, des Sabhaparva. Diese riesigen Gebilde hießen »Vaihayasu«, »Gaganacara« und »Khecara«, und sie waren derart gigantisch, daß Zubringerschiffe bequem durch die mächtigen Tore ins Innere fliegen konnten.

Dieselben Weltraumgebilde werden auch im Drona Parva, Verse 62ff. [93], beschrieben. Es gibt eine ausgezeichnete englische Version des Drona Parva, die in jeder gut bestückten Bibliothek zu finden ist. (Ich entdeckte meine in der Basler Unibibliothek.) Im späteren

Verlauf der Story kommt es zu einem Kampf dieser Himmelsstädte, und sie stürzen »wie tausend Sterne« zur Erde hernieder.

Ich wies in einem früheren Buch darauf hin [94], daß alle, die den »Götter-Schock« nicht verkraften, versuchen werden, diese Weltraumstädte in den ominösen »Himmel« der Religion zu verpflanzen. Man legt falsche Eier. »Himmel«, so heißt es, sei der Ort der »Glückseligkeit«, und wenn irgendwelche »Götter« vom »Himmel« heruntergeholt würden, sei damit eine Zerstörung des religiösen Glücks gemeint. Dieses faule Ei kann nicht treffen. Als nämlich der berühmteste Sanskritforscher des letzten Jahrhunderts, Professor Protap Chandra Roy, das Mahabharata ins Englische übertrug, ahnte er nichts von der Möglichkeit zukünftiger Weltraumstädte. Für ihn war das Weltall unerreichbar.

Trotzdem fiel ihm der, kleine, aber entscheidende Unterschied zwischen Himmel und Firmament oberhalb der Erde auf. Es blieb ihm nur die Übersetzung möglich (Vers 50): „The three cities came together in the firmament« -die drei Städte kamen am Firmament zusammen.

Jede Gedankenspielerei, die unbequemen Weltraumstädte in den religiösen Himmel der Glückseligkeit zu verpflanzen, muß noch aus einem anderen Grund scheitern. Wie kann denn im »glücklichen Himmel« mit fürchterlichen Vernichtungswaffen gekämpft werden? In diesem »Himmel« möchte ich nicht wohnen. Nein, danke!

Die Unterschiede zwischen »Göttern aus dem Weltall« und irdischen Königen, zwischen von Menschen gebauten Flugwagen und »himmlischen Gebilden« sind in den alten Texten klar herausgestellt worden. Typisch dafür ist »Arjunas Reise in den Himmel«. Arjuna ist der göttliche Held der Geschichte, und er fliegt mit »Matali«, dem Piloten, hinaus ins Weltall. Schon vor dem Start bemerkte Arjuna Wagen, die flugunfähig am Boden liegen, andere schweben über dem Startgebiet [94].

». .. Arjuna wünschte, daß Indras himmlischer Wagen zu ihm gelange. Und mit Matali kam plötzlich im Lichterglanz der Wagen an, Finsternis aus der Luft scheuchend und erleuchtend die Wolken, die Weltgegenden anfüllend mit Getöse, dem Donner gleich . . . Mit dem Zaubergebilde fuhr er, dem sonnenähnlichen Wagen nun, freudig empor. Als er sich dem Bezirke nahte, der unsichtbar den Sterblichen, Erdenwandelnden, sah Himmelswagen er, wunderschön, zu Tausenden. Dort scheint die Sonne nicht, der Mond nicht, dort glänzt das Feuer nicht, sondern im eigenen Glanze leuchtet da, was als Sternengestalt unten auf der Erde gesehen wird. Ob großer Ferne gleich Lampen, obwohl es große Körper sind...«
Eigentlich könnte ich diesen Abschnitt beenden mit der Frage: Was will man noch mehr? Da ist noch viel mehr! Im Kapitel 11, Verse 1-4, des Sabhaparva (Bestandteil des Mahabharata) ist nachzulesen, in jenen alten Zeiten seien die Götter aus einem entfernten Ort zur Erde gekommen, um die Menschen zu studieren! Die Götter hätten sich frei über der Erde bewegt. Ergänzt wird diese Aussage in gleich mehreren Kapiteln des vanaparva, wo zweifelsfrei von fliegenden Versammlungshallen gesprochen wird, die sich - ähnlich Weltraumstationen - um die Erde drehten.

Man nannte diese orbitalen Objekte »Sabha«, und sie enthielten nicht nur Nahrung und Flüssigkeiten aller Art, sondern auch schreckliche Waffen und Munition.

Diese Behauptung wird im Rigveda, 5.6.1-4, unterstützt, wo festgehalten wird, jene Objekte seien aus den fernen Welträumen zu uns gekommen und die Götter wären es gewesen, die den Menschen ihr Wissen beibrachten. Dabei muß die Technologie jener Weltraumbesucher einen

Stand erreicht haben, von dem wir nur träumen können, denn selbst Himmelsstädte, die sich »unsichtbar machen« konnten, finden Erwähnung.

Manchmal frage ich mich, weshalb Galileo Galilei mit seiner »Planetenbotschaft« im Jahre 1610 unserer Zeit einen derartigen Wirbel verursachte und warum der englische Physiker Isaac Newton im 17. Jahrhundert die Gesetze der Schwerkraft erfinden mußte. Die Götter hatten den Menschen längst alles beigebracht! Im Kiranavali von Udayana aus dem 10. Jahrhundert n. Chr. wird die Frage behandelt, ob »Luft irgendein Gewicht habe« [92] und ob ein mit Rauch oder Dunst gefüllter Ballon steige, während ein mit Luft gefüllter sinke. Bereits im Mahabharata (1.150) ist festgehalten, Dunst bestehe aus feinen Wasserpartikeln, die 'als Dampf in die Atmosphäre aufsteigen. »Ein Kieselstein oder ein Erdklümpchen, durch die Wucht des Windes hinauf in

die Luft getragen, kommt durch die Erdanziehung direkt zur Erde zurück. »Bhaskaracaryya« verdeutlicht in seinem Werk Siddhantasiromani (etwa 6. Jahrhundert n. Chr.) die Rotation der Erde um die Sonne. Im Prasastapada Bhasya aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. wird die Bewegung des Falles eines Blattes durch den Wind als eine Doppelbewegung erklärt: »Als eine Schwingbewegung und eine Sinkbewegung« [92]. Schon der römische Historiker Caus Plinius Secundus (61-113 n. Chr.) weiß Bescheid über die Entstehung von Sonnen- und Mondfinsternissen und selbstverständlich auch über die Kugelgestalt der Erde [95]:

»...Bei den Gelehrten und dem gemeinen Volke herrscht ein großer Streit darüber, ob die Erde von Menschen bewohnt sei, die einander die Füße entgegenkehren... Die letzteren dagegen werfen die Frage auf, woher es denn käme, daß die Gegenfüßler nicht fielen? Als ob sich die Gegenfüßler nicht ebensogut darüber wundern könnten, daß wir nicht fallen... Wunderbar erscheint es aber doch, daß sie (die Erde) bei der ungeheuren Fläche des Meeres noch eine Kugel bildet... Deshalb ist es auch nie auf der ganzen Erde zugleich Tag und Nacht, denn auf der der Sonne entgegengesetzten Hälfte der Kugel entsteht Nacht...«

Nochmals 400 Jahre früher berichtete der griechische Philosoph Epikur (341-271 v. Chr.) in seinem Zwölften Buch der Physik über die »Kugelgestalt« der Welten und die Expansion des Universums [96]:

»Sonne, Mond und die übrigen Gestirne sind nicht gesondert für sich entstanden..., sondern sie sind zugleich mit dem Ganzen gebildet worden und haben sich wachsend weiter entwickelt...«

Wie konnten diese alten Erkenntnisse um Besucher aus dem Kosmos, um die detaillierten Bauanweisungen von Flugapparaten, um Flugrouten, Klimazonen oder um astronomische und physikalische Gesetze verloren gehen? Weshalb mußten die Menschen alles wiedererfinden, die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse neu entdecken? Die Antwort steht in den heiligen Texten der Inder: »Der Gebrauch einer Technologie war auf die Elite begrenzt und wurde unter der Allgemeinheit nicht verbreitet.« [92] Technologien der Vorgeschichte waren top secret. Und die Frage, wann sich das alles abgespielt habe, ist selbst von den indischen Fachleuten nicht beantwortbar. Verschiedene Schulen kommen auf verschiedene Daten. Die im Mahabharata geschlagene Schlacht von Kuruksetra wird von indischen Astronomen ins Jahr 3102 v. Chr. gelegt. Orthodoxe Sanskritspezialisten siedeln die ältesten Veden um 6000 v. Chr. an, und der Flug der entführten Königsgemahlin Sita im Ramayana wird - wieder von einer anderen Schule - exakt mit dem 23. Dezember 4396 v. Chr. datiert [97].

Immer wieder treffe ich auf Gelehrte, die argumentieren, sämtliche Beschreibungen in altindischen Texten - und anderswo! -, die sich mit Göttern, himmlischen Fahrzeugen, mit Kämpfen um die Guten und die Bösen befassen, seien literarische Erfindungen, die sich nur und ausschließlich in den Köpfen der Dichter abgespielt hätten. Die guten Götter seien als »gute Geister« zu verstehen und die Gegenpartei als »böse Dämonen«. Genauso wird vielerorts unbeirrt übersetzt und doziert. Die akademische Einbildungskraft verwandelt ehemalige Realitäten in Mythen.

Dabei wird übersehen, daß selbst das Mahabharata auf der körperlichen Anwesenheit der Götter besteht, denn diese Götter »schwitzen nicht«, sehen jugendlich aus und besitzen wohlgestaltete, hochgewachsene Körper. Erfundene Geister vollführen auch keinen Lärm, wenn sie vom Boden abheben, sie essen nichts und übermitteln keine präzisen Informationen. Die Situation ist geradezu schizophren: Hören wir von einem Menschen im alten Indien, der mit einem feurigen Wagen in den »Himmel« fahren durfte, was auch Lugabanda, Enkidu, Entana und anderen widerfuhr-, dann rümpfen wir die Nase und verschieben alles ins Traumreich der Wünsche. Dieselben Menschen aber setzten sich entrüstet für die Echtheit des folgenden Berichts ein: »Da kam auf einmal ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen vom Himmel und trennte die beiden. So fuhr Elias im Wetter gen Himmel. Während es Elisa mitansah, schrie er: >Mein Vater, mein Vater!... dann sah er ihn nicht mehr.«

Das eine sind altindische Texte - das andere ist der biblische Bericht von der Himmelfahrt des Propheten Elias, übermittelt im z. Buch der Könige, Kap. 2, Verse 11-13.

Tatsache bleibt, daß die sinngemäß gleiche »Himmelfahrt« eines »Propheten« oder »großen Lehrers« auch im tibetischen Buddhismus überliefert wird. Nur glauben Christen, Juden und Muslime kein Wort davon. Dort, in Tibet, unterweist der »große Lehrer« namens »Padmasambhava« (auch: U-Rgyan Pad-Ma) seinen Lieblingsschüler. Beim Abschied erscheint am Himmel »ein Pferd aus Gold und Silber«. Alle Welt konnte sehen, wie es durch die Luft kam. Der »große Lehrer« drehte sich noch einmal um und sagte zu den Anwesenden: »Mich zu suchen wird kein Ende sein.« Dann flog er davon [98]:

»Als sie hinblickten, sahen sie Padmasambhava so groß wie einen Raben; als sie wieder hinsahen, sahen sie ihn so groß wie eine Drossel, und dann wieder glich er einer Fliege, und dann erschien er unklar und verschwimmend, so groß wie ein Läuseei. Und als sie wieder hinsahen, da sahen sie ihn nicht mehr.«

Etana? Bep-Kororoti? Elias? Arjuna? Padmasambhava? Hennoch? Wie hätten wir's denn gerne?

»Nichts ist unglaublicher als die Wirklichkeit!« (F. Dostojewski, 1821-1881.)

Die phantastischen Realitäten

Und diese Wirklichkeit muß vor Jahrtausenden phantastischer gewesen sein, »als unsere Schulweisheit sich träumen läßt« (Shakespeare). Im 11. nachchristlichen Jahrhundert trug »Maharshi Bharadvaja«, ein »Seher«, wie man ihn heute nennt, viele Schriftstücke zusammen, die sich mit der Fliegerei von Göttern und Menschen befaßten. Er nennt sogar drei ferne Welten, von denen die Götter kamen und wohin sie reisten. Es sind die Planeten

»Mahaloka«, »Brahmaloka« und »Svetadvipa« [99]. »Maharshi Bharadvaja« zählt Eigenschaften jener Fluggeräte auf, die uns Neunmalkluge erschauern lassen. Nämlich:

- Das Geheimnis, Flugapparate zu bauen, die nicht auseinanderbrechen, welche feuerfest und unzerstörbar sind.
- Das Geheimnis, Flugapparate bewegungslos zu machen. - Das Geheimnis, Flugapparate unsichtbar zu machen.
- Das Geheimnis, die Gespräche und andere Geräusche in feindlichen Apparaten mitzuhören.
- Das Geheimnis, vom Innern feindlicher Apparate Bilder zu empfangen.
- Das Geheimnis, die Annäherung feindlicher Apparate zu verunmöglichen.
- Das Geheimnis, Personen in feindlichen Apparaten ohnmächtig werden zu lassen.
- Das Geheimnis, feindliche Apparate zu zerstören.

Gerade der Umstand, daß hier eine zukünftige Militärtechnologie vorweggenommen werde, mache die Überlieferung unglaublich, meinen die Fachleute. Man mutet dem »Seher« »Maharshi Bharadvaja« lieber eine phänomenale »Prä-Science-fiction« zu, als sich ernsthaft und mit modernen Augen mit den Texten auseinanderzusetzen. Die vielgerühmte Logik bleibt auf der Strecke. Entweder waren Götter gleich Geister, dann benötigten sie keinerlei Technologie. Oder sie waren körperlich - und Technologie gehörte zu ihnen. Jeder metaphysische Charakter macht - wie man im Computerzeitalter sagt - die »Hardware« überflüssig. Doch diese »Hardware«, die »harten Gegenstände«, sind nun mal nicht vom Tisch zu fegen. Wie auch, bei Flugapparaten, die »feuerfest und unzerstörbar« waren und die bei Start und Landung einen Höllenlärm vollführten.

Zudem stelle man sich einmal eine Gruppe von Priestern vor, die mindestens im 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebten, wahrscheinlich aber Jahrtausende vorher, und die sich bei einem Gläschen Reiswein zusammensetzten, um die Eigenschaften zukünftiger Flugapparate zu erfinden. Siehe da, welch ein Zufall, ihre »Prä-Science-fiction« entspricht genau der fernen Wirklichkeit! Das wäre etwa so, als hätten sich einige Mönche des Mittelalters in einer von Kerzen beleuchteten Klausur eingefunden, um die Frage zu erörtern: Wie ist Jesus in den Himmel gefahren? Da der Vorgang nur auf übernatürliche Weise erklärbar ist, denken sich die Mönche eine Weltraumrakete des Typs Saturn V aus, die sie, auch noch mit ihren Eigenschaften von den benötigten Metallen bis zum lärmigen Antrieb in einem heiligen Sitzungsprotokoll festhalten. Hokusfokus - Jahrhunderte später wird das Ding von der NASA gebaut.

Jeder Gläubige und jeder bibelfeste Exeget müßte ausrufen: Bescheuert! Jesus brauchte zu seiner Himmelfahrt doch keine Rakete! Das wäre geradezu Blasphemie! Und dennoch würden die Mönchstexte aus dem Mittelalter vorliegen, in denen ein Saturn-V-ähnliches Himmelsfahrzeug beschrieben wird. Was ist zu tun? Wird die Mönchsgruppe nun als »weise Seher der Zukunft« eingestuft? Unmöglich, sie hätten das Verkehrte vorausgesehen, weil Jesus eben nicht mit einer Saturn V gen Himmel gefahren sein kann.

Geht's hingegen um alte indische Götter, dann fressen wir Kreide und Feuer gleichzeitig. Schließlich stehen wir Christenmenschen auf dem Standpunkt, die Götter des alten Indiens

seien normale Sterbliche gewesen. In gar keiner Weise vergleichbar mit dem universellen Jesu, der Mensch und Gott - Materie und Geist - in sich vereinte. Für altindische Götter kann demnach eine »spirituelle Himmelfahrt« nicht zur Debatte stehen. Schön, dann also keine »spirituelle«, sondern eine »materielle«. Nein! Erschallt der Entsetzensschrei, die derartig beschriebenen Fahrzeuge kann es niemals gegeben haben. Womit demonstriert ist, wie sich die Pseudologik in den eigenen Schwanz beißt. »Wer sich über Kritik ärgert, gibt zu, daß er sie verdient hat.« (Cornelius Tacitus, römischer Historiker, 55-120 n. Chr.)

Spiele mit Wörtern

Die Götter waren körperlich, daran hilft kein Gebet vorbei. Bei ihrer Ankunft waren die Menschen geschockt, später, nach der Einfühlungsphase, wurden die Götter gefürchtet, bewundert, sie waren geheimnisumwittert, stets zu Wundern fähig. »Wunder« kommen aber nicht von selbst, »Wunder« macht jemand! Für die Eingeborenen Neuguineas war das Päckchen Magnesiumpulver, welches Frank Hurley ins Feuer schmiß, ein »Wunder«. Und die Heilung eines Kranken mittels Antibiotika muß dem Steinzeitmenschen als »wunderbar« vorkommen. Je nach Grad der erreichten Technik ist eine elektrische Lampe, ein Radio, ein Fernsehbild, ein Helikopter oder ein Laserstrahl ein »Wunder«. Da das »Wunder« nicht als technisches Produkt erkannt wird, muß seine Wirkung umschrieben werden. So beginnt das Ratespielchen Sieht-aus-wie, Wirkt-wie. Und Jahrtausende später rätseln die Übersetzer, was um alles in der Welt diese Altvorderen eigentlich meinten. Als Vergleich diene die lateinische Sprache, eine tote Sprache. Hier ein Experiment ganz besonderer Art:

Ich bat meinen Schriftstellerkollegen, den Altphilologen und Lateinprofessor Dr. Lorenz Stäger, um Übersetzung des nachfolgenden Textes:

»Am Steuerrad saß ein Android. Er leitete den tonnenschweren Bulldozer direkt zur Startrampe, auf der die Rakete mit den beiden Fernsehsatelliten ruhte. Sofort nach der Zündung spuckten die vier Triebwerke Feuerschlünde aus, ohne die Titanlegierungen der Triebwerksöffnungen zu verbrennen. Oben, im Cockpit, zauberten die Computer Zahlenkolonnen auf die Bildschirme, die von den Astronauten abgelesen und über Funk an die Bodenstation geleitet wurden...«

Im Lateinischen liest sich das so:

Monstrum forma hominis indutum rotam tenens in machina ingenti sedebat. Quae directo ad machinationem vastam, ex qua turris rotunda altissimaque et duas sphaeras continens surgebat, mota est. Inopinato in ima turri quattuor incendia strepitum aures obtundentem edentia visa sunt; neque tamen turris flammis consumebatur. In summa turri multa et exigua sigilla ex compluribus tabulis emicabant. Homines peregrino ornatu militari secum murmurabant.

Mit diesem lateinischen Text trat Dr. Lorenz Stäger vor die Schüler seiner Abiturientenklasse. Als »Stilübung« deklariert, bat er die aufgeweckten Jugendlichen, den Text ins Deutsche zu übertragen. Hier das Resultat des Experimentes:

Das Monster in Menschengestalt hielt ein Rad und saß in einer ungeheuren Maschine. Diese bewegte sich in gerader Richtung auf ein gewaltiges Gerüst zu, auf welchem sich ein runder und äußerst hoher Turm erhob, der zwei Kugeln enthielt. Unverhofft zeigten sich im unteren

Teil des Turmes vier Brände, die einen ohrenbetäubenden Lärm verursachten; aber dennoch wurde der Turm von den Flammen nicht verzehrt. In der Turmspitze blitzten viele winzige Figürchen auf mehreren Tafeln auf. Menschen in fremder militärischer Ausrüstung murmelten vor sich hin.

Eindrücklicher kann eine Sinnverwandlung aus einer alten Sprache kaum demonstriert werden. Aus dem »Android« der ursprünglichen Textvorgabe wurde ein Monster in Menschengestalt. Aus dem »Bulldozer« eine ungeheure Maschine. Die »Startrampe« ist ein gewaltiges Gerüst, und aus den beiden Fernsehsatelliten sind zwei unscheinbare Kugeln geworden. Die »Rakete« heißt jetzt ein runder und äußerst hoher Turm, und aus den »vier Triebwerken« werden vier Brände, die einen ohrenbetäubenden Lärm verursachten. »Die Titanlegierung« ist verschwunden, dafür wurde aus dem »Cockpit« eine Turmspitze und aus den »Bildschirmen« mehrere Tafeln. Die »Zahlenkolonnen« sind in viele winzige Figürchen verwandelt, die Astronauten in Menschen in fremder, militärischer Ausrüstung, und selbst der Funkverkehr mauserte sich in ein Murmeln.

Der Text ist nicht direkt übersetzbar, weil im antiken Lateinischen sämtliche Wortbegriffe fehlen. Es bleibt nur eine Umschreibung der verschiedenen Funktionen. Dankeschön Herr Dr. Stäger und dankeschön den Schülern Ihrer Klasse für diese prächtige Demonstration! Facta loquuntur - Tatsachen sprechen für sich!

Zwar werden diese körperlichen Götter, die ETs aus dem Universum, in den indischen Sanskrittexten am ausführlichsten umschrieben doch sind sie auch in der Überlieferung anderer alter Völker nachlesbar. Bei den Sumerern heißen die »Gerechten aus dem Himmelsschiff« »Din-Gir«, und im Alten Testament sind die »Nefilim« die Wesen, »die zur Erde herniederkamen« [31,100]. Sie unterwiesen die Menschen genauso wie jenes kuriose Wesen »Oannes«, das »im ersten Jahr« aus dem Erythräischen Meer stieg, keine Speise zu sich nahm, aber die Menschen die Kenntnis »der Schriftzeichen und Wissenschaften« lehrte. Zusätzlich zeigte dieser hilfsbereite Oannes den Menschen, »wie man Städte baut und Tempel errichtet, wie man Gesetze einführt und das Land vermisst. Er zeigte ihnen das Säen und Ernten von Früchten« und übergab dem Menschen sogar ein Buch. Seither, so die uralte Legende, »hat man nichts darüber Hinausgehendes mehr erfunden«.

Diese babylonische Legende war ursprünglich vom Babylonier Berossus in seinem Werk Babylonika festgehalten worden. (Alexander Polyhistor von Milet schrieb sie im 1. Jahrhundert v. Chr. nieder.) In unserer aufgeschlossenen Zeit figuriert sie unter »Märchen«. Schließlich läßt sich dieser seltsame Kulturbringer namens »Oannes« schlecht als »Geist« oder sonstiger Spuk unter den Menschen vermarkten. »Geister« sind auch nicht gerade qualifiziert, den Menschen die »Kenntnis der Schriftzeichen und Wissenschaften« beizubringen und ihnen als Gastgeschenk ein Buch zu hinterlassen. So schwindeln wir uns denn weiter in die eigene Tasche, um die Illusion unseres Weltbildes aufrechtzuerhalten. »Durch ihre Unglaubhaftigkeit entzieht sich die Wahrheit dem Erkenntwerden.« (Heraklit, um 500 v. Chr.)

War Oannes ein irdischer Flieger? Wohl kaum! Er zog seinen »Fischanzug« (Schlange?) nie aus, stopfte keinerlei Nahrung in sich hinein und verhielt sich auch nicht eigensüchtig. Er verlangte weder Ruhm noch Land. Menschen wären habgierig und herrschsüchtig. Dieselbe Einschätzung gilt für die »Nommos«, das sind die acht himmlischen Lehr-Meister (vier Paare) der Dogon-Neger, die in der heutigen Republik Mali in Afrika leben. Sie hatten »gelenklose, wellenartige Glieder«, grüne Helme, und von ihren Köpfen baumelten »himmlische Pflanzen« [101]. Auch die Nommos stiegen mit einem Gerät von den Wolken, das die Dogon-Neger als

»Korb« beschreiben. Ein Heißluftballon? Wohl kaum, denn der »Korb« senkt sich mit Donnern hernieder, Sand wurde aufgewirbelt, »die Heftigkeit des Aufpralls rauhte den Boden auf ...« Es ist wie eine Flamme, die ausging, sobald es die Erde berührte. Der Nommo wurde »rot wie Feuer« [102]. Von diesem »Korb« fuhr eine zehnstufige Treppe zur Erde, auf der sechsten Stufe führt eine Tür zu den acht Kammern des doppelstöckigen Innenraumes. Die Nommos selbst sind hilfsbereit und überhaupt nicht herrschsüchtig. Sie bringen den Dogon-Negern viel bei, unter anderem exakte Kenntnisse über das Sternsystem des Sirius. Genau wie die Kayapo-Indianer im fernen Brasilien verehren die Dogon-Neger in Schwarzafrika ihre himmlischen Lehrmeister bis auf den heutigen Tag. Ihre Ritualmasken gleichen in vielen Einzelheiten einerseits dem Anzug von Bep-Kororoti und andererseits den Katchinas der nordamerikanischen Hopi-Indianer. (Die Katchinas waren die himmlischen Lehrmeister der Vorfahren der Hopi.)

Perplex vor dem Rätsel - göttergeschockt! - betreten die Ethnologen sumpfige Pfade, um das »Wunder Nommo« unter den Hut zu stopfen. Stellen die Dogon-Neger die Herniederkunft ihrer »Nommos« durch zwei geometrische Figuren dar, so wird daraus - simsalabim - »ein Dualismus der Welterschöpfung«. Mit der zehnstufigen Treppe ist die Komponente des männlichen (vertikal) und des weiblichen (horizontal) Wesens gemeint. Die beschriebenen Kammern werden solcherart zu einem symbolischen Wesen und die Speicherwände zu Rippen. Alles zusammen könne eine »auf dem Rücken liegende Frau darstellen, die mit Armen und Beinen den Himmel hält, ihre Scham ist die Tür auf der Nordtreppe« [102].

Wie pflegen die Berliner zu sagen? »Mir bleibt die Spucke weg!« Eine alternative Sparte in Ethnologie und vergleichenden Religions-»wissenschaften« tut not! Ich habe ja Verständnis dafür, daß Theo- und andere . . . logen nicht unbedingt etwas von Astronomie verstehen müssen, sonst wüßten sie, daß die Kenntnisse um das Sirius-Sternensystem, welches die »Nommos« vermittelten, nichts mit »symbolischen Wesen« und schon gar nichts mit einer »auf dem Rücken liegenden Frau« zu schaffen hat. Die Nommos erklärten ihren Schülern nämlich, um den hell leuchtenden Sirius bewege sich ein winziger, unsichtbarer Begleitstern. Die heutige Astronomie nennt ihn »Sirius B«. Die Dogon-Neger kennen sogar die Größe, die Anziehung und die Umlaufbahn dieses unsichtbaren Trabanten. (Ich habe an anderer Stelle ausführlich darüber geschrieben [103].) Diese Fakten um das Wissen der Dogon-Neger liegen unbestreitbar auf dem Tisch. Weshalb reichen sie nicht aus, um unseren religiösen Blindflug zu beenden? Ach-wir Menschen glauben halt so gerne! Wir glauben auch an das, was wir uns selbst einreden.

Seit den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts tingeln immer wieder Hare-Krischna-Jünger durch die Straßen der europäischen Städte. Wer kennt sie nicht, diese kahlrasierten Jugendköpfe mit ihren orangenen Umhängen, die, »HareHare« singend, für eine neue Erleuchtung werben? Ihre »Bibel« ist das vulminöse Srimad Bhagavatam, ein zwölfhändiges Werk ihres göttlichen Meisters Bhaktivedanta Swami Prabhupada [104].

Dieser »göttliche Lehrer«, von den Anhängern »His Divine Grace« tituiert, hat das Srimad Bhagavatam weder erfunden noch sonstwie aus seinen grauen Zellen sprießen lassen. Die belehrenden Texte existierten bereits im 15. Jahrhundert, aufgeschrieben von Sri Caitanya Mahaprabhu, der 1486 in der bengalischen Stadt Navadvipa geboren wurde. Und auch er zeichnete nicht als Vater der heiligen Textsammlung, vielmehr sind die religiösen Überlieferungen steinalt-niemand vermag zu sagen wie alt! Sie stammen aus der Sanskritliteratur und sind ursprünglich von Srila Vyasadetam niedergeschrieben, das ist derselbe Autor, der auch als Verfasser des Mahabharata angesehen wird. Das Srimad

Bhagavatam gilt als das wichtigste der 18 Hauptpuranas und zählt in Indien zu den alten Geschichtswerken. Insgesamt enthält es 18 000 Verse, die seit 1984 auch in deutscher Sprache vorliegen.

Mühsam habe ich mich durch diese Bände der »Gesellschaft für Krishna-Bewußtsein« durchgearbeitet. Mühsam, weil jedem Vers ellenlange Erläuterungen folgen, die dem Schüler klarmachen, wie's gemeint ist. Zudem ist die Lektüre vollgeladen mit philosophischen Erkenntnissen zur Erlangung des Seelenfriedens, dazu noch gespickt mit religiösem Gedankengut und Geschichten aus längst vergangener Zeit. Es ist - den Göttern sei's geklagt - nicht einfach, sich durch die zwölf Bände des Srimad Bhagvatam zu beißen. Ich habe die Mahlzeit dennoch geschluckt, weil sie Gaumenfreuden bereithält, die einem wie mir das Wasser im Munde zusammenlaufen läßt. Die Zahlen hinter den folgenden Zitaten bedeuten: erste Ziffer = Canto (Gesang, Buch), zweite Ziffer = Kapitel, dritte Ziffer = Vers.

»O ihr großen Weisen, ihr seid aus allen Teilen des Universums gekommen und habt euch hier in eurer großen Güte versammelt...« (1,19,23)

». . . und die Bewohner der verschiedenen Planetensysteme, nämlich die Gandharvas, Apsaras, Yakshas, Rakshas, Bhutaganas, Uragas, Pasus, Pitas, Siddhas, Vidyadharas und Caranas und alle anderen verschiedenen Arten von Lebewesen...« (2,6,13-16)
»Mein lieber Sohn Narada, wisse von mir, daß es sieben niedere Planetensysteme unter den insgesamt 14 gibt...« (2,5,40)

»Auf dem Vaikuntha-Planeten gibt es viele Wälder, die sehr glückspendend sind. In diesen Wäldern sind die Bäume Wunschbäume, und in allen Jahreszeiten sind sie mit Blüten und Früchten beladen . . . « (3,15,16)

»Auf dem Vaikuntha-Planeten fliegen die Bewohner in ihren Flugzeugen in Begleitung ihrer Gemahlinnen und Gefährtinnen und besingen ewig den Charakter und die Tätigkeiten des Herrn . . . « (3,15,17)

»Auf diesen sieben Planetensystemen... gibt es wunderschöne Häuser, Gärten und Orte des Sinnesgenusses, die sogar noch prunkvoller sind als die auf den höheren Planeten . . . Die meisten der Bewohner dieser Planeten, die als Daityas, Danavas und Nagas bekannt sind, führen ein Haushälterleben. Ihre Frauen, Kinder, Freunde und Bekannten sind völlig in ein trügerisches, materielles Glück versunken.« (5,24,8)

»Da die Bewohner dieser Planeten Säfte und Elixiere, die aus wundervollen Kräutern hergestellt werden, trinken und in ihnen baden, sind sie frei von allen Sorgen und körperlichen Krankheiten. Sie kennen keine grauen Haare, Runzeln oder Gebrechlichkeit, der Glanz ihres Körpers verblaßt nicht, ihr Schweiß verursacht keinen schlechten Körpergeruch...« (5,24,23)

»Auf dem Planeten Satyaloka gibt es weder Kummer noch Alter...« (2,2,27)

»Er reiste auf diese Weise durch die verschiedenen Planeten, ebenso wie sich die Luft ungehindert in jede Richtung bewegt. Während er in diesem großartigen und vorzüglichen Luftpalast, der nach seinem Willen fliegen konnte, durch die Luft reiste, übertraf er sogar die Halbgötter.« (3,23,41)

»... ebenso wie die Halbgötter im Weltall reisen, wohingegen gewöhnliche Menschen auf der Oberfläche der Erde reisen.« (4,4,19)

»Mein lieber Ksatra, Vidura, die himmlischen Frauen kommen mit ihren Gatten in ihren Flugzeugen zu diesen Flüssen herab...« (4,6,25)

»Die Flugzeuge der Himmelsbewohner sind mit Perlen, Gold und vielen kostbaren Juwelen besetzt. Die Himmelsbewohner werden mit Wolken am Himmel verglichen, die mit gelegentlich aufzuckenden Blitzen geschmückt sind.« (4,6,27)

»Sobald die Merkmale seiner Befreiung sichtbar wurden, sah er ein sehr schönes Flugzeug vom Himmel herabschweben, das alle zehn Himmelsrichtungen erleuchtete, und es schien, als komme der strahlende Vollmond herab.« (4,12,19)

»Indra, den König des Himmels, umringten die Halbgötter, die auf verschiedenen Arten von Fahrzeugen saßen und mit Fahnen und Waffen geschmückt waren. Unter ihnen befanden sich Vayu, Agni, Varuna und andere Herrscher verschiedener Planeten, zusammen mit ihren Gefährten.« (8,10,26)

»Brahma, Siva, Karttikeya, der große Weise Bhrgu, andere heilige Persönlichkeiten, die Bewohner von Pitrloka und alle anderen anwesenden Lebewesen, einschließlich der Bewohner von Siddhaloka und der Lebewesen, die mit Flugzeugen im Weltraum reisen können - sie alle priesen die ungewöhnlichen Taten Sri Vamanadevas.« (8,23,26-27)

»Darauf bot Indra, der König des Himmels, zusammen mit allen Führern der himmlischen Planeten, Srio Vamanadeva einen Platz vor sich in einem himmlischen Flugzeug an...« (8,23,25) »Die Kuppeln der Stadtpaläste glänzten ebenso wie die Kuppeln der schönen Flugzeuge, die über der Stadt schwebten.« (4,9,56)

»Muschelhörner, Hörner, Trommeln und Pauken ertönten. Große Weise, Vorväter und Persönlichkeiten von den himmlischen Planeten kamen alle von verschiedenen Planetensystemen auf die Erde.« (4,15,8)

Es ist schon umwerfend, mit welcher Selbstverständlichkeit in den vedischen Texten Ereignisse beschrieben werden, die uns wie Science-fiction vorkommen. Da werden fremde Planeten und »leuchtende Raumschiffe« beschrieben, in denen Götter mit verwirrenden Namen »umherreisen«. Sie kamen von verschiedenen Sonnensystemen, studierten die Menschen, unterwiesen sie und leisteten sich im übrigen lustige Jahre auf der Erde und im erdnahen Weltraum.

Ganz gewiß wird man diese unbequemen Texte mit den üblichen Argumenten vom Tisch zu fegen versuchen. Alles Phantasterei! Wirklich?

»... würde man von einem Punkt, wo die Sonne am Mittag steht, eine gerade Linie ziehen, wäre es für die Menschen in den Ländern am anderen Ende der Linie gerade Mitternacht. In ähnlicher Weise würden Menschen, die dort wohnen, wo die Sonne untergeht, die Sonne nicht in derselben Lage sehen, wenn sie in Länder reisen würden, die diametral gegenüberliegen.« (5,21,8-9)

»Der nie ruhende; unsichtbare, überaus mächtige Zeitfaktor veranlaßt diese Himmelskörper, sich unaufhörlich um den Polarstern zu drehen.« (5,23,2)

»Das letzte Teilchen der materiellen Manifestation, das unteilbar und nicht zu einem Körper geformt ist, wird als Atom bezeichnet. Es existiert immer, selbst nach der Auflösung aller Formen, als eine unsichtbare Einheit. Der materielle Körper ist nichts weiter als eine Zusammensetzung solcher Atome, doch er wird vom gewöhnlichen Menschen falsch verstanden.« (3,11,1)

»Atome sind der Endzustand des manifestierten Univer

sums. Wenn sie in ihren eigenen Formen bleiben, ohne verschiedene Körper zu bilden, bezeichnet man sie als die unbegrenzte Einheit.« (3,11,2)

»Man kann Zeit messen, indem man die Bewegung der atomaren Zusammensetzung von Körpern mißt... Atomare Zeit wird anhand der Dauer der Durchmessung eines bestimmten atomaren Raumes gemessen. Jene Zeit, die die unmanifestierte Gesamtheit der Atome bedeckt, wird als die große Zeit bezeichnet.« (3,11,3-4)

Ein offenes Wort

Das sind keine Phantastereien, sondern moderne Erkenntnisse aus uralten Texten! Wir mögen sie ablehnen, wegdiskutieren, verspotten - wir mögen wegsehen oder sie nach Widersprüchen abklopfen. Und befriedigen doch nur unsere Überheblichkeit.

In dieselbe Ecke gehören die vielen Warnungen von »Sektenbeauftragten« der großen Kirchen, die mit dem Mahnfinger darauf hinweisen, unsere Jugend würde durch fremde Religionen in eine »geistige Abhängigkeit« geraten, einer »Gehirnwäsche« unterzogen und auch materiell ausgebeutet. Das mag in einigen Fällen sogar richtig sein - in anderen ist es schlicht unredlich. Ich mag mich nicht zum Richter aufschwingen, welche obskuren Gemeinschaften eine Gefahr für Leib und Seele darstellen, doch möchte ich in Erinnerung rufen, daß auch die etablierten Religionen ihren Obolus kassieren und ihre Schäflein in eine »geistige Abhängigkeit« zwingen. Das Wörtchen »Moral« kennt keine Mehrzahl! Und jede Glaubensrichtung, die mit Fanatismus betrieben wird, ist gefährlich. Die altindischen Weisheiten, die Veden, verlangen weder das eine noch das andere.

Also laßt uns fröhlich singen und tapfer im Glauben die Meinung vertreten, altindische - und andere! - Überlieferungen seien literarische Erfindungen, unsere Heilige Schrift hingegen »das Wort Gottes«. Großzügig sind wir noch bereit, wenigstens einigen jüdischen Texten den »göttlichen Hauch« zuzubilligen. Aber wie - bitte! - wollen wir uns dann die Gemeinsamkeiten erklären? Im z. und 5. Canto des Srimad Bhagavatam (2,5,40 und 5,24,8) wird von den Bewohnern von »sieben Planetensystemen« gesprochen. Bedauere, ihr Leichtgläubigen, dasselbe steht in der jüdischen Kabbala. Mit der Niederschrift der Kabbala soll um 1200 n. Chr. begonnen worden sein, doch gilt die Kabbala als Sammelbegriff für die esoterischen Lehren des alten Judentums. Der Begriff wird vom hebräischen QBLH = »Jenes, das empfangen wird« abgeleitet. Die Kabbala deutet geheimnisvolle Mitteilungen des Alten Testaments und kommentiert einem Kreis von Eingeweihten die verschlüsselten Nachrichten eines alten jüdischen Wissens.

Die Kabbalisten sind der Überzeugung, die Niederschrift sei auf Gottes Befehl erfolgt. Ein Teil dieses Kompendiums traditioneller Mystik ist in den drei Büchern des SepherhaZohar (Buch des Glanzes) zu finden, das Rabbi Simon Bar Jochai (130-170 n. Chr.) bereits im z.

Jahrhundert niedergeschrieben haben soll. Rund eintausend Jahre später verfaßte der spanische Jude Moses Ben Schemtob de Leon [105] die Fassung, welche heute als umfangreicher Kabbala-Text vorliegt. Sie wurde erstmals 1558 in Cremona gedruckt. Von den ursprünglichen Quellen stammen aber auch die lateinische Kabbala Denudata (1644) [106], sowie die englische Kabbala Unveiled (1892). In Frankreich präsentierte Prof. Dr. Lambert Mayer Ende des letzten Jahrhunderts eine hervorragende Kabbala-Übersetzung [107], und in deutscher Sprache existiert meines Wissens nur eine Übersetzung der unvollständigen Variante des Gelehrten Papyrus [108].

Genau wie in den indischen Veden werden auch in der Kabbala Planetensysteme erwähnt und das Universum mit einem »lebenden Körper« verglichen. Da gibt es »niedrigere und höhere« Welten, solche, die näher an Gott sind, und Lebewesen, die sich von Planetenleben zu Planetenleben höher entwickeln müssen. Auch die sieben Planeten, die im Srimad Bhagavatam Erwähnung finden, werden in der Kabbala mit Insiderwissen aufgelistet:

- Die Bewohner der Welt von >Geh< säen und pflanzen Bäume. Sie essen alles vom Baum, kennen aber keinen Weizen und keinerlei Getreide. Ihre Welt ist schattig, und es gibt dort viele große Tiere.
- Die Bewohner der Welt >Neszhah< essen Sträucher und Pflanzen, die sie nicht säen müssen. Sie sind von kleinem Wuchs und haben anstelle der Nasen nur zwei Löcher im Kopf, durch welche sie atmen. Sie sind sehr vergeßlich und wissen bei einer Arbeit oft nicht, weshalb sie sie begonnen haben. Auf ihrer Welt sieht man eine rote Sonne.
- Die Bewohner der Welt >Tziah< müssen nicht essen, was andere Wesen essen. Sie suchen immer nach Wasseradern. Sie sind sehr schön von Angesicht und haben mehr Glauben als alle anderen Wesen. Auf ihrer Welt gibt es große Reichtümer und viele schöne Bauwerke. Der Boden ist trocken, und man sieht zwei Sonnen.
- Die Bewohner der Welt von >Thebel< essen alles aus dem Wasser. Sie sind allen anderen Wesen überlegen, und ihre Welt ist in Zonen aufgeteilt, in denen sich die Bewohner durch Farbe und Gesichter unterscheiden. Sie machen ihre Toten wieder lebendig. Die Welt ist weit von der Sonne entfernt.
- Die Bewohner der Welt von >Erez< sind Nachfahren von Adam.
- Die Bewohner von >Adamah< sind auch Nachfahren von Adam, weil Adam sich über die Trostlosigkeit auf >Erez< beklagte. Sie bebauen die Erde und essen Pflanzen, Tiere und Brot. Sie sind meist traurig und bekriegen sich oft. Es gibt auf dieser Welt Tage, und die Gruppierungen der Gestirne sind sichtbar. Früher wurden sie oft von den Bewohnern der Welt von >Thebel< besucht, doch die Besucher wurden auf >Adamah< von Gedächtnisschwäche befallen und wußten nicht mehr, woher sie kamen.
- Die Bewohner der Welt von >Arqa< säen und ernten. Ihre Gesichter sind verschieden von unseren Gesichtern. Sie besuchen alle Welten und sprechen alle Sprachen.

Ich zähle mich weder zu den Materialisten noch zu den Spiritualisten, auch stehe ich nicht unter der Geißel irgendeiner Sekte. Bloß weigere ich mich, die Augen abzuwenden und den Verstand abzuschalten, weil in alten Texten Phantastisches steht. In unserer zeitgemäßen Logik, verfilzt und verdreht durch Religionen und Ideologien, gelten offensichtlich nur zwei

Arten von Tatsachen: die peinlichen und die anderen! Mit den »peinlichen« befaßt man sich nicht. Ich hebe die peinlichen Tatsachen ans Licht der Öffentlichkeit, weil viele gestrigen Antworten vom Schleier der Scheinheiligkeit umhüllt sind. Auf den Scheiterhaufen!

Es kann doch niemand mehr übersehen, was auf dem Tisch liegt. Jahrtausende vor Galileo Galilei wußten die Menschen über andere Planetensysteme Bescheid! So mancher große Gelehrte der letzten Jahrhunderte hat nur alte Hüte wiederentdeckt. Hüte allerdings, die von den Herrschenden der früheren Jahrtausende in voller Absicht in den Wandschrank gesperrt wurden. Die Menschheit sollte unwissend gehalten werden. Im Buch Sohar der Kabbala ist sogar ein kurzes Gespräch wiedergegeben, das ein Gestrandeter vom Planeten >Arqa< mit einem Erdenmenschen führte. Plötzlich sei der Fremde mit »einem anderen Gesicht« aus einer Felsspalte hervorgetreten. Rabbi Yosse erkundigte sich, woher er komme:

»Ich bin ein Bewohner Arqas.«

»Es gibt also Lebewesen auf Arqa?«

Der Fremde antwortete:

»Ja. Als ich Euch kommen sah, bin ich aus der Höhle gestiegen, um den Namen der Welt zu erfahren, auf der ich angekommen bin.«

Schließlich berichtet der Fremde, in seiner Welt seien die Jahreszeiten anders, Saat und Ernte würden sich erst nach mehreren Jahren erneuern, und auch die Anordnung der Gestirne sei verschieden von der, welche er von hier aus beobachten könne.

Rechthaberei?

Selbst wer die Textpassage als »literarische Erfindung« einstuft, muß vor dem Gehalt der Information kapitulieren. Von einem fernen Sonnensystem aus betrachtet, ist die »Anordnung der Gestirne« nun mal ganz anders zu sehen als »von hier aus«. Die geheimen Überlieferungen, die jetzt mehr und mehr ans Tageslicht gezerrt werden, kommen mir wie der Treppenwitz der Weltgeschichte vor. Da bemühen sich unsere Astronomen und Exobiologen redlich, im Universum überhaupt Planeten auszumachen - und in alten Texten wird ihre Flora beschrieben!

Die Kabbala gilt schließlich als »heiliger«, als »von Gott inspirierter« Text. Der gewichtige Inhalt war den obersten Priestern, den Wissenden, vorbehalten. Da konnte nicht irgendein hergelaufener Literat seine persönliche »PräScience-fiction« einbauen und das überlieferte Wissen so mir nichts, dir nichts verändern. Die geistliche Schule hätte rebelliert und korrigiert.

Wie also kommen Aussagen wie die zustande, die Bewohner der Welt von Nesziah seien »von kleinem Wuchs« und hätten anstelle der Nase »nur zwei Löcher im Kopf«? Meinten die Autoren damit lediglich irgendwelche Pygmäen im Herzen von Afrika? Das kann nicht sein, denn »auf ihrer Welt sieht man eine rote Sonne«. Na ja, raunzt der Skeptiker, schließlich könne man von der Erde her auch eine »rote Sonne« beobachten. Etwa bei einem prächtigen Sonnenuntergang im Dunst oder beim Sonnenaufgang über dem Meer. Die Autoren der Kabbala hätten die irdische Sonne gemeint, und bei den Wesen mit den »zwei Löchern im Kopf« habe man nur die Häßlichkeit fremder Geschöpfe mit der eigenen Schönheit vergleichen wollen. Auch diese falsche Karte sticht nicht. Weshalb sind denn die Bewohner

der Welt von Tziah »sehr schön von Angesicht«, und warum leuchten dort gleich »zwei Sonnen«? Im Gegensatz dazu liegt die Welt von Thebel »weit von der Sonne entfernt«.

Ich könnte meine Götterkarte - die Beeinflussung der irdischen Frühkulturen von außen-ganz gewiß nicht ziehen, müßte ich mich auf eine einzige und auch noch dubiose Quelle verlassen. Die Bezüge auf Außerirdische in der Kabbala allein sind zu mager. Aber da ist doch noch das Vymaanika-Shaastra, der Flug des Lugalbanda, des Etana, da sind die indischen Veden und Epen, die fünf chinesischen »Urkaiser«, die vom Himmel stiegen, die Nommos der Dogon-Neger oder das Srimad Bhagvatam. Diese und viele andere heilige Texte gemeinsam machen den Braten wohl fett.

Weshalb nur zirkulierte dieses Wissen bislang bloß im Untergrund von Geheimgesellschaften? Weshalb war es nur den augenzwinkernden Kuttenträgern irgendwelcher Logen zugänglich? Es liegt an der psychologischen Barriere, an der die gesamte westliche und muslimische Gesellschaft krankt. Die Denksperre ist aufgerichtet aus alten, völlig mißgedeuteten, religiösen Überlieferungen und aus einem Gemisch aus neuzeitlichen Ideologien. Oft gut gemeint, wird von vielen Verantwortlichen geradezu krampfhaft die Illusion aufrechterhalten, der Mensch müsse im Dunkel der Unwissenheit gehalten werden.

Für diese falsche Entscheidung mißbrauchen die einen als Legitimation das »Seelenheil der Menschen«, das ihnen so sehr am Herzen liege, die anderen operieren mit der Pseudoverantwortlichkeit ihrer »Ideologie«. In beiden Fällen steht am Ende der Kette die Unwahrheit. Wenn es darum geht, Wissen und Intelligenz mit Nichtwissen und Dummheit zu vergleichen, werden die meisten Menschen das Wissen und die Intelligenz dem Nichtwissen und der Dummheit vorziehen. Eine Gesellschaft, die keine Alternativen zu ihrem Glauben und ihrer Ideologie vorgesetzt bekommt, die keine anderen Varianten lesen und diskutieren darf, weil es das jeweilige Monopol nicht zuläßt, muß in ihrer religiösen (und ideologischen) Denkweise verkrusten. Schon die Vermutung, es könnte zum eigenen Glauben etwas anderes geben, das den bisherigen Glauben ankratzt, gilt hier als Sakrileg.

»Wessen Denken vom Weltende beherrscht wird, der wird sich schwerlich für den diesseitigen technischen oder gesellschaftlichen Fortschritt begeistern können.« (Prof. Dr. Karl Steinbuch [109].) Und wer nicht denken, vergleichen, diskutieren, lesen und das moderne Wissen in seine Logik miteinbeziehen darf, wird absichtlich dumm gehalten. Wir verhalten uns wie ein globaler Käse, dessen Gärungsprozeß und Gestank von der Vergangenheit in die Gegenwart weht. Unser fabelhafter Fortschritt hat zwar viele Bereiche der Technik erreicht, bloß im Gehirnstübchen soll immer noch der alte Brei dampfen.

Auch in Tibet und Japan

So bleibe ich denn noch ein kleines Weilchen in der Höhenluft jener himmlischen Gefilde, denen wir Menschen unsere Urintelligenz verdanken. (Die Götter schufen die Menschen nach ihrem Ebenbild.) Im Gyelrap, das ist die Genealogie der Könige von Tibet, wird von 27 legendären Königen gesprochen, von denen sieben aus dem Weltraum kamen und »die Himmelsleiter zu den Menschen herabstiegen« [110]. Sie werden als Lichtgötter beschrieben, die nach ihrer irdischen Mission wieder ins Weltall entschwanden. Sicher kann argumentiert werden, die sieben himmlischen Lehrmeister der Tibetaner seien identisch mit den fünf Urkaisern der Chinesen oder meinetwegen mit den acht Nommos der Dogon-Neger. Unsere schwachsinnigen Vorfahren hätten die verschiedenen Texte durcheinandergemischt.

Das funktioniert nicht, denn die Tibetaner erhielten von ihren »himmlischen Lehrmeistern« auch gleich ein »Kästchen mit den Urschriften«, das bis heute in irgendeinem Kloster als heilige Reliquie versteckt wird. Und noch im 17. Jahrhundert vermerkte der tibetanische Historiker Lama Taranatha, die himmlischen Lehrmeister persönlich hätten den Priestern nahegelegt, ihren Besuch durch Abbildungen zu dokumentieren [111].

Ähnliches ereignete sich im alten Japan. Dort fuhr ein Enkel der Sonnengöttin Amaterasu auf den Gipfel des Berges Takachiho (Insel Kyushu) hernieder. Er brachte nicht nur die drei Herrschaftsinsignien- den Spiegel, das Schwert und die Kronjuwelen - mit, sondern auch noch ein göttliches Versprechen: »Dieses Land... ist die Region, welche meine Nachkommen als Herrscher beherrschen sollen... Möge das Blühen und Gedeihen der himmlischen Dynastie wie Himmel und Erde ohne Ende dauern« [112]. Tatsächlich leitet sich das japanische Kaiserhaus bis auf den heutigen Tag von den Himmelsgöttern ab. Und auch die »göttlichen« Geschenke haben die Jahrtausende überdauert. Zum Heiligtum der Sonnengottheit Amaterasu in der Stadt Ise auf Honschu (Ise jingu) pilgern jährlich Millionen von Japanern, um den heiligen Spiegel zu verehren. Die heiligen Juwelen werden im kaiserlichen Palast in Tokio aufbewahrt, und das Schwert liegt im Atsuta-Tempel bei Nagoya (Mittelhonschu).

Aus dem japanischen Inselreich stammen auch zwei Figurenarten, welche jene mächtigen Himmelswesen darstellen. Das eine sind die »Kappas« mit flossenartigen Händen, dreieckigen Augen, großen Ohren und einem seltsam hochgezogenen Hut. Wichtigstes Merkmal der »Kappas« aber ist die »rüsselartige Nase, die zu einem Kasten auf dem Rücken läuft« [113]. Ähnlich geartete Rüsselwesen sind sowohl in Indien als auch in Zentralamerika in Stein reliefiert worden. In Indien und Indonesien sind es die verschiedenen »Ganescha«-Figuren, lauter vergöttlichte Gestalten mit Schläuchen vor dem Mund, und in Zentralamerika fotografierte ich »Rüsselwesen« auf dem Monte Alban (Mexico), in Copan (Honduras), in Tula (Mexico) sowie in El Baul und Tikal (Guatemala).

Dort, im heutigen Museum vor den gewaltigen Mayaruinen, steht wohl der aussagekräftigste »Rüsselgott«, mit welchem meine Freunde aus der Archäologie nichts anfangen können. Und weil man nichts darüber weiß, nennt man die knapp drei Meter hohe Steinplastik »Präklassische Stele von Tikal«. Ich zähle sie zu den phänomenalsten steingewordenen Darstellungen eines himmlischen Lehrmeisters. Der Kopf der großen Figur ist abgeschlagen, von den breiten Schultern verlaufen zwei angewinkelte Ellbogen. Die Armgelenke enden in einer Art »Manschetten«, und beide Hände stecken in groben Daumenhandschuhen. Der göttliche Lehrmeister trägt komplizierte Stiefel, aus denen gebogene Schläuche verlaufen. Sein Anzug ist rundum geschlossen, vom Gürtel baumeln undefinierbare »Beutel«. Mitten aus der Brust wächst eine rüsselartige Röhre, die aussieht, als bestehe sie aus mehreren ineinandergesteckten Segmenten. Über dem Unterleib krümmt sich die Röhre, um auf der linken Körperseite in einen Kasten zu münden.

Die »Präklassische Stele von Tikal« ist ein Schulbeispiel für das »Um-schreiben« einer Technologie, die der Mensch nicht begriff. Nur sind es diesmal nicht Worte, mit denen etwas »um-geschrieben« wurde, sondern in Stein verewigte Darstellungen. Ich zeige dem Leser zwei Vergleichsbilder. Einmal das Original der »Präklassischen Stele von Tikal« und daneben eine künstlerische Zeichnung, auf welcher die mißverstandenen, technologischen Einzelteile in verschiedenen Farben herausgestellt wurden. Die Fachleute erkennen lediglich eine unbekannte Gottheit, behangen mit Zeremonialklimbim, und der Schlauch, der nun wirklich auch für Halbblinde in einem Kasten endet, soll das »stilisierte Rückenmark« andeuten. Heiliger Kukulkan, steh mir bei!

Das zweite japanische Kunstwerk aus der Götterwelt sind die »Dogustatuen«. Diese bis zu 20 Zentimeter hohen Bronzefiguren stammen aus einer Zeit um 600 v. Chr. Man fand sie auf mehreren japanischen Inseln und weiß eigentlich nur, daß sie »Helfer der Götter« repräsentieren. Diesmal stecken die »himmlischen Gehilfen« in aufgedunsenen Anzügen, anstelle der Hände tragen sie roboterähnliche Greifer, auf die sich leicht verschiedene Spezialwerkzeuge einrasten ließen. Die Augen sind hinter übergroßen, brillenartigen Visieren versteckt, und der ganze Schädel mitsamt Brille steckt unter einem geschlossenen Helm. (Vergleiche: Bep-Kororoti aus Brasilien, Dogonmasken aus Zentralafrika und Katchinamasken der Hopi-Indianer aus Arizona.) Genau wie die »Präklassische Stele von Tikal« passen die »Dogustatuen« in kein archäologisches Leitbild. Sie fallen aus dem Rahmen. Doch dies tun die vorgestrichen Leitbilder ohnehin.

Zur Erinnerung an diese hochverehrten Lehrmeister aus dem Weltall wird heute noch Jahr für Jahr ein Ritual zelebriert. In der Nacht vom 31. Juli zum 1. August werden an der Küste von Kumamoto viele rote Wachslichter aufs offene Meer hinausgetrieben. Sie sollen das unbekannte Feuer symbolisieren, mit dem »die Götter einst von den Sternen zur Erde gekommen waren« [113]. Hierher gehört der Vergleich mit der Kukulkanpyramide in Chichen-Itza, Mexico. Dort steigt - heute noch! - am 21. März der himmlische Lehrmeister in einem phänomenalen Licht- und Schattenspiel zu den Zehntausenden von Zuschauern hernieder, die das Spektakel Jahr für Jahr bejubeln.

Wer phantasiert hier eigentlich?

Weder literarische Belege, Masken, Figuren, Stelen und Götterdarstellungen auf Tempeln, geschweige denn praktizierte, lebendige Rituale der Naturvölker beeindrucken die noble Garde der gestrigen Interpreten. Der Götter-Schock sitzt zu tief. Alle diese vom Firmament herniedergestiegenen Kulturbringer werden mit »vermenschlichten Elementen der Natur« verglichen. Der Vorstellungskomplex von Sonne und Mond habe in den Wirrköpfen unserer Vorfahren die entscheidende Rolle gespielt, lese ich. Unzweifelhaft hätten die Wesen, welche den Menschen Kulturpflanzen und Werkzeuge vermittelten, eine »Mondnatur«, da sie schließlich ebensoschnell »heranwachsen, getötet oder zerstückelt« würden wie die Mondphasen [114].

Verständlich, daß nach dieser Betrachtungsweise sogar Bart- und Kopfhare zu »Sonnenstrahlen« werden und die himmlischen Figuren zu Gestirnen, die schließlich auch auftauchen und verschwinden. Man glaubt sich auf den Arm genommen! Zwar habe ich Verständnis für derartige Deutungsversuche aus dem Blickwinkel früherer Jahrhunderte aber heute? Ist es denn wirklich Pflicht, diesen Nonsens zu verewigen? Und aus welchem »göttlichen Mund« stammen bei diesem »Vorstellungskomplex von Sonne und Mond« die Informationen über ferne Planeten? Über den Aufbau der Materie (Atome)? Über bestimmte Metallegierungen, Triebwerksarten und Waffen?

Sicher gab es zu allen Zeiten Literaten, darstellende Künstler und Phantasten die sich ihre Ideen aus den Fingern sogen. Auch ist zu allen Zeiten gelogen worden. Bei den hier zur Debatte stehenden Texten und Figuren hilft das nicht weiter. Die Phantasten konnten nur wiedergeben, was sie selbst wußten, und die erdachte »Prä-Science-fiction« Literatur aus der Antike wanderte ganz gewiß nicht in die heiligen Bücher. Erfundene Geschichten waren es in den wenigsten Fällen überhaupt wert, schriftlich pergamentiert zu werden und in die großen Bibliotheken zu wandern.

Wir wissen doch aus der archäologischen Feldforschung, wie glücklich die Entdecker sind, wenn ihnen Siegel, Handelsverträge, Geschichtsdokumente oder gar königliche Botschaften in die Hände fallen. Man kann etwa abschätzen, was die alten Archive enthielten. »Prä-Science-fiction« war nie darunter! Die Oberpriester, die Hüter des ursprünglichen Wissens, hätten rebelliert. Triviale Literatur hat in den heiligen Texten nun wirklich nichts verloren. Aufgeschrieben und aufbewahrt wurden die aktuell wichtigen Daten Handelsverträge etc. - oder die großen, religiösen Wahrheiten. Falls unsere depressive Zivilisation es schaffen sollte, zurück zur Ölfunzel zu gelangen und in tausend Jahren ein Zeitungsarchiv ans Tageslicht gehievt wird, werden die zukünftigen Ethnologen die Mondlandung mitsamt dem Mondauto als Hirngespinnst und literarische Erfindung abtun. Schließlich können sie nachlesen, »Apollo« sei Richtung Mond aufgebrochen, und von »Apollo« weiß man ja, daß es sich um eine uralte Gottheit handelte. Und wer kam auf der Mondoberfläche an? Ein Adler! »Eagle« has landed!

Es ist unsere einseitige Erziehung, die uns blind für die Realitäten der anderen Seite macht und uns obendrein zu wunschgemäßem Verhalten veranlaßt. Wenn Kinder seit ihrer frühen Jugend darauf ausgerichtet werden, an einen lieben Gott zu glauben, der am Kreuze verblutete, dann leben sie meistens im Lande der entsprechenden Religion. Andere Kinder in einem anderen Erdteil wachsen im Glauben an

den einzigartigen Propheten Mohammed auf. Beide Kinder erlernen ihre Religion als die selbstverständlichste Wahrheit der Welt, und keiner bedenkt, daß schon ein Austausch der Babys aus dem Christenkind ein Muslimenkind - und umgekehrt - gemacht hätte.

Die Indoktrination seit frühester Jugend kanalisiert unser Denken. Bei der Behandlung uralter Überlieferungen und optischer Zeugnisse aus der Frühgeschichte verhalten wir uns genauso einseitig. Die Denkstrukturen werden in Schule und Religion, später auf der Hochschule und durch die gefärbte Literatur geprägt. Wir wiegen uns in der trügerischen Sicherheit zu wissen. Gegenteilige Überzeugungen und Beweise lehnen wir entrüstet ab.

Unser psychologisches Verhaltensmuster ist total unterentwickelt, jedes kosmische Bewußtsein, das über die Grenze der eigenen Nase hinausgeht, wird zurückgewiesen. Bei uns lernen die Kleinen mit Murmeln zu zählen, und an den Fingerchen macht man ihnen den Zahlenbegriff verständlich. Indische Kinder vergleichen die Zählerei mit Begriffen:

eins - Mond
zwei - halbe Mondperioden
drei - Augen (!)
vier - Veden
fünf - Pfeile
sechs - Jahreszeiten
sieben - Tage
acht - Bosu (»Raumwesen«)
neun - Planeten (!)

Unser Wissen ist in einem Behälter verschlossen, der keine Sensoren für andere Erkenntnisse hat. Was in den anezogenen, grauen Zellen nicht gespeichert ist, gilt als lächerlich bis unmöglich, die Fühler werden sofort eingefahren. Wir kappen die Periskope und schreien selbst dann nach Beweisen, wenn wir darauf herumtrampeln. Wo sind die Gegenstände, die Hinterlassenschaften dieser himmlischen Lehrmeister? Wo Bitte?

Wenn heutige Ethnologen einen abgelegenen Stamm besuchen, nehmen sie ihre Helikopter, Kameras, Meßgeräte und Ausrüstungsgegenstände wieder mit nach Hause. Der Ethnologenbesuch geht in die Stammesgeschichte ein. Vielleicht wird in der Beschreibung eine Kamera zum »Auge des Gottes«, ein Trommelrevolver zum »Donner, der Tiere vernichtet« und der Helikopter zum »Schiff mit den lauten Flügeln«. Wo aber bleiben die Hinterlassenschaften der Ethnologen? Wo! Bitte?

Aber Metalle und Kunststoffe überleben! Wirklich? Wo sind denn die abgestürzten Flugzeuge aus den Dreißigerjahren? Wo die dicken Panzerplatten aus dem Ersten Weltkrieg? Wo? Bitte! Und das wenige, was in Museen überlebte, wird in tausend Jahren nicht mehr vorzeigbar sein. Bei den »Göttern« aus dem Weltall geht es nicht um tausend Jährchen der Vergangenheit, es geht um viele Jahrtausende. Es wäre absurd, nach diesen Zeiträumen noch weggeworfene Gegenstände der ETs zu erwarten. Ihre wertvolleren Sachen haben sie freundlicherweise wieder eingepackt.

Tempel als nachempfundene Raumschiffe

Die Lehrmeister aus dem Weltall ließen nicht nur Furchen in der Literatur und den bildenden Künsten zurück, sie veranlaßten die Menschen sogar, ihre Himmelschiffe nachzuzeichnen. Nicht etwa auf Papier und Pergament, das wäre zu kurzlebig, sondern in monumentalen Bauwerken. Viele alte Tempel gleichen im Grundriß und im Aufbau den »Himmelsstädten« der Außerirdischen.

»Der Sohn des Priyavrata, der hochsinnige König Sakadvipa, er ließ mir damals in meinem Lande ein Gotteshaus erbauen, das dem Götterwagen gleicht. Göttlich war es, aus Stein und groß« [115]. Von derartigen Tempeln, die den göttlichen Fahrzeugen nachempfunden waren, wimmelt es in ganz Indien, z. B.

- Das Rathamandira in Mahabalipuram bei Madras,
- der Vrhatisvar-Tempel von Tanjore,
- der Kandarya-Tempel von Khajuraho,
- der Virupaksa-Tempel in Bombay,
- der Telika-Tempel in Gwalior,
- der Mahabodhi-Tempel in Bodhgaya,
- der Kailasanath-Tempel Nr. 16 in Elura,
- der Laksmana-Tempel in Khajuraho,
- der Jagannatha-Tempel in Puri,
- der Lingaraja-Tempel von Bhubaneswar,
- der Tempel von Kanchipuram in Südindien,
- der Tempelberg Borobudur in Mitteljava.

Die aufgelisteten Tempel sind nicht nur in verschiedenen Zeiten entstanden, sondern auch noch den verschiedensten Göttern geweiht. Trotzdem haben sie alle einen gemeinsamen Nenner: Ihr Grundriß und Aufbau entspricht einem der Vimanastypen. Die Priester-Architekten achteten auch bei Neubauten peinlich darauf, daß die alten Traditionen nicht verwischt wurden. Auf jeder Tempelspitze ruht entweder ein Götterfahrzeug oder ein Götterrad. Die Ausnahme bildet der Tempelberg von Borobudur in Mitteljava. Er stellt eine gigantische Stupa dar, die ihrerseits aus 1472 kleineren Stupas aufgebaut ist. Diese Stupas

sehen aus wie Glocken oder Halbkugeln mit spitzen Türmchen obendrauf. Sie haben mehrere Sinngebungen:

- als Symbol für das Ende der Lebensreise, - als Grab,
- als Zentrum der schöpferischen Kräfte,
- als Dreiteilung der buddhistischen Dreieinigkeit: Basis,

Dom, Turm, - als Dimension des Raumes, - als Beförderungsmittel zur Götterwelt,

- als Götterfahrzeug, in dem rituelle Bewegungen zu vollziehen waren.

Hier sind die Religionen ihrem ursprünglichen Auftrag gerecht geworden, sie haben »bewahrt«. Tempel sind durch die Jahrtausende errichtet, renoviert oder völlig neu aufgebaut worden. Doch die Priester achteten darauf, daß die alte Botschaft dem neuen Stein anvertraut blieb. Vergleichbar den christlichen Kirchen im römischen Baustil: Sie alle zeigen im Grundriß ein Kreuz. Oder den muslimischen Moscheen, ob sie alt oder neu seien: Alle sind nach Mekka ausgerichtet. So läßt sich aus den Tempelbauten zwar eine Botschaft herauslesen, aber leider kein Datum der Landung der Außerirdischen. Sicher ist eigentlich nur, daß sich dieser Besuch aus dem Universum vor sehr langer Zeit abspielte.

Dies aus einem einleuchtenden Grund. Wäre die Menschheit in historischen Zeiten von Außerirdischen beeinflusst worden, in Zeiten, in denen alle möglichen Völker ihre Geschichte niederkritzelten, so hätten diese Völker in dicken Büchern über ihren Götterbesuch berichtet. Derartige Sensation wäre niemals verschwiegen worden. Alle Überlieferungen über ETs, die vorliegen, können deshalb nicht aus

geschichtlichen, sondern nur aus religiösen Quellen stammen. Vor langer, langer Zeit aber waren die religiösen Bücher nichts anderes als aufgeschriebene Geschichte. Wie lange zurück soll das liegen?

Sag mir quando, sag mir wann

Diodor von Sizilien schrieb vor 2000 Jahren [19]:

»Die Priester der Ägypter berechnen die Zeit von der Herrschaft des Sonnengottes bis zu Alexanders Übergang nach Asien auf ungefähr 23000 Jahre.«

Im zweiten Buch beschreibt Diodor von Sizilien ausführlich das astronomische Wissen der chaldäischen Priester in Babylon. Er lobt dieses Wissen als sehr gründlich und gibt Beispiele über ihre astronomischen Weisheiten. Da tauchen Erkenntnisse auf, die Jahrtausende später erneut gemacht wurden und dann prompt sowohl das religiöse wie das wissenschaftliche Weltbild aus den Angeln hoben. Weshalb eigentlich, frage ich mich? Bei den chaldäischen Priestern hätte man längst alles nachlesen können [116]:

»Von den Planeten, sagen sie, habe jeder seinen eigenen Lauf und bewege sich in ungleichen und mannigfach abwechselnden Geschwindigkeiten und Zeitabschnitten... Unterhalb der genannten Sterne aber bewege sich, so behaupten sie, der Mond, der seiner Schwere wegen

der Erde zunächst schwebe (der Erde am Nächsten liege, EvD) und seinen Umlauf in der kürzesten Zeit zurücklege, und zwar nicht wegen der Geschwindigkeit seiner Bewegung, sondern wegen der Kleinheit seiner Kreisbahn. Daß sein Licht aber ein entlehntes sei und daß seine Verdunkelungen durch den Schatten der Erde verursacht werden...«

Diodor vermerkt respektvoll, die Chaldäer würden unter allen Menschen »die größte Erfahrung in der Sternkunde besitzen«. Und was - bei allen Planeten! - behaupten diese Astronomiespezialisten über das Alter der menschlichen Geschichte?

»Was sie aber über die Anzahl der Jahre sagen, seit wel

chem sich die Kaste der Chaldäer mit der Ergründung des Weltalls befaßt haben, so möchten sie dafür nicht leicht einen Gläubigen finden, denn ihrer Zählung nach wären bis auf den Zug Alexanders vierhundertdreißigtausend Jahre verflossen...«

In Zahlen: 473000 Jahre!

Ich möchte diese gigantischen Zeitabschnitte nicht als bare Münze nehmen, obschon die chaldäischen Priester in der altbabylonischen Königsliste bestätigt werden. Diese Königsliste, gefunden in der irakischen Stadt Khorsabad im Tigris, besteht aus einem schwarzen, vielkantigen Block. Auf jeder Fläche sind die Könige mit Jahreszahlen penibel eingraviert. Die Wissenschaft katalogisierte den einzigartigen Fund unter dem Begriff WB 444: Der Block ist heute im Ashmolean Museum von Oxford zu bestaunen. Was steht darauf?

»Als das Königtum vom Himmel herabkam, war in Eridu das Königtum. In Eridu war Alulim König, 28 800 Jahre regierte er.

Alagar regierte 36 000 Jahre. Zwei Könige, 64 000 Jahre regierten sie.

In Bad-tibira regierte En-men-lu-ana 43200 Jahre. En-men-gal-anna regierte 28 800 Jahre.

Gott Dumuzi, der Hirt, regierte 36 000 Jahre. Drei Könige, ihre 108 000 Jahre regierten sie.

In Larak regierte En-zib-zi-anna 28 800 Jahre. Ein König, seine 28 800 Jahre regierte er.

In Sippar war En-men-dur-anna König, 21000 Jahre regierte er. Ein König, seine 21000 Jahre regierte er.

In Suruppak war Ubar-tutu König. 18 600 Jahre regierte er. Fünf Städte, acht Könige, 241200 Jahre regierten sie. Die Flut ging darüber hin. Nachdem die Flut darüber hingegangen war, stieg das Königtum abermals vom Himmel hernieder. In Kis war das Königtum.

In Kis war Ga-ur König. 1200 Jahre regierte er. Gulla-Nidaba-anna-pad regierte 960 Jahre.

Zukakip regierte 900 Jahre. Atap regierte 600 Jahre. Ataps Sohn regierte 840 Jahre.

Etana, der Hirt, der zum Himmel emporstieg, war König. 1560 Jahre regierte er.

Balih, Sohn des Etana, regierte 400 Jahre.

Tizkar, Sohn des Samug, regierte 305 Jahre...«

Nach WB 444 regierten die zehn Urkönige vor der Flut insgesamt 456 000 Jahre. Nach der Sintflut »stieg das Königtum abermals vom Himmel hernieder«. Die 23 Könige, die sich ab dann auf dem Herrscherthron abwechselten, brachten es gemeinsam immerhin noch auf eine Regierungszeit von 24 510 Jahren, 3 Monaten und dreieinhalb Tagen.

Am Rande möchte ich daran erinnern, daß sich auch die zehn Urväter der Bibel, die Patriarchen vor der Flut, eines erstaunlich hohen Lebensalters erfreuten. Adam wurde über 900 Jahre alt, Hennoch soll mit 365 Jahren mitsamt seinem Körper durch einen fliegenden Wagen »in den Himmel entrückt« worden sein, und sein Sohn Methusalem verblich im gesegneten Alter von 969 Jahren. Hienieden.

Gläubige Juden und gläubige Christen nehmen diese Jahreszahlen beim Wort. Die Regierungsjahre in der altbabylonischen Königsliste WB 444 hingegen genauso wenig wie die

Daten der chaldäischen Astronomen. »Wir irren allesamt, aber jeder irrt anders!« (Georg Christoph Lichtenberg, 1742-1799.)

Wir haben es fertiggebracht, die frühen Besuche von Außerirdischen in der menschlichen Entwicklung zu verdrängen, zu verfilzen und zu verfälschen. Sind wir heute gescheiter?

4. KAPITEL

REALITÄT ODER REALITÄTSVERLUST?

Das Schönste, das wir entdecken können, ist das Geheimnisvolle.
Albert Einstein, 1879-1954)

Stellen Sie sich einen großen Ameisenhaufen vor, und nehmen Sie an, die Tierchen wären intelligent und könnten untereinander kommunizieren (was sie in der Realität auch tun). Nun stochern Sie mit einem Stab wild und rücksichtslos im Haufen herum. Die Reaktion? Ein Ameisenkollaps. Eine ungeheure Aufregung und Kopflosigkeit unter den Ameisen. Die emsigen Tierchen erkennen nicht, welche Macht sie von außen durchwirbelt, sie ahnen nicht, was ein Mensch ist und weshalb er tut, was er tut. Für die Ameisen ist ihr Stochern, einem Erdbeben gleich, eine Vernichtung ihrer Brutstätten und obendrein ein außerameisischer Angriff auf ihre heiligste Königin.

Beim nächsten Ameisenhaufen gehen Sie behutsam vor. Sie ergreifen nur ein dünnes Ästchen und verschieben am Rande des Haufens gerade zehn Kubikzentimeter angehäufter Erde. Die betroffenen Ameisen werden immer noch kopflos herumirren, doch die Gesamtheit des Haufens bleibt unberührt. Vermutlich melden die intelligenten Tierchen den Vorfall einer höheren Arbeitsstelle, die den Schaden bald wieder behebt. Ruhe im Ameisenstaat. Nun wie derholen Sie Ihr Vorgehen mehrmals. Sie verletzen keine Ameise, sorgen aber an mehreren Stellen des Baues für kleinere Störungen. Wenn es so etwas wie eine >Ameisenpresse< gäbe, würden die verschiedenen Unruheherde sicher gemeldet. Die Ameisen, die beim Ereignis dabei waren, schwören bei der Ameisenzange und Tannennadel: So - genau so war es! Die nicht beteiligten Ameisen in den sicheren Innenbezirken des Baues lächeln überlegen. Sie kanzeln das Geschwätz über einen außerameisischen Eingriff als dummes Zeug ab. Vielleicht raffen sich einige der weisen Ameisenmännchen auf, um den Schaden persönlich zu begutachten. Sie meinen, ein abgebrochener Ast oder eines der dummen Trampeltiere habe die Verwüstungen verursacht. Sie können nicht eingestehen, daß eine »außerameisische Intelligenz (AI)« am Werk war.

Jetzt wiederholen Sie die lästigen Störungen immer wieder. Von Zeit zu Zeit fangen Sie Einzelameisen in einem Gläschen, untersuchen sie im Labor und bringen sie wieder in den Bau zurück. Die verängstigten Ameisen rennen augenblicklich zu den Ameisenmedien, schildern ihr Erlebnis und werden prompt verlacht. Zu denjenigen Ameisen, die tatsächlich eine außerameisische Begegnung durchlitten, gesellen sich Wichtigtuer und Psychopathen, Gläubige und Scharlatane, die zusätzliche außerameisische Begegnungen erfinden.

Sie alle, die Echten wie die Falschen, tragen dazu bei, die Diskussion über außerameisische Begegnungen im Gespräch zu halten. Die Ameisenmedien, anfänglich zögernd und hämisch,

werden unsicher. Irgendwann ist die Zeit für die erste Kommission reif, die das Rätsel der außerameisischen Eingriffe durchleuchten soll.

Von diesem Zeitpunkt an gibt es für die Ameisen nur noch zwei Möglichkeiten:

1. Sie weigern sich weiterhin hartnäckig, die außerameisischen Eingriffe als etwas, das von einer fremden Intelligenz gesteuert wird, anzuerkennen, und kapseln sich ab. Dieses Verhalten führt in die Sackgasse: a) Sie verpassen die Chance, ihren Horizont zu erweitern und glauben, sie seien ein in sich geschlossenes System. b) Sie riskieren, von der AI (außerameisischen Intelligenz) weggefedt zu werden, weil die AI die Ameisen als >nichtintelligent< und >moralisch belanglos< einstuft. c) Diejenigen Ameisen, welche echte außerameisische Erlebnisse durchlitten oder von der AI gar untersucht wurden, werden nicht schweigen können. Sie suchen den Kontakt mit anderen Erlebnispartnern. Auch wollen sie partout herausfinden, ob sie von irgendwem überwacht und gar beeinflusst werden. Schließlich schwindet jeder Respekt vor ihren eigenen Führern, weil diese nicht wahrhaben wollen, was wahr ist. Die innere Revolution ist absehbar. z. Die Ameisengesellschaft entschließt sich, mit der AI in Kontakt zu treten. Man möchte Auskunft über den Grund der Belästigungen. Die alten Ameisen meinen sogar, man könne von der AI viel lernen. Folgendes Vorgehen wäre denkbar: a) Die Ameisengesellschaft legt einige tausend Baumnadeln in Form eines gleichschenkligen Dreiecks aus, um damit ihre Intelligenz zu signalisieren. b) Als Symbol des Atoms (= kleinste Einheit) formieren sie mit Blattrückständen einen Kreis, und bald darauf einen Zweiten. Die beiden Kreise verbinden sie durch eine Linie. Zwei miteinander verbundene Atome zeigen das kleinste Molekül. c) Sie suchen mit ihren Fühlern einige ausgewählte Frequenzen ab in der Hoffnung, auf die Wellenlänge der AI zu stoßen. Das letzte Vorgehen dürfte reichlich kleinkariert überlegt sein, weil die Ameisen nicht wissen können, ob die AI überhaupt in einer Bandbreite sendet, die für Ameisen empfänglich ist. Was läßt sich aus meiner Ameisenfabel herauslesen? Die menschliche Gesellschaft verhält sich genauso!

Ein heißes Eisen?

Wer hienieden versucht, der UFO-Problematik ein Kränzchen zu winden, ist ganz einfach »bescheuert« [117]. Ernsthafte Menschen befassen sich nicht damit. Basta! Und sollte es trotzdem einer versuchen, findet er sich alsogleich auf dem Müllhaufen der Lächerlichkeit. Er wird rumsdibums aus der Gesellschaft der Ernsthafte hinausgeschmissen. In welcher Fakultät muß man eigentlich studieren, um UFOForscher zu werden? In derselben, in der sich Kaninchenzüchter, Eierverkäufer und Rasierpinselhersteller einschreiben-in keiner. In welcher Fakultät muß man sich einschreiben, um eine Studiengruppe gegen UFO-Forscher zu betreiben? In derselben!

So stehen sich allemal Gleichberechtigte gegenüber, mit dem herzlichen Unterschied, daß die Anti-UFO-Lobby immer gewinnt. Wer UFOs sah, wer gar das Pech hatte, eine direkte Begegnung »der dritten Art« zu erleiden, steht ohne objektive Beweise im Regen. Und selbst wenn gute Fotos oder gar ein Videofilm zur Untermauerung eines Erlebnisses beige-steuert werden, werden derartige Beweise von der Gegenpartei nicht akzeptiert. Sollten gar 50, 100 oder 1000 Leute dasselbe UFO-Ereignis beschreiben - dann waren sie Opfer einer »Massensuggestion«. Sie beobachteten eine »Fata Morgana« oder die während 365 Tagen im Jahr überall

auf der Erde ununterbrochen »abstürzenden Teile von Raketen oder Raumstationen«. Ein nicht enden wollendes Bombardement von irdischem Müll aus dem All!

Und ist mit allen Tricks kein Weltraummüll herzuzaubern, so entpuppen sich die vermeintlichen UFOs als »Leichtflugzeuge«, als »Drachen«, als »Heißluftballone«, als »Spiegelungen«, als »Halluzinationen«, als »Erfindungen« und »Phantastereien«, als »Mückenschwärme«, »hochfliegende Wetterballone« oder meinetwegen auch noch als »hell leuchtende Planeten«, die in der Sichtungsnacht gerade mit irrwitzigen Geschwindigkeiten um die Erde kurvten. Die Anti-UFO-Lobby, durch und durch pseudowissenschaftlich, hängt sich stets das Mäntelchen der »Wissenschaftlichkeit« um, bedient sich der Methoden der Verunglimpfung und Ausgrenzung und beteuert bei jeder unpassenden Gelegenheit ihre »Seriosität«.

In keinem Computer der Welt wird darüber Buch geführt, wie viele Menschen, einzeln oder in kleinen Gruppen, seit dem 24. Juni 1947 Kontakt mit Außerirdischen hatten. Damals, am Nachmittag gegen 14.30 Uhr, sah der Pilot Kenneth Arnold die ersten, neuzeitlichen UFOs. Auf der Suche nach einem abgestürzten C-46-Transportflugzeug kreiste Arnold um die Cascade-Mountains im US-Bundesstaat Washington. Plötzlich bemerkte er zu seiner Linken eine Kette von insgesamt neun hell leuchtenden Scheiben. Arnold beobachtete die kuriosen Manöver der UFO-Staffel Während knappe drei Minuten. Später beschrieb er, es habe ausgesehen, »wie wenn Untertassen über's Wasser schiefern« [118]. Der Begriff der »fliegenden Untertassen« war geboren.

Schade, daß seither niemand mitgezählt hat. Hier wäre ein lohnendes Forschungsprojekt für junge Soziologen. Und die Statistiker wären wohl über die Menge der gemeldeten Kontakte verblüfft. Man hüpf schließlich nicht mit dem Schmetterlingsnetz im Nebel herum. Die UFO-Literatur mit den bezeugten Fällen hat weltweit einen Umfang von über 1000 Titeln angenommen. Alleine im angelsächsischen Sektor zählte ich runde 500 Bücher zum Thema. Zu den irgendwo schriftlich niedergelegten Fällen kommen die unbekannten. Eine Mehrzahl von stillen, verängstigten, eingeschüchterten Menschen, die UFO-Erlebnisse durchlitten, möchten anonym bleiben. Sie fürchten sich vor der Reaktion der Umwelt, zweifeln am eigenen Verstand oder müssen aus beruflichen Gründen schweigen.

Wissenschaftlich ist das UFO-Phänomen zu verschiedenen Zeiten mit unterschiedlichen Resultaten behandelt worden. Kommt der berühmte CONDON-Report [119], der von der US-Luftwaffe mitfinanziert wurde, noch zu überwiegend negativen Resultaten, sah Prof. Dr. Allen Hynek die Lage an der UFO-Front schon differenzierter [120]. Der inzwischen verstorbene Prof. Hynek war als Astronom am Lindheimer Astronomical Research Center der Northwestern University (Chicago) tätig, und galt als der »Papst« der wissenschaftlichen UFO-Forschung. Jacques Vallee, Mathematiker und Astronom, kam nach einer gründlichen Analyse zum Schluß [121]: »(Das UFO-Rätsel)... ist da, und wir können nicht dauernd verweigern, es zu untersuchen. Am Ende unserer Analysen könnte es sogar sein, daß unsere eigene Existenz davon abhängt, wie ernsthaft wir diese Forschung betreiben.«

Statistisch nachweisen läßt sich eine Veränderung des Denkens. Im Mai 1985 führte das amerikanische Magazin »Industrial Research Development«, das vorwiegend von Wissenschaftlern und Industriekapitänen gelesen wird, eine Umfrage über UFOs durch:

27% der Befragten glaubten definitiv an die Existenz von UFOs
34% hielten sie für wahrscheinlich
12 % waren unsicher

19% meinten, es gäbe sie wahrscheinlich nicht
8% sagten definitiv nein.

Der Prozentsatz von insgesamt 61 % Pro-UFOs belegt den Wandel im Denken.

In den USA ist im Sommer 1990 sogar eine neue Wissenschaft mit einem eigenen Publikationsorgan ins Leben gerufen worden: Ufologie. Dazu vermeldete die Presse [122]:

»Jahrezehntlang waren die >unidentifizierten fliegenden Objekte< (UFOs) ein Spezialgebiet für Spinner und phantasiebegabte Bestsellerautoren. Jetzt endlich meldet sich die Wissenschaft zu Wort: Das Phänomen der fliegenden Untertassen soll vorurteilslos untersucht werden. Zu diesem Zwecke ist in Amerika die Fachzeitschrift Journal of UFO Studies gegründet worden. Das noch junge Blatt möchte in erster Linie Erkenntnisse von Forschern publizieren, die bisher aus Furcht vor dem Gelächter ihrer Kollegen geschwiegen haben. (Adresse: 2457 West Peterson Avenue, Chicago.)«

Und wer da meinte, die »UFO-Gläubigen« vorwiegend unter alten Damen oder senilen Herren zu finden, oder zumindest nur in Entwicklungsländern, wo die Menschen ohnehin schlechter ausgebildet sind als in Westeuropa, wurde im Januar 1991 eines Besseren belehrt. In Frankreich gibt es nicht nur das bekannte Wissenschaftsmagazin Science et Vie, sondern für die jüngere Kundschaft auch einen Ableger davon. Science et Vie Junior führte unter acht bis 16 Jahre alten jugendlichen eine Umfrage über Parapsychologie und UFOs durch. Satte 45% der Jugendlichen bekannten sich zur Existenz von UFOs! Davon waren 51% Knaben und 49% Mädchen [123].

Keine Ausrede ist weit genug hergezerrt, wenn sie nur unser Selbstwertgefühl wieder ins Lot bringt. Die Einstellung: Wir glauben nicht an UFOs, weil es keine geben kann, gleicht der Aussage des geehrten Naturwissenschaftlers Dr. Lee DeForest, der noch 1957 behauptete [124]: »Der Mensch wird niemals den Mond erreichen, egal, was für zukünftige wissenschaftliche Fortschritte auch gemacht werden.« Zwölf Jahre später, am 20. Juli 1969, landete Apollo 11 auf dem Mond. (Am Rande: Dr. Lee DeForest war nicht alleine mit seiner weltfremden Ansicht. Auch Sir Harold Spencer Jones, 1957 Direktor der Sternwarte von Greenwich, machte dieselbe Aussage.)

Die Geschichte der Wissenschaft lehrt uns, daß auch hochgeachtete Kapazitäten unsinnige Meinungen vertraten [125]. Im z. Jahrhundert v. Chr. dozierte der berühmte alexandrinische Astronom Ptolemäus [126]: »Ich möchte eindeutig klarstellen: Die Erde ist das Zentrum der Welt, und alle Himmelskörper drehen sich um die Erde.«

Wo wird gelogen?

Wohlmeinende Menschen heben den Warnfinger, sowie es um UFOs geht. Wer warnt uns vor wohlmeinenden Menschen?

Der bereits zitierte Prof. Dr. Allen Hynek, der für die US-Luftwaffe als Berater für UFO-Fragen tätig war, notierte [127]:

»Ich muß anmerken, daß die Luftwaffe in jedem einzelnen Fall ihre eigene Entscheidung traf... Bald wurde offenkundig, daß die Militärs dazu neigten, bei der Zusammenstellung der UFO-Jahresberichte die Deutungen zu frisieren: Aus >möglicherweise ein Flugzeug< wurde >wahrscheinlich ein Flugzeug<. Das gemahnte mich an die griechische Sage von Prokrustes,

der alle Menschen seinem Bett anpaßte -waren sie zu groß, hieb er ein Stück ab; waren sie zu klein, zog er sie in die Länge.«

Von 1947 bis 1965 sind durch die US-Luftwaffe insgesamt 10147 Fälle untersucht worden. Davon wurden nach den eigenwilligen Kriterien der Air-Force im »Projekt Blaubuch« 9501 Fälle als erledigt abgehakt. Es blieben - damals schon! - 600 Berichte über nicht deutbare UFOs. Was ist daraus geworden? Hier ein typisches Beispiel:

Der US-Luftwaffenoberst William Colemann erlebte im Jahre 1955 als junger Militärpilot eine dramatische UFOsichtung. Er selbst und zwei Kameraden verfolgten das fremde Objekt, das haarsträubende Manöver flog und schließlich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in der Schwärze des Weltalls verschwand. Über sein Erlebnis mußte er mehrere Berichte für verschiedene Dienststellen abfassen. Jahre später war derselbe William Colemann Mitglied des von der Regierung eingesetzten »Projektes Bluebook«. Jetzt suchte er seine eigene Akte mit seinen damaligen Aussagen. »Sie war aus den umfangreichen Unterlagen verschwunden [128]«.

Wir verhalten uns wie das berühmte Affentrio: Der erste hält sich die Augen, der zweite die Ohren, der dritte den Mund zu. Jahrzehntelang versicherten alle offiziellen Stellen der USA - Air-Force, Navy, Verteidigungsministerium, CIA und NSA (National Security Agency)-über UFOs sei nichts bekannt, seien keine Daten gespeichert. Unter Berufung auf den Freedom of Information Act, ein Grundgesetz, das die freie Information garantiert, schafften es US-Bürger, an Akten heranzukommen, die alle offiziellen Verlautbarungen der Lüge überführten. Amerikas größtes Boulevardblatt, der National Enquirer, veröffentlichte 1985 in Buchform Auszüge aus bisher geheimgehaltenen Akten [129].

Man weiß inzwischen, was vorliegt, und dennoch steigen keine Journalisten von großen Magazinen, die ansonsten je den Mist aufdecken, auf die Barrikaden, veranstaltet keine Zeitung ein »Watergate«. Weshalb? Unser soziologisches Verhalten gestattet uns immer nur gerade soviel Courage, wie die »Herde« zuläßt. Warum soll ein Astronom von gutem Ruf ohne Auftrag seiner Fakultät UFO-Rätsel untersuchen? Weshalb soll eine astronomische oder ähnlich gelagerte Abteilung Mittel für einen UFO-Auftrag bereitstellen, wenn doch so viele Besserwisser von vornherein schreien, die Summe sei rausgeschmissenes Geld? Weshalb soll sich eine integre Einzelperson öffentlich blamieren, nur weil sie sich anschickt, endlich mal alle Aspekte einiger UFO-Stories unter die Lupe zu nehmen?

Solange Politiker und gleichgeschaltete Medienleute keinen Wind machen, sondern im Wind flattern, ändert sich gar nichts. Wo bleibt die vielgerühmte Zivilcourage, die sich nicht ständig von einer großmäuligen Anti-UFO-Lobby überfahren läßt? Gepriesen seien die Verlage, die wenigstens UFO-Bücher zur Diskussion stellen.

Meine Kritik an der einseitigen Behandlung des UFOThemas durch unsere Medien soll nicht verallgemeinert werden. Es gab und gibt verantwortungsbewußte Männer und sogar Topwissenschaftler, die in den letzten Jahren in Fachzeitschriften über die Möglichkeiten einer galaktischen Kolonisation und der Beeinflussung von ETs auf die Menschen publizierten. Derartige Fachzeitschriften sind öffentlich schwer zugänglich und zudem, wie es sich gehört, wissenschaftlich abgefaßt. Üblicherweise bekommt sie weder der Laie noch der Journalist zu Gesicht.

Das erste Problem, an das die mutigen Denker herangingen, war die Frage nach intelligentem Leben im Kosmos. Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, daß Sterne überhaupt von

Planetensystemen umkreist werden? Wie hoch die Wahrscheinlichkeit, daß Planeten im richtigen Abstand nicht zu heiß, nicht zu kalt - zu ihrer Heimatsonne stehen?

Wie groß die Wahrscheinlichkeit, daß präbiotische Voraussetzungen gegeben sind? Daß sich Leben entwickelt? Daß sich menschenähnliches Leben entwickelt? Daß derartige Lebensformen uns in der Evolution um Jahrtausende voraus sind, ohne sich selbst umgebracht zu haben? Daß derartige Lebensformen ihren eigenen, genetischen »Baukasten« (Fred Hoyle [130]) in der Galaxis ausbreiteten?

Man kann bei einem Stern ebenso Planeten erwarten wie Kätzchen bei einer Katze. Man muß auch kein Statistiker und kein Exobiologe sein, um zu erkennen, daß bei einer Ausgangslage von über 400 Milliarden Sternen alleine in unserer Milchstraße am Ende der Wahrscheinlichkeitskette eine sehr hohe Anzahl von intelligenten Lebensformen unsere Milchstraße bevölkert.

Die »Wir-sind-alleine-Theorie«, die unserer einzigartigen Eitelkeit schmeichelt, ist unvertretbar. Wie aber haben die ETs die Distanzen zueinander und zur Erde zurückgelegt? Was interessiert sie überhaupt an der Erde? Woher sollten sie - aus großer Entfernung! - wissen, daß es uns gibt?

Alle Fragen sind längst vernünftig und zuverlässig behandelt und abgehakt worden. Daß der Laie nichts davon weiß, ist verständlich - daß die Anti-UFO-Lobby nichts davon wissen will, beschämend.

Schon im Jahre 1982 gründete die Internationale Astronomische Union (IAU), eine Wissenschaftlervereinigung der besten Köpfe aus Astronomie, Astrophysik und Exobiologie, die sogenannte »Kommission 51« [131]. Sie sollte die Möglichkeit von extraterrestrischen Kulturen und Kontaktvarianten untersuchen. Dies im Rahmen des noch größeren Projektes, das SETI(Search for Extraterrestrial Intelligence) genannt wird [132, 133].

Ein bißchen Theorie

Der Astronom Prof. Dr. M. Papagiannis, Vorsitzender der »Kommission 51«, stellte Berechnungen an, die, wie es zur exakten Mathematik gehört, nicht widerlegbar sind. Die Distanzen von Stern zu Stern, die einst als unüberwindlich galten, sind mit einer absehbaren und heute errechenbaren Technologie in vernünftigen Zeitabständen überbrückbar. Auch bei Werten von nur ein Prozent der Lichtgeschwindigkeit, so Papagiannis, wäre die gesamte Milchstraße von einem einzigen Punkt aus in zehn Millionen Jahren kolonisierbar [134]. Es geht auch schneller, etwa bei einer Expansionsgeschwindigkeit von mehr als zwei Prozent der Lichtgeschwindigkeit oder bei einer variablen Ausbreitung im »Schneeballsystem«. Was soll man sich darunter vorstellen?

Ein Raumschiff bewegt sich mit zwei Prozent Lichtgeschwindigkeit und überwindet die Distanz von zehn Lichtjahren in 500 Erdenjahren. Jetzt gibt man der Besatzung weitere 500 Jahre Zeit, ein zweites Raumschiff zu bauen. Ist das realisierbar? Wir Menschen brachten es in den vergangenen hundert Jahren fertig, von der Pferdedroschke zur Mondrakete, vom Zählrahmen zum Computer zu gelangen. Dabei mußten wir alles zuerst erfinden, entwickeln, testen. Eine Raumfahrerbesatzung würde nicht beim Punkt »Null« beginnen müssen, denn die Pläne und Fabrikationsmethoden liegen fix und fertig vor. Auf einem fremden Planeten mit

den richtigen Ressourcen würden wohl die ersten hundert Jahre mit der notwendigen Industrialisierung verstreichen, vielleicht auch 200 Jahre. Einmal vorhanden, ist das eigentliche Raumschiff in 30 bis 50 Jahren gebaut. Jetzt bewegen sich zwei Raumschiffe, jedes wiederum mit zwei Prozent der Lichtgeschwindigkeit, zu entgegengesetzten Zielen. Erneut hat jede Besatzung nach der 500jährigen Fahrt

500 Jahre lang Zeit, je ein neues Raumschiff zu bauen. Das macht vier. Pingpong. Schneeballsystem.

Wie könnten die Triebwerke geartet sein? Darüber schrieb Prof. Dr. H. Ruppe von der TU München bereits vor neun Jahren [135]. Und sein Kollege Prof. Dr. Gerard O'Neill von der Princeton University legte prächtige Berechnungen über die Ausbreitung von intelligentem Leben mittels »Generationenraumschiffen« vor [136]. Im Gegensatz zu den Ewiggestrigen ist es keineswegs so, als wüßten die Fachleute nicht längst, wie die Distanzen im Weltraum überbrückbar sind. Wenn man nur will, sind diese Probleme lösbar. ETs haben sie offensichtlich längst gelöst.

Kluge Köpfe aus der Wissenschaft machten sich auch Gedanken über das seltsame Verhalten der ETs uns gegenüber. Im deutschsprachigen Raum schrieb insbesondere Dr. Johannes Fiebag darüber [137, 138, 139]. Im angelsächsischen Sprachgebiet werden die wissenschaftlichen Abhandlungen über die Strategien der ETs von den Professoren Bracewell [140] und Deardorff [141, 142, 143] dominiert. Ich selbst habe in einem früheren Buch [144] einige Gedankengänge zusammengefaßt, die sich inzwischen erweitern lassen.

Es gibt eine Hypothese, nach welcher die Erde von den Außerirdischen als ein Refugium, eine Art von »zoologischem Garten« betrachtet wird. Voraussetzung für das Funktionieren eines Zoos ist das Wohlwollen der Wärter und der Zoobesucher. So ist es den Besuchern verboten, Nistplätze von seltenen Vögeln zu berühren, Krokodile mit lebenden Hunden zu füttern, Löwen zu reizen oder Giftschlangen zu entwenden. Alle Zoobesucher haben sich an die Regeln zu halten. Die Tiere sind ausschließlich zur Betrachtung und zum Studium aus Distanz im Zoo. Die Wärter ihrerseits achten genau auf die Einhaltung der Spielregeln.

Nun wissen die Wärter, daß die eine Spezies unter den Tieren mehr Intelligenz besitzt als alle anderen. Diese Tierart - der Mensch - hat die Fähigkeit zum philosophischen Denken, zur Abstraktion, Mathematik, zur vielfältigen Kultur und zur Technik. Die Wärter wissen auch, daß es nur eine Frage der Zeit ist, bis der Mensch aus seinem Zoo auszubrechen versucht. Soll man ihn ausbrechen lassen? Wäre er vielleicht eine Gefahr für Wärter und Zoobesucher?

Als Menschen wissen wir (noch) nicht, wie viele galaktische Zivilisationen es gibt. Es ist nicht auszuschließen, daß aggressive Zivilisationen darunter sind. Vielleicht gibt es außerirdische Zivilisationen, die einen anderen Stoffwechsel haben als wir oder deren Körperbau und Funktion nach der Art von Insekten funktioniert. Möglicherweise mag diese Lebensform die unsrige nicht. Vielleicht auch gibt es aggressive, menschenähnliche Zivilisationen, weil sie die Sieger eines Planetenkrieges waren und ihre Aggressivität auch in den Weltraum verpflanzten. Denkbar ist auch eine aggressive Art, die versucht, egoistisch für ihre Heimatwelt zu arbeiten und ihre eigene Einflußsphäre zu erweitern. Gegen diese und viele andere Varianten gründen die Außerirdischen einen »galaktischen Club«, die »außerirdische UNO«, in deren Charta unter anderem festgehalten ist, daß keine außerirdische Zivilisation sich in die Entwicklung einer heranwachsenden Zivilisation einmischen darf, bis die heranwachsende Zivilisation den galaktischen Club aus eigener Kraft erreicht. Wächter und Tiere bleiben unter sich.

Aber nicht ewig. Man kann einem Kind nicht verbieten, erwachsen zu werden, einer Menschheit nicht, weltraumflügge zu werden. Alle intelligenten Lebensformen im Universum haben dieselben Rechte. Dennoch gibt es eine Schranke, bevor das Tier »Mensch« aus dem Zoo ausbrechen darf. Es muß seine Friedlichkeit beweisen. Wie soll es das tun, wenn es doch gar nicht weiß, ob und von wem es beobachtet, geprüft wird?

Die Fragen: Sind wir friedliebend? Sind wir bereit, unsere Aggressionen abzulegen? Sind wir fähig, mit anderen, intelligenten Lebensformen auszukommen? Diese Fragen erledigten sich von selbst. Die Erde ist ein »Zoo« mit den unterschiedlichsten Rassen, Religionen, den verschiedensten Charakteren und Typen, doch auch mit andersartigen Tieren und Pflanzen. Der »Zoo« ist gleichzeitig die Schule. Bestehen wir die Bewährungsprobe im »Zoo«, so sind wir reif für den Kontakt mit dem Kosmos -bestehen wir die Bewährungsprobe im »Zoo« nicht, so vernichten wir uns selbst und möglicherweise den ganzen »Zoo« dazu. Im kosmischen Rahmen findet ein Selektionsprozeß statt. Die Menschen müssen den »Zoo« friedlich überwinden, bevor der »Galaktische Club« die Hand reicht.

Daher das »Embargo«, das Stillhalten der »Wärter«. Es dient sowohl der Beobachtung der Spezies Mensch als auch dem Schutz der »Wärter« vor dem Menschen.

Dieses »Embargo« über den »Zoo Erde« ist aber nicht total. In winzigen Schritten darf uns geholfen werden, sofern wir die Hilfe freiwillig annehmen und uns ihrer würdig erweisen. Wie soll einerseits eine Unterstützung in »winzigen Schritten« möglich sein, wenn andererseits das »Embargo« dagegenspricht, und was heißt schon »würdig erweisen«? Das funktioniert so:

Die Gesellschaft und die ETs

Der berühmte Radioastronom Prof. Dr. Ronald Bracewell von der Stanford University, USA, ist der Ansicht, daß jede Regierung der Erde Radiobotschaften von außerirdischen Lebensformen geheimhalten würde. Das gilt auch für UFO-Landungen oder direkte Kontakte mit ETs [140]. Der Grund für dieses seltsame Verhalten liegt darin, weil diejenige Nation, welche die Signale entschlüsselt oder die Begegnungen erlebt, hofft, durch das »Wissen von außen« eigene Überlegenheit zu gewinnen. Dies nicht nur im militärischen Sinne, sondern auch im soziologischen, ökonomischen, technischen, religiösen und kulturellen Bereich. Selbst wenn außerirdische Botschaften von privaten Forschungsgruppen empfangen, entschlüsselt und verbreitet würden oder gar Einzelpersonen von Außerirdischen eine Audienz erhalten, könnten Regierungs- und Universitätsstellen diese Botschaften als »dummen Scherz«, »Wichtigtuerei« oder »Irrtum« abqualifizieren und »sofort eine Sicherheitsglocke über die ganze Angelegenheit stülpen« [140]. Wie also könnten Außerirdische uns Botschaften »in kleinen Schritten« zukommen lassen, ohne daß sie auf nationaler Ebene augenblicklich abgeklemmt würden?

Wohlvollende, nicht aggressive, galaktische Zivilisationen verfügen über diese Erkenntnisse. Sie wissen, daß ihre Informationen niemals nur auf nationaler Ebene, sozusagen von einer einzigen Gruppe, ausgeschlachtet werden dürfen. Ihren Psychologen und Ethnologen ist auch bekannt, welche katastrophalen Folgen es für die irdische Zivilisation hätte, wenn sich

Außerirdische überfallartig vor Menschenmassen zeigten. Folgerichtig bleibt nur ein behutsames Vorgehen auf globaler Ebene.

Wie ist das Problem zu lösen? Die Indoktrination »in kleinen Schritten« muß derart dosiert und weltweit vor sich gehen, daß weder Regierungen noch Hochschulen eine Chance zur Repression haben. Die Botschaft von außen muß einerseits der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, andererseits für die Militärs und die Wissenschaft »nicht akzeptabel oder glaubhaft« erscheinen. Ist etwas nicht »glaubhaft«, so wird es nach alter Menschensitte der Lächerlichkeit preisgegeben, und um alles, was lächerlich

ist, kümmern sich weder Regierungsstellen noch Hochschulen. So bleibt das »Embargo« intakt, und dennoch wird der Menschheit »in kleinen Schritten« geholfen, weil die Erkenntnis darüber, was sich in Wirklichkeit um uns herum abspielt, sehr langsam erfolgt. »Jedenfalls nicht schneller, als die Menschheit generell innerlich darauf vorbereitet wäre, die außerirdische Botschaft zu akzeptieren [143].«

Was für »katastrophale Folgen« sollen das sein, wenn sich ein zartes UFOlein vor verblüfften Menschenmassen spiegelt?

Gegenfrage: Wie würden Menschen reagieren, wenn sich UFOs über vollbesetzten Fußballstadien zeigten? Über Großstädten? Über Wallfahrtsorten? Über islamischen Moscheen, christlichen Kathedralen, buddhistischen Tempeln? Was würden die Gläubigen aller Religionen empfinden, wenn ETs aus den Wolken stiegen? Zum Beispiel während der Osterzeremonie über dem Petersplatz in Rom? Was würden etablierte Wissenschaftler stottern, wenn sie schlagartig erkennen müßten, in den vergangenen Jahrzehnten über außerirdisches Leben, über die Überwindung interstellarer Distanzen und über UFOs nur Humbug verbreitet zu haben? Was würde in den Köpfen der Militärs vorgehen, die unendliche Summen von Steuergeldern in Abwehrraketen, Abfangjäger und High-Tech-Radaranlagen investierten, wenn plötzlich Außerirdische vor ihrer Nase herumtanzten? Wie müßten sich die Hunderttausende von Anthropologen und ihr Millionenherr von Anhängern fühlen, wenn sozusagen per Fingerschnippen klargestellt wird, daß der Mensch keineswegs die Spitze der Evolution darstellt?

Jedes bruske Auftauchen von UFOs über größeren Menschenansammlungen, jedes längere Verweilen vor Nachrichtenkameras würde uns einen Kultur- und Religionsschock verpassen. Der Götter-Schock der Antike wiederholt sich. Wir wären innerlich nicht darauf vorbereitet. Massendemonstrationen von ETs an unserem Firmament würden von uns als Aggression eingestuft. Vor Aggressoren fürchtet man sich, die wollen etwas Geliebtes zerstören und etwas Fremdes aufpfropfen. Mit Aggressoren fraternisiert man nicht, man glaubt auch ihren Engelszungen nicht.

Ohne einführendes Verhalten der ETs könnte sich keine Änderung im menschlichen Bewußtsein vollziehen.

Keine Invasion von außen

Die UFO-Besatzungen - immer vorausgesetzt, es gibt sie, doch darauf komme ich noch - verhalten sich der Menschheit gegenüber sehr rücksichtsvoll. Jeder, der Angst vor einer

brutalen außerirdischen Einmischung hat, muß bedenken, daß eine derartige Invasion im Laufe der Menschheitsgeschichte nie stattgefunden hat. Angesichts der »zauberhaften Technologie« der ETs wäre es ihnen vorgestern wie heute möglich, die Erde zu übernehmen. Als der berühmte Radioastronom Prof. Frank Drake im Jahre 1960 sein Projekt OZMA mit dem Ziel startete, Radiosignale von außerirdischen Zivilisationen aufzufangen und eigene Signale auszusenden [145], erhoben ängstliche Gemüter ihre Warnfinger. Die kritischen Stimmen meinten, wir würden damit unsere galaktische Position preisgeben, »verraten«, und man könne nicht wissen, ob die ETs uns wohlgesonnen seien. Vielleicht würden sie unsere Radiosignale als Leitstrahl benutzen, um uns zu überfallen. Möglicherweise würden sie uns als exotische Leckerbissen auf ihre Speisekarte setzen oder als seltsame Rasse in Käfigen abtransportieren, um uns in ihren zoologischen Gärten auszustellen. Seit Jahrzehnten strahlt die irdische Zivilisation Radiound Fernsehprogramme in sämtlichen Wellenlängen ab, die von Außerirdischen mühelos aufgefangen werden können. Auch wenn sie Lichtjahre von uns entfernt beheimatet sind. Und als exotische Leckerbissen für außerirdische Schleckmäuler taugen wir nicht. Vor 17 Jahren schrieb ich dazu [103]

»Es besteht wirklich keine Gefahr, daß wir auf die Speisekarten von Extraterrestriern geraten, weil wir - zu teuer sind. Allein der Aufwand an kostspieliger Energie für einen Transport in ein anderes Sonnensystem ist zu groß, denn Energie ist nirgendwo umsonst zu haben. Verspürten die Außerirdischen auf der Zunge Gelüste, Erdenmenschen zu verspeisen, dann würden sie uns nicht in unseren Gefilden in Dosen konservieren und heimwärts fliegen. Sie würden uns als Delikatesse zu Hause züchten, das wäre billiger und einfacher, weil sie dazu lediglich ein paar intakte menschliche Zellen in den Frigidaire legen müßten. Wir sammeln ja Champignons auch nicht mehr im Wald und auf der Heide- sie werden in Farmen gezüchtet. Hummer und Lachse werden kaum noch im freien Meer gefangen - man fischt sie aus Zuchtbecken. Was soll's? Höherentwickelte Intelligenzen sind ganz bestimmt keine Kannibalen.«

Eine Aggression, die Übernahme einer von intelligenten Lebensformen bewohnten Welt, ist tabu. Kein ET mischt sich rücksichtslos in die Entwicklung fremder Intelligenzen ein. Die Führung erfolgt sanft, behutsam und der jeweiligen Zeit angepaßt. Die Geführten erhalten Anstöße, die ihren Denkprozeß in eine bestimmte Richtung lenken - doch keine Ohrfeigen. Und wer da noch glaubt, die Außerirdischen könnten unsere Erde zumindest als Territorialgewinn verbuchen, vergißt die unendlichen Räume im Weltall mit Abermilliarden von Planeten.

Extragalaktische Raubzüge in Seeräuber-Manier helfen auch den wildesten ETs nicht weiter. Jede Welt entwickelte eigene Lebensformen, zwar verwandt, aber nicht gleich. Die Eroberer könnten sich auf der guten alten Erde schwerlich niederlassen, könnten ihren Sieg nicht auskosten. Nicht im >Riz< in Paris logieren und sich an keinem luxuriösen Swimmingpool auf Hawaii erfreuen. Auch wenn die ETs menschenähnlich sein mögen (ich komme darauf zurück), dürfte es auf ihrer Heimatwelt doch andere Bakterien und Viren geben als bei uns. Darf ich in Erinnerung rufen, daß die ersten Astronauten nach der Rückkehr vom Mond schnurstracks in Quarantäne geschickt wurden- aus Furcht davor, sie könnten die Menschheit mit einer gefährlichen, unbekannten Bakterie vom Mond infizieren?

Es gibt auch für den Skeptiker vernünftige und einleuchtende Gründe, weshalb UFO-Besatzungen (noch) keine »Flugtage« über dichtbesiedelten Gebieten abhalten. Wie verhalten wir Menschen uns eigentlich, wenn wir die Lebensgewohnheiten von seltenen Tieren untersuchen? Wir studieren die Vogelfamilien mit Richtmikrophonen und Teleobjektiven. Wir erschrecken die Tiere nicht, scheuchen sie niemals auf. Wir beobachten ihr Liebes- und

Brutverhalten auf Distanz, nehmen ihr Gezwitscher auf Tonband und versuchen später im Labor, daraus schlau zu werden.

Heute werden auf unserem Planeten rund 3000 Sprachen gesprochen-um es mit Moses (1.11,5) zu sagen: eine babylonische Sprachverwirrung. Auch vor Jahrtausenden haben die ETs stets die Sprache der jeweiligen Menschen beherrscht. Demnach müssen die Außerirdischen ihre Zielgruppen einige Zeit beobachtet und studiert haben. Es gäbe sonst keine Erklärung dafür, weshalb sie einmal Tibetanisch, dann Aramäisch, Alt-Ägyptisch oder Weiß-ich-was beherrschten. Heute müßten Außerirdische mindestens die zehn Hauptsprachen lernen, um so die weltweiten Kommunikationen über Radio und TV verstehen zu können. Sie müßten unsere Psychologie studieren, unsere politischen und religiösen Systeme. Sind wir streit- und herrschsüchtig?

Sind wir aggressiv? Könnten irdische Waffensysteme, H-Bomben, chemische und bakteriologische Gemeinheiten den Außerirdischen gefährlich werden? Wie niederträchtig können Menschen sein? Wie ist die politische Machtsituation auf der Erde? Wird Macht diktatorisch oder demokratisch ausgeübt?

Es gibt ganze Breviere von Fragen, die von ETs gelöst werden müssen, und derartige Abklärungen können nicht vor dem versammelten Volk stattfinden. Schon gar nicht bei einer dezenten Rücksichtnahme auf unsere Gefühle und unsere psychologischen Verhaltensweisen. Versteht man jetzt besser, weshalb die Außerirdischen immer wieder an entlegenen Orten auf Menschen treffen, an weltabgelegenen Stellen, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen? »Gedanken springen wie Flöhe von einem zum andern. Aber sie beißen nicht jeden« (Georg B. Shaw).

Ein altes Erlebnis - neu seziert

Zu Beginn der Sechzigerjahre ereignete sich ein UFO-Fall eben dort, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen. Das Erlebnis von Barney und Betty Hill ist für Kenner der UFO-Literatur abgedroschen. Ganze Bücher wurden darüber geschrieben [145], und viele namhafte Autoren griffen den Fall auf [118, 120, 146, 147, 148]. Wenn ich die Angelegenheit erneut ans Licht zerze, so unter einem anderen Gesichtspunkt. Ich möchte mit zeitlicher Distanz an den Bericht herangehen und die damaligen Widersprüche ausloten. Hier die bestens dokumentierte Geschichte:

Es geschah in der Nacht vom 19. auf den 20. September 1961. Betty und Barney Hill waren ein verschiedenfarbiges Ehepaar; sie, 40jährig von weißer Hautfarbe, er, 38jährig, Postbeamter und von negridem Teint. In jener Nacht fuhren sie von einem Urlaub aus Kanada in ihr Heimatstädtchen Portsmouth, New Hampshire, zurück. Sie befanden sich auf der US-Bundesstraße Nr. 4, dem sogenannten »Daniel Webster Highway«. Es muß kurz vor Mitternacht gewesen sein (die exakte Zeit ist nicht feststellbar), als Barney südlich von Lancaster über dem südwestlichen Himmel ein sternenähnliches Objekt auffiel. Die Herbstnacht war klar, der Mond schien, und eigentlich wäre das Licht unter den Abertausenden am Firmament nichts Besonderes gewesen, wenn es sich nicht so seltsam verhalten hätte. Barney saß am Steuer, er fuhr nie schneller als 30 Meilen pro Stunde und dies gestattete ihm, stets wieder ein Auge auf das kuriose Licht am Himmel zu werfen.

Das Ding bewegte sich, manchmal langsam, dann wieder schnell, es wurde heller und dunkler. Ursprünglich glaubte Barney an die Positionslichter eines kleinen Privatflugzeuges oder Helikopters. Er machte seine Frau darauf aufmerksam. Sie angelte sich das Fernglas, das auf dem Rücksitz des Wagens lag, und Barney stoppte mehrmals, damit beide das »verrückte Licht« näher betrachten konnten. Wieder einmal änderte das Licht seine Position und flog von hinten geradewegs auf das einsam am Straßenrand geparkte Auto zu. Betty Hill bekam Angst, Barney beruhigte sie und meinte, vermutlich vollführe ein Sportflieger am nächtlichen Himmel Kunststücke.

Während der Weiterfahrt bemerkte Betty, die ständig den Feldstecher ans Auge drückte, etwas wie ein »farbiges Band« mitten in einer »Art von Kugel«. Barney verlangsamte die Fahrt und steuerte auf den breiten weißen Streifen in der Straßenmitte zu. Weit und breit war kein anderes Auto auszumachen. Im selben Moment flog das UFO völlig geräuschlos von hinten heran über das Wagendach und postierte sich in einiger Distanz links über der Straße. Dies geschah südlich von Franconia Notch und Indian Head in den »White Mountains«, 2,3 Meilen nördlich von NorthWoodstock.

Barney beschrieb das Objekt später als »acht bis zehn Stockwerke hoch« [118], pfannkuchenförmig, es schwebte über dem Boden. Er hatte inzwischen den eigenen Wagen zum Stillstand gebracht, ließ aber den Motor laufen und die Scheinwerfer brennen. Das fremde Ding war schätzungsweise 120 Meter vom Auto der Hills entfernt. Barney stieg aus, immer noch der felsenfesten Meinung, die Luftwaffe probiere irgend etwas Neues aus, und er sei zufällig Zeuge davon. Seine Frau reichte ihm den Feldstecher.

In diesem Augenblick veränderte das UFO seine Position von einem Straßenrand auf den andern. Barney wollte nicht wahr haben, was er durch den Feldstecher erblickte. Das unheimliche Objekt glitt lautlos und langsam auf den parkierten Wagen zu. Barney erkannte deutlich ein erleuchtetes Band mit etwas wie einem Kabinenfenster und dahinter fünf bis elf Figuren, von denen einige irgend etwas verrichteten, die anderen zum Ehepaar Hill hinüberblickten. Während Barney durch den Feldstecher starrte, sagte er immer wieder: »Ich glaube es nicht! Das ist unmöglich! Das ist einfach lächerlich!«

Je näher das UFO an das Auto heranrückte, um so mehr Details erkannten die Hills. Beide sahen, daß die fremden Wesen hinter den »Fenstern« so etwas wie »glänzende schwarze Uniformen mit Schildmützen trugen. Ihre Bewegungen erinnerten an exerzierende deutsche Soldaten [148].« Barney sagte später, die Kleidung habe ihn an »glänzendes Leder« [118] erinnert, die Gestalten hätten sich alle sehr präzise und zielgerichtet verhalten und keinerlei Gefühlsregungen gezeigt.

Inzwischen stand Barney einige Meter vom Auto entfernt, Betty saß im Wagen und schrie aus dem offenen Fenster: »Komm zurück!« Das UFO war derart nahe, daß es die gesamte Optik des Feldstechers ausfüllte. Barney sah hinter dem »Fenster« eine Figur, die einen undefinierbaren Gegenstand auf ihn richtete und ihm direkt in die Augen glotzte. Instinktiv fühlte Barney, daß dies der Anführer der Gruppe sein mußte. Die übergroßen Augen, das seltsame Gesicht des Fremden im UFO jagte Barney einen Schrecken ein, er verspürte plötzlich Angst. Barney nahm den Feldstecher vom Gesicht, das Objekt war inzwischen auf 25 Meter herangekommen, die Gestalten hinter dem »Fenster« ließen sich auch ohne Fernglas einwandfrei erkennen.

Endlich begriff Barney, daß hier etwas Unheimliches vorging, etwas, das nichts mit der US-Luftwaffe zu tun hatte. Jetzt geriet er in Panik, er war nahe daran, hysterisch zu werden.

Barney schrie: »Die wollen uns einfangen! Sie wollen uns entführen!« und hechtete zum Wagen. Betty Hill ihrerseits schien das UFO zu verdrängen, sie war mehr um die persönliche Sicherheit ihres Mannes besorgt. Der legte den Gang ein, brauste los und wiederholte unter ruckweisen Gesten und glucksendem Gelächter immer wieder: »Sie wollen uns entführen!«

Zirka 45 Kilometer südlich von Indian Head auf der Höhe von Ashland fragte Betty Hill ihren Mann zum ersten Mal: »Glaubst du an UFOs?« Barney hatte sich inzwischen etwas beruhigt. Er antwortete: »Bring mich nicht zum Lachen, das war ein UFO!« Fast gleichzeitig vernahmen beide einen seltsamen Ton, der mit einer Vibration des Wagens gekoppelt war. Der Ton schien aus dem Kofferraum zu kommen, es machte ständig beeeep-beeeep. Dann hörte der Laut wieder auf, um erneut im anderen Rhythmus zu beginnen: b-e-e-p - b-e-e-p - - - beep, beep, beep, beep. Barney, der am Steuer saß, suchte das UFO und forderte Betty auf, aus dem Fenster zu schauen. Sie tat, wie befohlen, sah jedoch nichts. Barney rief ihr zu, sie solle den Kopf aus dem Wagen

halten und über das Wagendach blicken. Betty sah nichts auch keine Sterne, die doch eben noch vorhanden gewesen waren. Barney wurde erneut hysterisch, er schrie: »Ich bin sicher, das Ding ist direkt über uns!« Betty streckte nochmals den Kopf aus dem Wagen und antwortete: »Da ist nichts-nur Schwärze über uns!« Das >Beep< kam jetzt auch vom Wagendach, das Auto begann rhythmisch zu vibrieren...

Etwas später. Es war still im Auto. Barney fragte sich: Wo sind wir eigentlich? Irgendwo in den grauen Zellen schien ihm, als ob er geschlafen habe, abwesend gewesen sei. Doch er saß leibhaftig am Steuer. Im Scheinwerferlicht tauchte eine Hinweistafel auf: Concord, 17 Meilen. »Jetzt wissen wir, wo wir sind«, seufzte Betty. Beide waren ruhig. Jeder wußte zwar, daß sie ein UFO-Erlebnis hinter sich hatten, doch, so seltsam es sich liest, keiner wollte darüber sprechen. Es war alles so unmöglich, unreal und abstrakt gewesen. Betty verspürte Lust auf eine Tasse Kaffee, doch keine Raststätte war geöffnet. Sie wunderte sich darüber, denn bis zwei Uhr nachts waren immer vereinzelte Gasthöfe offen.

Die beiden fuhren an der Stadt Concorde vorbei, sie sprachen wenig, jeder hing seinen wirren Gedanken nach. Barney nahm die Abzweigung auf die Straße Nr. 4 Richtung Ozean und Portsmouth. Als sie durch das Städtchen fuhren, zwitscherten bereits die Vögel, die Häuser leuchteten im Morgengrauen. Natürlich hatte das Ehepaar während der letzten Fahrtstunden seine Armbanduhren konsultiert. Doch kurioserweise funktionierten beide Uhren nicht. Jetzt, endlich daheim, schauten sie auf die Küchenuhr.

Da dämmerte Barney und Betty Hill, daß ihnen runde zwei Stunden Erinnerung fehlten. Und 35 Meilen Fahrtstrecke.

Sie hockten am Küchentisch, tranken Kaffee und begannen endlich, sich gegenseitig zu berichten, was jeder gesehen, gedacht, gefühlt hatte. Nach dem UFO-Erlebnis auf der Straße und dem >Beep-Beep< zirka 45 Kilometer später wußte keiner mehr, was anschließend geschehen war. Aber beide waren sich einig, das Straßenschild zur US-Straße Nr. 93 gelesen zu haben mit der Distanzanzeige: Concorde-17 Meilen. Aus irgendeinem Grunde hatte Barney den Drang, seinen Unterleib betrachten zu müssen. Er tat dies im Badezimmer, bemerkte aber nichts Außergewöhnliches. Betty ihrerseits auch sie stand vor dem Badezimmerspiegel und betrachtete sich ringsum. Irgend etwas war anders - was? Sie fühlte sich unsauber.

Das Ehepaar Hill beschloß, das Erlebnis nicht an die große Glocke zu hängen. Zu unterschiedlich waren ihre Gedanken und Gefühle. Barney befürchtete, als Postbeamter

gehänselt zu werden. Vielleicht würden sie in einigen Wochen eine Erklärung für das seltsame Himmelsfahrzeug finden und unter Freunden darüber lachen.

Die kommenden Tage wollte es keiner zugeben. Jeder war verändert. Barney starrte still vor sich hin, hatte Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren. Irgend etwas bohrte in ihm, zwang ihn immer wieder, an die nächtliche Autofahrt zu denken. Betty ging es nicht besser, sie glotzte mehrmals täglich ängstlich zum Himmel hinauf, verriegelte alle Türen im Haus. Ihr ehemals heiterer Gemütszustand machte einer unsicheren Haltung Platz. Zudem wurden beide von schreckhaften Alpträumen heimgesucht. Als Barney vermehrt Magenschmerzen reklamierte, konsultierten beide ihren Hausarzt in der Exeter Klinik. Dieser verwies sie nach einigen Konsultationen an den Spezialisten Dr. Duncan Stephens. Ihm vertraute das Ehepaar Hill sein nächtliches Erlebnis an. Als sich nach einem weiteren Jahr der Gemütszustand nicht besserte, schlug Dr. Stephens vor, seinen Kollegen, den bekannten Bostoner Psychiater Dr. Benjamin Simon, hinzuzuziehen. Dr. Simon hatte in den vergangenen Jahren eine spezielle Therapie entwickelt, die ihn prominent machte. Es war ihm gelungen, die meisten seiner Patienten mittels Hypnose von ihren Zwangsvorstellungen zu befreien.

Die Behandlung bei Dr. Simon dauerte insgesamt ein halbes Jahr und brachte Unglaubliches zu Tage. Der Arzt fragte die Patienten, ob sie mit einer Hypnose einverstanden seien. Er behandelte Betty und Barney einzeln und ließ jedesmal ein Tonband mitlaufen. Schon der erste Tonbandvergleich zeigte dasselbe Erlebnis aus zwei verschiedenen Blickwinkeln. Dr. Simon spielte anschließend seinen Patienten die Bänder gemeinsam vor. Langsam kehrte die Erinnerung zurück, Stück für Stück paßten die Ergebnisse aus den separaten Hypnosesitzungen ins Puzzle.

Im Frühjahr 1967, kurz nach der Veröffentlichung des Buches *The Interrupted journey* von John G. Fuller [145, in dem das Erlebnis des Ehepaares Hill publik gemacht wurde, war Professor Dr. Allen Hynek gemeinsam mit Dr. Simon Gast im Hause Hill. Nach dem Nachtessen bat Dr. Simon das Ehepaar Hill, ob er sie in Hypnose versetzen dürfe, denn Prof. Hynek -der überkritische UFO->Papst< wollte ihnen während der Hypnose einige Fragen stellen. Sie gestatteten es. Auch Hyneks Fangfragen brachten nur eine Bestätigung des nächtlichen Erlebnisses.

Zehn Jahre später, am 23. Februar 1977, war ich persönlich Gast bei Betty Hill. (Barney war am 25. Februar 1969 gestorben.) Ich fand eine 57jährige Dame, sehr liebenswürdig, sehr korrekt, sehr bescheiden, die wieder und wieder mit tiefer, innerer Überzeugung ihr Erlebnis vom 19. September 1961 schilderte. Verkraftet hatte sie es auch damals nicht. Das echte, ursprüngliche Erlebnis ließ seine Narben zurück, Betty Hills Psyche veränderte sich zusehends. Plötzlich begann sie, überall UFOs zu sehen. Sie vermutete eine UFO-Basis hinter einem Hügel und verwechselte ferne Autoscheinwerfer mit UFOs. Die psychologisch eingefärbten UFO-Gegner benutzen dieses gestörte Verhalten gegenüber der Realität und argumentieren, damit sei bewiesen, daß Betty Hill nie klar im Kopf gewesen sei. Man verwechselt Ursache und Wirkung. Bei der Begegnung schenkte mir Betty Hill ein Buch mit der sinnigen Widmung: »Mögen die Götter Ihnen zugestehen, was immer Sie wissen möchten!«

Was war während den verlorenen zwei Stunden geschehen? Was hatte das Ehepaar Hill über zwei Jahre lang verdrängt? Was sollten sie-auf Kommando der Fremden-vergessen?

Die unheimliche Wahrheit

Unter Hypnose schilderte Barney, das UFO habe die Farbe gewechselt, etwas wie eine >Rampe< sei ausgefahren worden. Zwei fremde Wesen mit übergroßen Augen, kleinen Nasenlöchern und einem kleinen Mund hätten ihm aus dem Wagen geholfen. Er habe Angst verspürt und sei dennoch entspannt gewesen. Die Fremden führten Barney die >Rampe< hinauf zu einer sehr seltsam aussehenden Tür. Jetzt habe er die Augen geschlossen, und einer der Fremden habe in stark akzentuiertem Englisch gesagt, er müsse keine Angst haben, es geschehe ihm nichts. Auch im Innern des UFOs hielt er die Augen geschlossen. Barney fühlte, wie die Wesen ihn abtasteten, ein Finger glitt sein Rückgrat hinunter. Er wurde auf einen Tisch (Brett? Schragen?) gelegt und immer wieder umgedreht. Er hörte, wie mehrere Wesen in den Raum kamen und sich in fremdartigen Lauten unterhielten. Jemand griff in seinen Mund, Barneys Kiefer wurde auseinandergedrückt, seine Zahnprothese herausgenommen. Eine fremde Hand ergriff Barneys Arm und raspelte mit einem Gegenstand an der Haut. Seine Kopfhare wurden durchwühlt, seine Ohren, Augen und Fingerspitzen abgetastet. Man berührte seinen Bauchnabel, seine Genitalien und führte gar eine feine Nadel in seinen Unterleib.

Dann spürte er, wie jemand versuchte, ihm die Schuhe wieder anzuziehen, und Barney kletterte vom Untersuchungstisch. »Ich war sehr erleichtert, denn ich wußte, es war vorbei [118].« Zwei Fremde führten ihn die Rampe hinunter, endlich, in der frischen Nachtluft, öffnete Barney die Augen. Am Ende eines Sträßchens sah er sein Auto, die Lichter waren aus, und Barney erinnerte sich, daß er sie brennen gelassen hatte. Völlig verstört öffnete er die Wagentür, setzte sich auf den Schraubenschlüssel für den Radwechsel, der vorher nicht auf dem Sitz gelegen hatte. Er wunderte sich, nahm den Schraubenschlüssel und deponierte ihn auf dem Boden. Dann sah er durch die Frontscheibe, wie Betty das Sträßchen hinunter marschierte. Sie lief um den Wagen herum, öffnete die Tür und setzte sich neben ihn.

Betty Hill erinnerte sich unter Hypnose, daß nur eines der Wesen gesprochen habe, und zwar mit einem fremden Akzent, dennoch aber sehr kurz angebunden und zielgerichtet. »Da war eine Rampe, sie führten Barney an mir vorbei die Rampe hinauf. Ich sagte: >Was tut Ihr mit Barney, bringt ihn zu mir<.« Das Wesen mit dem akzentuierten Englisch habe zurückgefragt: »Ist sein Name Barney?« Dann habe er erklärt, sie könnten nicht gleichzeitig in den Raum gehen, sonst würde es zu lange dauern. Barney würde sich wohl fühlen, und wenn die Untersuchung abgeschlossen sei, könnten sie beide wieder zu ihrem Wagen zurück. Betty sagte, sie habe zugesehen, wie Barney mit geschlossenen Augen in den einen Raum geführt worden sei. Später habe man sie geholt und auf einen bequemen, weißen Stuhl gesetzt. Mehrere der fremden Wesen kamen herein und betrachteten sie von allen Seiten. Die Haut der Wesen sei gräulich gewesen, der Befehlshaber habe etwas wie schwarzes, glänzendes Leder getragen und eine schwarze Kopfbedeckung. Betty fürchtete sich vor den Augen der Fremden. Sie waren überdurchschnittlich groß und rabenschwarz. Betty Hill sprach auf mein Tonband:

»Der Raum war rund und erinnerte mich an einen Pfannkuchen oder eine Hochzeitstorte mit einem wuchtigen Tragpfeiler in der Mitte. Das Wesen, das englisch sprach, kam hinzu und noch ein anderes mit einem eigenartigen Gerät in den Händen. Ich dachte, es sei eine Art von Fotoapparat mit übergroßer Linse. Ich glaubte sogar, sie wollten mich fotografieren. Dann nahm derjenige, den ich jetzt als >Arzt< bezeichne, eine Art von Brieföffner und kratzte mich damit am Arm. Dann war da noch etwas wie durchsichtiges Cellophan, und sie schubsten die Partikel von meiner Haut in dieses Cellophan.«

Betty erinnerte sich weiter, man habe sie auf einen Untersuchungstisch gelegt, und der >Arzt< habe eine sehr dünne Nadel in ihren Bauchnabel geschoben. Das habe weh getan, und sie habe geweint, worauf ihr der Befehlshaber seine Hand vor die Augen gelegt, und der Schmerz augenblicklich aufgehört habe. Die Wesen hätten untereinander diskutiert, sie könne nicht sagen, wie lange.

Endlich hätten die Wesen den Raum verlassen, nur derjenige, der Englisch sprach, sei geblieben. Sie habe begriffen, daß die Untersuchung vorüber sei und sich sehr erleichtert gefühlt. Mutiger geworden, sagte Betty dem Wesen, wenn sie zu Hause berichteten, was sie erlebt hätten, würde ihnen kein Mensch glauben, solange sie keinen Beweis mitbringe. Der Fremde habe lächelnd gefragt, was sie denn haben möchte, und Betty zeigte auf eine kleine Tafel oder Buchdeckel mit eigenartigen Schriftzeichen. Da sei der >Arzt< wieder hereingekommen mit Barneys Prothese in den Fingern. Erfolglos versuchte er, auch Bettys Zähne herauszunehmen, was nicht klappte, denn ihre Zähne waren noch echt.

Am Ende erkundigte sich Betty bei dem Englischsprechenden, woher sie kämen, und der zeigte ihr eine dreidimensionale Sternenkarte mit vielen Punkten und leuchtenden Kugeln, von denen einige durch verschiedenartige Striche untereinander verbunden waren. Der Fremde ließ Betty wissen, auch unsere Sonne sei Bestandteil dieses Systems, doch Betty hatte keine Ahnung, wo sie suchen könnte. Der ET meinte etwas sarkastisch, es sei witzlos, ihr zu zeigen, woher er komme, wenn sie, Betty, nicht wisse, welche Position ihre eigene Sonne einnehme. Betty betrachtete das Punktegewirr auf der Sternkarte und wollte wissen, was denn die größeren und kleineren Kugeln bedeuteten, die durch Linien untereinander verbunden seien. Eher hochnäsig antwortete der Fremde, die dickeren Linien seien Handelsrouten, die dünneren markierten Forschungsplaneten.

Dann diskutierten die Fremden wieder untereinander, bis der Englischsprechende Betty kurz mitteilte, sie müsse alles vergessen. Betty wurde trotzig, heulte und sagte, sie könnte niemals vergessen, was geschehen sei. Zudem gebe es viel bedeutungsvollere Menschen als sie selbst. Sie würde sich anbieten, derartige Kontakte herzustellen. Die Fremden gingen nicht darauf ein. Betty wurde aus dem UFO auf die Straße geführt, sah ihren Wagen im Mondlicht und marschierte darauf zu.

Soweit die wesentlichen Züge aus dem Erlebnis von Barney und Betty Hill. Der Fall hat in den sechziger und Anfang der siebziger Jahre große Wellen geschlagen, eine Kontroverse entzündete sich. Nach Veröffentlichung des Buches von John Fuller [145] waren die Hills in vielen TVTalkshows zu sehen. Sie ließen sich hypnotisieren und ins Kreuzverhör nehmen und wiederholten doch immer nur dasselbe.

Die Analyse

Nach dreißigjähriger Distanz zum Ereignis scheint für den gesunden Menschenverstand mehr gegen die Schilderungen des Ehepaars Hill zu sprechen als dafür. Hier die vernünftigsten Kontras:

1. Das Ganze war ein ausgekochter, von den Hills abgesprochener Schwindel, um sich ins Gespräch zu bringen. Das Motiv war Wichtigtuerei. Hinaus aus dem grauen Alltag und hinein in die Schlagzeilen.

2. Betty litt an Alpträumen. Sie berichtete Barney solange davon, bis die Geschichte zu seiner eigenen verschmolz.

3. Die angeblichen ETs waren menschenähnlich und konnten den irdischen Sauerstoff ohne Masken atmen. Sie fürchteten sich weder vor unseren Bakterien noch Viren.

4. Die ETs trugen eine Art von Uniform. Das spricht wenn schon! - für eine irdische Mannschaft.

5. Die außerirdische Medizin war total unterentwickelt. Echte ETs würden sicher moderneres Untersuchungsgerät einsetzen als lange Nadeln und billige Hautschaber.

6. In der Nacht vom 19. auf den 20. September 1961 sind in jenem geographischen Raum keine anderen UFO-Sichtungen bekanntgeworden.

7. Die Beschreibung des UFOs und deren Insassen deckt sich nicht mit den Beschreibungen von Augenzeugen anderer UFO-Fälle.

8. Die Hills konnten keinerlei objektive Beweise für ihr Erlebnis vorzeigen.

Also alles Humbug? Nichts als Lug und Trug oder bestenfalls Sinnestäuschungen? Das Strickmuster der Anti-UFO-Lobby ist immer gleich gehäkelt. Man findet zwei, drei Negativpunkte und Widersprüche, stößt einen Seufzer aus und läßt das Ganze liegen.

Ach-wie intelligent sind wir doch! Keine Spur von Gedankentiefe oder ernstem Willen, das Phänomen überhaupt von verschiedenen Blickwinkeln angehen zu wollen. Wie sagte der Erstkläßler zum Lehrer? »Ich weiß, daß zwei und zwei x-ier ist, aber ich will wissen, warum!«

Ich wollte auch wissen, warum. Wie kommt ein unbescholtenes Ehepaar dazu, faustdicke Lügen zu erzählen? Sie mußten doch erkennen, daß ihr Verhalten unentschuldig war. Spätestens zum Zeitpunkt, als die Hypnosesitzungen begannen, würde ihr Schwindel auffliegen müssen. Wie konnten sie eine abgesprochene Story selbst dann noch durchziehen, als der kritische Journalist John G. Fuller sich daranmachte, über das Hill-Erlebnis für ein Buch zu recherchieren? Als Prof. Dr. Allan Hynek - und viele andere Persönlichkeiten! - sie ins Kreuzverhör nahmen? Spätestens zu diesem Zeitpunkt mußte dem Ehepaar Hill doch sternenklar werden, daß sie durch ihr hartnäckiges Lügen die Öffentlichkeit bewußt irreführten. Unter der heutigen Lupe bekommt der Hill-Fall eine andere Perspektive. Der Reihe nach:

1. Die Lügenstory. Barney Hill war ein eingefleischter Anti-UFO-Mensch, einer von den Typen, die nichts von diesem Hokusfokus wissen wollten. Neben seinem Postberuf war er Mitglied der Gouverneurskommission für Bürgerrechte in New Hampshire. Auch Betty stand als gelernte Sozialhelferin in Staatsdiensten. Sie besaß einen »Master's degree«. Das Ehepaar war alles andere als einsam, sie brauchten keinen Rummel, und sowohl ihre persönliche Bescheidenheit wie ihr Charakter waren mit einem derart abgesprochenen Lügengewebe nicht unter einen Hut zu bringen.

2. Die Alpträume. Daran litten sowohl Betty wie Barney erst nach dem UFO-Erlebnis. Dr. Simon, der das Ehepaar über Monate untersuchte und hypnotisierte, schloß sowohl ein Lügengespinst als auch Halluzinationen und gemeinsame Alpträume aus.

3. Die Menschenähnlichkeit der ETs. Dazu einige grundsätzliche Bemerkungen: Die hohe statistische Wahrscheinlichkeit für intelligentes Leben im Weltall wird heute kaum noch ernsthaft bezweifelt. Nur sind viele Laien der Meinung, außerirdisches Leben müsse sich völlig anders entwickelt haben als bei uns. »Die Evolution spielt ihr Spiel nicht zweimal [149].« Das ist richtig und falsch zugleich. Im Universum mag es Lebensformen geben, die wir uns in der kühnsten Phantasie nicht einmal vorstellen können. Lebensformen vielleicht, die gasförmig sind oder kristalline Strukturen aufweisen. Intelligente Arten, die uns wie Geister erscheinen und nichts mit unserem biologischen Aufbau gemeinsam haben.

Auf Planeten hingegen, die ähnliche präbiotische Bedingungen aufweisen wie die Erde, wird es nach einer langen Evolutionskette auch menschenähnliche Wesen geben, weil die Evolution ganze Serien von zwingenden Formen kennt. So ist die Entwicklung von ehemals amphibischen zu terrestrischen Lebensformen nicht zufällig. Zur Flucht auf festem Grund braucht man nun einmal andere Gliedmaßen, als sie Fische haben. Diese Gesetze zur »Änderung des Fahrgestells« gelten nicht nur für die Erde. Bei sämtlichen terrestrischen Tieren liegt die »Apparatur« für die Nahrungsaufnahme vorne, die für die Ausscheidungen hinten. Alle wichtigen Sinnesorgane und Greifwerkzeuge sind an der »Vorderfront« angesiedelt; man muß ja riechen und erkennen, was man packt. Auch der Sitz der grauen Zellen, denen wir wie die Tiere unser Denkvermögen verdanken, liegt immer in nächster Nähe der Augen.

Prof. Dr. Roland Puccetti, der sich jahrelang mit diesem Themenkreis auseinandersetzte und Hunderte von Evolutionsbeispielen heranzog, kam am Ende eines aufregenden Buches zu folgender Bilanz [150]:

»Meine Schlußfolgerung ist ganz einfach die, daß intelligente, außerirdische Wesen im ganzen Kosmos dem Homo sapiens in großem Maße ähnlich sein müssen.«

Puccetti steht nicht allein mit seiner Ansicht. Die modernen SETI-Denker gelangen mehr und mehr zur selben Überzeugung [151, 152]. (SETI ist ein wissenschaftlicher Begriff und bedeutet: Search for Extraterrestrial Intelligence.)

Dabei ist es belanglos, ob sich das Leben auf der Erde selbst entwickelte oder durch kosmischen Staub zu uns gelangte, wie Nobelpreisträger Francis Crick formulierte [153]. In beiden Varianten entsteht auf erdähnlichen Planeten am Ende ein menschenähnliches Wesen. Sir Fred Hoyle, weltberühmter Astrophysiker aus England, postulierte sogar, der Mensch sei nichts anderes als das Wiederauftauchen einer früheren Lebensform aus dem Universum. Jene unbekannte Lebensform habe ihr eigenes genetisches Material in eine Art von »Baukasten« [129, 154] zerlegt und die »Bausteine« oder das genetische Material kann auf erdähnlichen Planeten nur in der vorher festgelegten Weise aufgehen. Die Wissenschaftsautoren Viktor Farkas und Peter Krassa gingen noch einen Schritt weiter. In ihrem Sachbuch Lasset uns Menschen machen belegten sie aus einer Kombination von mythologischen Überlieferungen und moderner Gentechnik, daß Außerirdische den genetischen Code des primitiven Vormenschen nach ihrem Ebenbild abgeändert haben könnten [155].

Damit sind menschenähnliche Außerirdische keine Seltenheit mehr, sie sind sozusagen die Norm.

4. Waren die Außerirdischen irdisch? Seit 20 Jahren geistern durch die UFO-Literatur Broschüren und Traktätchen, in denen Schlaumeier ihrer naiven Kundschaft einreden wollen,

UFOs seien irdische Produkte und ursprünglich sogar von den Nazis entwickelt worden. Als Supergeheimprojekt - versteht sich [156]. Diese Pseudoliteratur ist derart dümmlich, daß ich mich weigere, darauf einzugehen. Wenn die Mannschaft, welche das Ehepaar Hill untersuchte, aus Menschen bestanden hätte, hätte sich jede Untersuchung erübrigt. Menschen kennen Menschen.

5. War die außerirdische Medizin unterentwickelt? Woher wollen wir das wissen? Wir ahnen nicht, durch welche Geräte die Hills analysiert wurden. Eine Nadel, durch die Bauchdecke geschoben, kann andere Funktionen haben als nur die unserer Nadel. Der >Anführer< in Betty Hills Bericht brauchte bloß seine Hand vor ihre Augen zu halten, und sie war augenblicklich schmerzfrei. Können wir das?

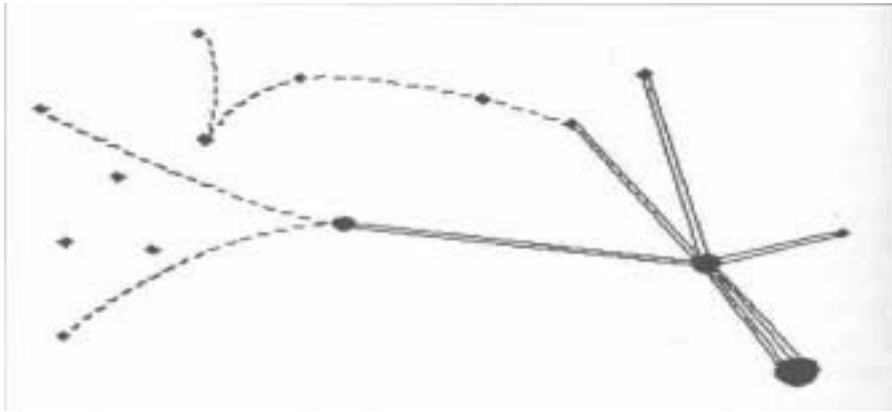
6. Keine anderen UFO-Sichtungen in jener Nacht. Hat jemand Ausschau gehalten? Sichtungen nicht weitergeleitet? Zudem sind in vorgeschichtlicher Zeit Raumschiffe der Götter beschrieben worden, »die sich unsichtbar machen« konnten. Selbst unsere Militärtechnologie kennt den »unsichtbaren Bomber«.

7. Die UFO- und Insassenbeschreibung deckte sich nicht mit anderen Aussagen. Wen stört's? Unter der Besatzung und den Passagieren eines Ozeandampfers werden sich verschiedene Rassen finden. Schwarze, Weiße, Gelbe und womöglich ein Nachfahre der Sioux-Indianer. Vielleicht gehört zur Bordunterhaltung ein Liliputaner, und der Orchesterchef mißt 2.10 Meter. Es wird dicke und dünne Besatzungsmitglieder geben, und insbesondere die Passagiere kleiden sich in den verrücktesten Moden. Und jetzt stelle man sich einen echten Aborigine aus Australien vor, einen, der noch vor 100 Jahren lebte, und lade ihn zu einer kurzen Bordbesichtigung ein. Wie wird er seinen Stammesangehörigen die seltsamen Wesen an Bord des Zauberschiffes beschreiben? Kapiert? »Viele Leute glauben, daß sie denken, auch wenn sie nur ihre Vorurteile neu ordnen« (William James, amerikanischer Philosoph, 1842-1910). Vor mir liegt das neueste UFO-Magazin aus Frankreich [157]. Darin werden exakt 122 - in .Worten: einhundertzweiundzwanzig~ - verschiedene UFO-Typen zeichnerisch dargestellt und beschrieben. Wer mag sich auf einen Typ festlegen? Unsere Militärtechnologie kennt doch auch die unterschiedlichsten Flugzeugtypen.

8. Es fehlen objektive Beweise. Das Ehepaar Hill hatte nichts in den Händen. Also doch alles nur Humbug und Einbildung, Wichtigtuerei und Scharlatanerie derjenige die versuchen, der Angelegenheit etwas Außerirdisches anzudichten? Oder ist uns irgend etwas Entscheidendes entgangen? Aufgepaßt - jetzt kommt's!

Das Goldstück im Kopf

In ihren Aussagen hatte Betty behauptet, einer der ETs habe ihr eine »Sternenkarte« mit vielen Punkten gezeigt. Unter der Sternansammlung bemerkte sie 15 kleinere und größere Kugeln, die durch unterschiedliche Linien miteinander verbunden waren. Unter Hypnose präziserte Betty, die Sternenkarte sei »dreidimensional« gewesen und es sei ihr vorgekommen, als ob sie »durch ein Fenster blicke« [120]. Die Kugeln erschienen »rötlich und leuchteten«. Trotz der dreidimensionalen Sicht war die Sternenkarte »flach«. Wer schon ein Hologrammbild betrachtet hat, weiß, was gemeint ist.



Betty schätzte die Sternenkarte auf »drei Fuß Breite und zwei Fuß Höhe« [158]. Sie selbst stand zirka 90 Zentimeter von der Karte entfernt und veränderte ihre eigene Position nicht. Hätte sie dies getan, so hätte sie-holographisch-den Kartenausschnitt aus einer anderen Perspektive gesehen. Die aufmerksame Beobachterin bemerkte keinerlei Sternenansammlung wie etwa unsere Milchstraße. Immerhin prägte sie sich die durch Linien verbundenen Glimmerkügelchen ein, wobei zwei Bilder besonders in ihrem Gedächtnis haften blieben: ein gleichschenkliges Dreieck am linken unteren Bildrand und zwei größere hintereinanderliegende Kugeln, die durch mehrere Stränge untereinander verkoppelt waren. Betty [159]: »Es gab keinerlei eingezeichnete Koordinaten und auch keine Rasteraufgliederung.« Einer der ETs informierte Betty, unsere Sonne sei Bestandteil des durch Linien verbundenen Systems, doch Betty wußte nicht, welche der Kugeln unsere Sonne darstellte.

Später zeichnete Betty unter posthypnotischem Einfluß die Sternenkarte mehrmals, wobei jedesmal dieselbe Skizze herauskam. Dies geschah im Frühjahr 1964. Das Datum sollten wir uns merken.

Läßt sich mit den wenigen Aussagen und der vagen Zeichnung von Betty Hill etwas Vernünftiges anfangen? Wo soll man beginnen?

Ich tippe diese Zeilen am Swimmingpool eines Hotels. Im Umkreis von 500 Metern stehen schätzungsweise 80 Sonnenschirme, und weil es bewölkt ist, sind alle Schirme eingeklappt. Die Schirme stehen nicht in gleichmäßigen Abständen zueinander. Mal sind sie in Gruppen geordnet, dann auseinandergezogen, dann wiederum reihen sich mehrere Schirme hintereinander wie an einer Perlenschnur. Alle Schirme tragen an der Spitze je einen verschiedenfarbigen Wimpel. Von meinem Standpunkt aus ergeben die Wimpel ein unregelmäßiges Muster, das bei längerer Betrachtung sogar vertraut wirkt. Sowie ich mich erhebe und meinen Standort um nur wenige Meter verschiebe, ändert sich das vertraute Muster schlagartig. Jeder Positionswechsel zeigt neue Wimpelkombinationen. Kein Sonnenschirm hat sich gerührt - nur ich. Und stelle ich mich in die Mitte der farbenprächtigen Ansammlung, so sieht die Komposition rings um mich nochmals anders aus.

Ähnlich verhält es sich mit Betty Hills dreidimensionaler Karte. Aus welchem Blickwinkel man immer herangeht, stets zeigt sich ein verändertes Muster. Könnte man den zufälligen Standort meiner Sonnenschirme auf Betty Hills Sternenkarte übertragen?

Das Experiment würde vielleicht klappen, wenn ich von den 80 Sonnenschirmen 65 wegnehme und nur gerade diejenigen übriglasse, welche in etwa der Gestirnskonstellation auf Betty Hills Karte entsprechen. Das wäre natürlich unredlich. Es sei denn, die 65 zur

Entfernung bestimmten Schirme würden nach vorher festgelegten Kriterien weggetragen. Welche Kriterien wären zulässig? Was würde mich berechtigen, entweder alle Sonnenschirme mit blauen oder alle mit grünen und gelben Wimpeln vom Swimmingpool zu entfernen?

Erinnern wir uns an drei entscheidende Hilfen, die Betty Hill lieferte:

1. Unsere Sonne ist Bestandteil des durch Linien markierten Systems.
2. Die zwei hintereinanderliegenden Kugeln auf Bettys Sternenkarte, welche durch mehrere Linien verbunden waren, sind - nach Aussage des ETs - Handelsrouten.
3. Die Außerirdischen waren menschenähnlich.

Es ist wie bei einer algebraischen Gleichung mit mehreren Unbekannten. Mit wenigen Angaben und viel Scharfsinn läßt sich ein präzises Resultat errechnen. Auf der Sternenkarte von Betty Hill markiert einer der durch Linien verbundenen Punkte unsere Sonne. Man suche den größten Abstand zwischen zwei Punkten auf der Hill-Karte. Er muß - mindestens! - genauso groß sein wie der Abstand von unserer Sonne zum nächsten Fixstern. Weshalb?

Der nächste Stern von unserer Sonne ist Proxima Centauri. Das ist ein schwacher Begleiter von Alpha Centauri. Proxima liegt 4.2 Lichtjahre von uns entfernt, Alpha Zentauri 4.3 Lichtjahre. Insgesamt gibt es gerade acht Sterne, die weniger als zehn Lichtjahre von der Erde entfernt sind. Wenn unsere Sonne Bestandteil von Betty Hills Sternenkarte ist, dann kann der nächste Punkt logischerweise nicht näher als 4.3 Lichtjahre liegen, denn es gibt keinen näherliegenden Stern.

Damit ist eine der Unbekannten gelöst: die kleinste, überhaupt mögliche Distanz von Punkt zu Punkt auf Bettys Karte beträgt 4.3 Lichtjahre. Nun multipliziert man diese »kleinste Distanz« auf die gesamte Ausdehnung von Bettys Sternenzeichnung und erkennt, daß die größte Distanz vom Punkt links zum Punkt rechts im besten Falle 55 Lichtjahre betragen kann. Der Ausschnitt der Sternenkarte, die Betty zu Gesicht bekam, muß innerhalb von 55 Lichtjahren zur Sonne liegen. Logo?

In einem Radius von 55 Lichtjahren leuchten rund tausend Sterne. Davon sind ein Prozent Riesen und acht Prozent Zwerge. Diese Riesen- und Zwergsterne dürfen aus der Ansammlung entfernt werden, weil sie weder Bestandteil von »Handelsrouten« noch »Forschungsplaneten« sein können. Welche zusätzlichen Sterne im Umkreis von 55 Lichtjahren scheiden aus?

Astronomen klassifizieren die Sterne nach Helligkeit, Größe, Masse, Lebensdauer etc. und teilen ihnen bestimmte Buchstaben und Zahlen zu. Das beginnt bei A-0, A-1, A-2 usw. und führt über die B-Typen bis zur M-Klassifikation. Unsere Sonne ist ein G-2-Typ mit einer geschätzten Lebensdauer von elf Billionen Jahren. Erinnern wir uns: Die geschilderten ETs waren menschenähnlich. Dies bedeutet, ihre Heimatsonne kann nicht total verschieden sein im Vergleich zu unserer Sonne, sonst hätte sich menschenähnliches Leben nicht entwickeln können. Die irdische Lebensform könnte auf hypothetischen Planetensystemen, die um rote Riesen, weiße Zwerge oder Doppelgestirne kreisen, nicht überleben.

Nehmen wir an, die Menschheit wäre in der Lage, unser gesamtes Sonnensystem mit Raumschiffen anzufliegen. Wohin würden wir uns wenden? Zum Merkur? Völlig unmöglich! Merkur liegt im Durchschnitt 58 Millionen Kilometer von der Sonne entfernt. Die Erde - zum Vergleich 149,5 Millionen Kilometer. Durch seine Sonnennähe ist Merkur ein Glutplanet.

Seine Masse beträgt gerade 0.056 der Erdmasse, sein Durchmesser beträgt lächerliche 5000 Kilometer. Was sollen wir auf dem Merkur? Wir würden verglühen und könnten selbst dann, wenn wir über glutfeste Raumanzüge verfügten, auf dem Merkur nichts tun. Also gestrichen von der Liste möglicher Raumfahrtziele in unserem Sonnensystem.

Zur Venus? Obschon sowjetische Sonden auf der Venus Gebirge ausgemessen haben und die Venus von einer undurchdringlichen Wolkenschicht umgeben ist, herrschen dort Oberflächentemperaturen von über 400° Celsius. Was sollen wir da? Verdampfen? Der nächste Kandidat ist Mars. Er liegt durchschnittlich 228 Millionen Kilometer von der Sonne entfernt, ein »Marstag« hat 24 Stunden, 37 Minuten und 23 Sekunden irdischer Zeit. Ein »Marsjahr« dauert 687 Erdentage. Die Marsatmosphäre ist sehr dünn und besteht hauptsächlich aus Kohlendioxydgas. Der Druck am Marsboden wurde von den amerikanischen MARINER-Sonden mit sechs Millibar gemessen [160]. Dies entspricht etwa dem Druck auf der Erde in 30 500 Metern Höhe.

Trotz dieser Widerwärtigkeiten ist Mars der erdähnlichste Planet unseres Sonnensystems und ein lohnendes Raumfahrtziel. Zwar müßten wir uns wie auf dem Mond in Raumanzügen bewegen, doch könnten wir Kuppeln errichten und in abgedichteten Marskratern in einer künstlichen Sauerstoffatmosphäre leben. Es ist sogar errechnet worden, den Mars durch »Abblasen von Blaualgen« bewohnbar zu machen [161]. Diese Blaualgen haben die phänomenale Eigenschaft, sich rasend zu vermehren und dabei als Nebenprodukt Sauerstoff zu produzieren. Bevor dies geschehen könnte, müßte allerdings die Marstemperatur erhöht werden. Die Fachleute sind der Meinung, selbst dies sei machbar.

Der folgende »Planet« in unserem Sonnensystem ist kein Planet, sondern eine Ansammlung von einigen hunderttausend Planetoiden: der Asteroidengürtel zwischen Mars und Jupiter. Lohnende Raumfahrtziele sind die Asteroiden nur zum Abbau von Rohstoffen.

Jupiter, der folgende Planet, ist ein Gigant mit einer durchschnittlichen Entfernung von 779 Millionen Kilometer zur Sonne. Seine Masse beträgt das 318fache der Erdmasse, die Atmosphäre besteht vorwiegend aus Ammoniak und Methan, und die höchste Oberflächentemperatur beträgt gerade 133° unter Null. Wir könnten selbst in Raumanzügen auf dem Jupiter nicht überleben. Wir würden gleich zu Brei zerquetscht.

Alle anderen Planeten unseres Sonnensystems liegen noch weiter weg von der Sonne. Wir dürfen sie schon von den Temperaturen her ohne Skrupel als Raumfahrtziele ausschließen.

Demnach gibt es im gesamten Sonnensystem gerade zwei mögliche Ziele für eine bemannte Raumfahrt: Mond und Mars. Wobei wir uns an beiden Orten nur in Raumanzügen bewegen können. Wir Menschen suchen sinnvolle Raumfahrtziele. Wir wollen am Zielort überleben und aktiv bleiben. Außerirdische, menschenähnliche Wesen denken und analysieren genauso. Sie haben keine andere Wahl.

Wie viele lohnende Ziele gibt es im Umkreis von 55 Lichtjahren? Wieviele Sonnen, die in ihrer Kategorie nicht allzu grob von unserer Sonne abweichen? Es sind rund 50. Alle anderen »Sonnenschirme« an meinem Swimmingpool darf ich wegschmeißen. Sie scheiden wegen ihrer Größe oder Leuchtkraft aus.

Mit zwingender Logik

Dieselben Gedanken machte sich im Sommer 1969 Frau Marjorie Fish, eine Oberlehrerin und Amateurastronomin aus Columbus im US-Staat Ohio. Frau Fish ist Mitglied der Mensa International, das ist dieser exklusive Club, der nur Leute mit einem Intelligenzquotienten von mindestens 140 aufnimmt [162]. Frau Fish hatte in einer Zeitschrift die Sternenskizze von Betty Hill gesehen und sich gefragt, mit welchem Schlüssel sich dieses Rätsel knacken ließe. Am 4. August 1969 trafen sich Betty Hill und Marjorie Fish. Anschließend nahm Frau Fish einen große Sternenkatalog, von denen es mehrere und ausgezeichnete gilt, und stellte einige »Spielregeln« auf:

a) Auf Bettys Sternenkarte waren »Handelsrouten und Forschungsrouten« eingezeichnet. ETs würden auf ihren Wegen durch's All bestimmten Gesetzen folgen. Man fliegt nicht auf Anhieb 50 Lichtjahre von zu Hause weg, um erst später die näherliegenden Sonnensysteme zu erforschen. b) Riesensterne, weiße Zwerge und sehr junge Sterne ohne Lebensmöglichkeit würden nicht angeflogen. c) Wer einen bestimmten Sternentyp ansteuert, zeigt Interesse an diesem Sternentyp. Es wäre unlogisch, beispielsweise an vier roten Riesen vorbeizufliegen und erst beim fünften Stern zu landen. d) Da die Hill-Sternenkarte nur 15 Punkte zeigt und eine davon unsere Sonne ist, mißt die gesamte Karte bestenfalls einen Ausschnitt von 55 Lichtjahren. e) Weil die ETs unser Sonnensystem anfliegen und selbst menschenähnlich waren, muß ihr Heimatsystem innerhalb der Bandbreite liegen, die menschenähnliches Leben überhaupt zuläßt. Das betrifft alle Sternklassen der Typen F-8 bis maximal K-5. (Neuerdings neigen Exobiologen dazu, menschenähnliche Lebensformen höchstens bis zur K-1 Klasse zuzulassen). Nochmals: Unsere Sonne ist ein G-2-Typ und liegt innerhalb der Bandbreite von F-8 bis K-5. f) Auf Bettys Sternenkarte lagen zwei große Kugeln hintereinander und waren durch mehrere Linien verbunden. Es ist anzunehmen, daß einer der beiden das Heimatsystem der Fremden darstellt. Mit diesen Voraussetzungen im Kopf eliminierte Frau Fish immer mehr Sterne im Umkreis von 55 Lichtjahren. Aus den übriggebliebenen Punkten baute sie sechs veritable Modelle, und siehe da - die Nuß war geknackt! Alles stimmte: die Abstände der Sterne untereinander, das gesamte Sternbild in dreidimensionaler Sicht, die drei Sterne

im gleichschenkligen Dreieck unten rechts, und die beiden hintereinanderliegenden »Hauptsterne«, welche durch mehrere Linien verbunden waren. Der Zufall war ausmanövriert. Betty Hill, die astronomisch völlig ungeschulte Lady, hatte aus ihrem schrecklichen Erlebnis ein echtes Goldstückchen in Erinnerung behalten. Versessen darauf, wenigstens »etwas« von den Außerirdischen mitzunehmen, hatte sie sich die dreidimensionale Karte des ET eingeprägt und unter Hypnose absolut korrekt skizziert. Hier sind sie, die eindeutig identifizierten Sterne. (In der nachfolgenden Liste taucht mehrfach das Wort »Gliese« auf. Dies bezieht sich auf den berühmten Sternenkatalog des Astronomen Wilhelm Gliese, der die betreffenden Sterne registrierte [163].)

Name Klassifikation

- 1 Zeta 2 Reticuli G-1
- 2 Zeta 1 Reticuli G-2
- 3 82 Eridani G-5
- 4 Sonne G-2
- 5 Tau Ceti G-8
- 6 107 Piscium K-10
- 7 54 Piscium K-0

- 8 Gliese 67 G-2
- 9 Tau 1 Eridani F-6
- 10 Kappa Fornacis G-1
- 11 Gliese 95 G-5
- 12 Gliese 86.1 K-2
- 13 Gliese 59 K-0
- 14 Gliese 86 K-0
- 15 Alpha Mensae G-5

Alle aufgezählten Sterne liegen im Umkreis von 55 Lichtjahren von der Erde, und alle liegen innerhalb der Klassifizierung für menschenähnliches Leben. Betty Hill hatte »unten links« eine Sternkombination von einem gleichschenkligen Dreieck eingezeichnet. Diese Sterne wurden erstmals im »Gliese-Sternenkatalog« von 1969 veröffentlicht. Vor 1969 wußte außer dem Astronomen Wilhelm Gliese und wenigen Kapazitäten aus der Astronomie kein Mensch etwas von dieser Dreieckskombination. Betty Hill-erinnern Sie sich hatte ihre Karte 1964 gezeichnet. Fünf Jahre vor der Publikation des »Gliese-Kataloges«. Dazu Prof. Dr. Allan Hynek [164]:

»Das alles ist faszinierend und unerklärlich. Kein Astronom der Welt hat zwischen 1961 und 1964 von jenem Dreieck gewußt, das Betty Hill unter Hypnose als eine geometrische Sternposition zeichnete.« Frau Marjorie Fish brachte ihre endgültige Lösung der Hill-Sternkarte zu Prof. Dr. Walter Mitchell, Astronom an der Ohio State University in Columbus (USA). Gemeinsam mit seinen Studenten fütterte Prof. Mitchell den Computer mit den Daten des Fish-Modells. Mit Hilfe des Elektronengehirns ließ sich das Fish-Modell aus allen nur denkbaren Perspektiven betrachten. Es gab keinen Zweifel. Betty Hills Sternenskizze zeigte einen 55 Lichtjahre umfassenden Ausschnitt des Fixsternhimmels, wie er von einem Planeten der Systeme »Zeta 1 und 2 Reticuli« aus gesehen wird. Dies sind exakt die beiden Sterne, welche auf der Hill-Skizze hintereinander liegen und durch mehrere Striche verbunden sind. In den Jahren 1973 und 74 machten sich andere Astronomen wie Frank B. Salisbury von der University of Utah oder David R. Saunders von der University of Chicago - unabhängig voneinander - an die Hillkarte. Mit sehr winzigen Abweichungen war das Resultat stets identisch mit dem Modell von Frau Marjorie Fish.

Damit kennen wir die Heimatbasis der Außerirdischen, die Betty und Barney Hill in der Nacht vom 19. auf den 20. September 1961 in ihr Raumschiff holten. Die Sterne »Zeta 1 und 2 Reticuli«. Zeta 1 ist - wie unsere Sonne - ein »G-2« Stern, Zeta 2 weicht ganz wenig ab, er ist mit »G-1« klassifiziert. (Die Klassifizierungen können in den verschiedenen Sternenkatalogen um wenige Zahlen abweichen.) Das Zeta Reticuli-System liegt rund 37 Lichtjahre von uns entfernt. Für die moderne Astronomie und Exobiologie stehen beide Sterne seit langem an der Spitze der Kandidatenliste für Planetensysteme und menschenähnliches Leben. Noch Fragen? Ach ja, in verschiedenen Aufklärungsschriften las ich, der Fall Barney und Betty Hill sei jetzt geklärt: Bei dem gesichteten UFO habe es sich um den Planeten Jupiter gehandelt!

Sind alle bescheuert?

Am 14. Oktober 1990 veranstaltete der große US-Fernsehsender CBS eine Sendung aus Washington: UFO-Coverup-Life [128]. Während der Ausstrahlung wurden mehrere Augenzeugen von UFO-Erlebnissen befragt, es wurden Aussagen eingespielt, die unter Hypnose gefilmt worden waren, andere Zeugen berichteten, sie seien an Bord genommen und

untersucht worden. Es war eine dramatische und aufwühlende Sendung, nicht nur, weil die Bewohner des Städtchens Gulf Breeze in Florida zugeschaltet waren, von denen viele Stein und Bein schworen, mehrere UFOs über ihrem Ort beobachtet zu haben [165], sondern auch, weil ein pensionierter Geheimdienstmann schonungslos über

Nächste Doppelseite: Die enträtselte Sternenkarte von Betty Hill.

Link zu „Karte“

den »cover-up« - die Vertuschung - von Regierungsstellen Auskunft gab. Verständlicherweise durfte dieser Insider weder sein Gesicht zeigen noch seinen Namen nennen, geschweige denn seine Stimme hergeben. Er wurde anonym gefilmt, wie dies heute im Fernsehen oft mit Menschen geschieht, die ihre Identität nicht preisgeben können. Auch seine Stimme wurde verfälscht. Der Moderator versicherte den Zuschauern, die Identität des geheimnisvollen Mannes, der während der Sendung den Codenamen »Falcon« trug, sei hundertprozentig echt und überprüft.

»Falcon« behauptete im Verlaufe der Befragungen, höchste Stellen der US-Regierung wüßten längst Bescheid über die Außerirdischen, man habe mit ihnen gar so etwas wie ein »Stillhalteabkommen« getroffen: Ihr schockiert die Bewohner dieses Planeten nicht-und wir jagen euch nicht. Auf die Frage des Moderators, aus welchem Sektor der Galaxis denn diese ETs kämen, antwortete »Falcon« lapidar: »Von dem Sternensystem, das wir Zeta 1 und 2 Reticuli nennen.«

Während der Sendung war eine direkte Verbindung mit Moskau geschaltet. Im Zeichen von Glasnost versicherte der sowjetische Wissenschaftler Dr. Leonhard Nikishin, bei ihnen sei die Geheimhaltung genauso gehandhabt worden. Was mich aber am meisten in Bann zog, waren die Aussagen von Dr. Jesse Marcel und Paul Shartie. Unabhängig voneinander - die beiden kannten sich nicht - bestätigten sie den Absturz eines UFOs. Dr. Jesse Marcel ist der Sohn des gleichnamigen Luftwaffenoffiziers, der vor einigen Jahren verstorben ist. Vor der Kamera bezeugte er, er sei beim Ereignis zwölf Jahre alt gewesen, sein Vater habe damals einige kleinere Bruchstücke des UFOs, das unweit davon abgestürzt sei, nach Hause gebracht. Der Vater sei sehr aufgeregt gewesen und habe über den Absturz gesprochen. Am andern Morgen seien Air-Force-Leute gekommen und hätten die Objekte mitgenommen. Man sah sie nie wieder.

Paul Shartie bestätigte, Luftwaffenoffiziere hätten vom Ereignis einen kleinen Amateurfilm gedreht, der gleich vom Pentagon konfisziert worden sei. Bei derartig dramatischen Aussagen stößt unweigerlich

die Frage auf: Wer lügt hier eigentlich? Und weshalb? Wichtigtuerei und Geschäftemacherei sind die gängigste Antwort. Während der TV-Sendung kamen derart viele Augenzeugen zu Wort, auch Air-Force-Piloten, die ihre eigenen Erlebnisse schilderten, so daß im großen Topf der Lüge und der gegenseitigen Absprachen kein Platz mehr ist. Während der Sendung wurden Gratistelefonnummern eingeblendet und die Zuschauer aufgefordert, sich zu melden, wenn sie eine der folgenden Kategorien erfüllten:

1. Haben Sie schon eine UFO-Sichtung erlebt? (Man nennt das einen »close encounter of the first kind« - Begegnung der ersten Art.)

2. Haben Sie schon UFO-Landungen mit Begleiterscheinungen wahrgenommen? z. B. niedergedrückte Gräser, Bäume, verbrannte Erdstellen etc.? (»second kind«)
3. Sind Sie mit Außerirdischen zusammengekommen? Haben Sie die fremden Gestalten persönlich gesehen? (»third kind«)
4. Sind Sie von Außerirdischen mitgenommen, entführt, eventuell gar untersucht worden? (»forth kind«)
5. Gehören Sie zu keiner dieser Kategorien?
6. Verlangen Sie eine Untersuchungskommission der Regierung?

Während der Sendung meldeten sich über 800 Anrufer, eine große Zahl weiterer Anrufe konnte nicht entgegengenommen werden. Hier die Auswertung: 60% aller Anrufer hatten bereits UFOs beobachtet, 5% erlebten eine Begegnung der zweiten Art, 3% erlebten eine Begegnung der dritten Art, 4% erlebten eine Begegnung der vierten Art, 20% zählten zu keiner Kategorie, 8% waren unsicher, 87% aller Anrufer verlangten eine Untersuchungskommission der Regierung, 13% waren dagegen.

Zu diesen erschreckenden Bekenntnissen gesellen sich die unzähligen als top secret abgestempelten Dokumente, die im Laufe der vergangenen Jahre aus verschiedenen Quellen sprossen und an die Öffentlichkeit sickerten. Meine Kollegen Johannes von Buttlar und Michael Hesemann haben im deutschsprachigen Raum mehrfach darüber publiziert [166-169], und in der Englisch sprechenden Welt hielt Timothy Good dem verblüfften Publikum ein ganzes Bündel von als »geheim« klassifizierten Dokumenten unter die Nase [170]. Da sind die sogenannten »M-12« Papiere von 1952 (von: »Majestic 12«, einem Codenamen, unterzeichnet von hohen Militärs), die »PA« Dokumente von 1976 (von »Projekt Aquarius«) und sogar Militärpapiere aus dem Jahr 1989. Damals, am 7. Mai 1989, soll »80 Kilometer südlich der Grenze von Botswana in der Kalahari-Wüste« [167] in Südafrika ein weiteres UFO abgestürzt sein, das »einen zwölf Meter tiefen Krater von 150 Metern Durchmesser« hinterließ. Die Bruchstücke dieses UFOs sollen von der südafrikanischen Luftwaffe der amerikanischen Air-Force übergeben worden sein.

Sind wir eigentlich alle bescheuert oder werden wir von wissenden Regierungsstellen rabenschwarz angelogen? Noch vor sieben Jahren hätte ich diese Frage nicht aufgeworfen. Heute stellt sie sich, weil zu viele Informationen auf dem Tisch liegen und weil ich mich entschieden weigere, die Augen und Ohren zu verschließen, bloß weil der Großteil von ehrenwerten und vernünftigen Menschen über ETs lächelt oder weil eine sich taub und blind stellende AntiUFO-Lobby alles mit dem Kuckuck der Besserwisserei überklebt. Sind alle Top-secret-Dokumente, die in den vergangenen Jahren aus den Geheimarchiven diverser Dienststellen sickerten, Fälschungen?

Wer fälscht diese Papiere mitsamt den Unterschriften von Militärs und US-Präsidenten? Mit den »richtigen« Briefköpfen und »korrekten« Stempeln? Weshalb schweigen die betroffenen Dienststellen oder geben keine Dementis heraus? Politiker und Militärs sind doch sonst auch nicht zimperlich mit Richtigstellungen. Warum werden die vermeintlichen Fälscher nicht vor Gericht gezerrt? An den öffentlichen Pranger gestellt? Schließlich sind die Journalisten und Autoren, welche die Geheimpapiere dem Publikum zugänglich machen, bekannt. Welches miserables Spiel wird hier eigentlich getrieben? Wenn bestimmte Dienststellen tatsächlich über ETs und abgestürzte UFOs Bescheid wissen und ihren trüben, lichtscheuen Mantel der

Verschwiegenheit darüber stützen, dann darf dieses Verhalten als der größte, gezielte Menschheitsbetrug seit Jahrtausenden bezeichnet werden.

Man bedenke: Da bemühen sich integre Astronomen und Astrophysiker, Exobiologen und Radioastronomen, um herauszufinden, ob wir allein im Universum sind. Da werden weltweit Millionen von Dollars in radioastronomische und optische Teleskope, in astronomische Fakultäten und SETI-Projekte gepumpt. Da denken sich blitzgescheite Gelehrte Experimente aus, wie man außerirdisches Leben nachweisen könnte, und die NASA schickt entsprechend bestückte Satelliten ins Weltall - während ein kleiner Kreis von Uniformträgern die Antworten längst kennt und die Beweise unter Verschluss hält. Das Verhalten dieser Insidergruppe wäre ein Verbrechen an der Menschheit. Gott sei Dank gibt es auch Köpfe, die keinem Geheimzirkel angehören und die mit anderen Mitteln versuchen, die Frage nach intelligentem Leben im All zu beantworten.

Up, up and Away!

Im Jahre 1900 setzte die französische Akademie der Wissenschaften einen Preis von 100000 Francs für denjenigen aus, der zuerst eine Kommunikation mit einer fremden Welt zustandebringe. Ausgenommen von diesem Preis war damals unser Nachbarplanet Mars, denn die Wissenschaftler des Jahres 1900 dachten, es sei zu simpel, mit den Marsbewohnern in Kontakt zu treten. Inzwischen ist bewiesen: Auf dem Mars leben weder grüne Männchen noch andersgeartete ETs.

Die Begeisterung für die Suche nach außerirdischem Leben sank im Ersten Weltkrieg rapide. Dann, 1959, publizierten die beiden amerikanischen Naturwissenschaftler Dr. Philip Morrison und Dr. Giuseppe Cocconi in einem Artikel des Wissenschaftsmagazins Nature [171] den Vorschlag, eine interstellare Kommunikation mit Radiowellen im Bereich von 1 bis 10 GHz zu versuchen. »Die Wahrscheinlichkeit für einen Erfolg ist schwer zu schätzen«, meinte Philip Morrison damals, »aber die Erfolgsaussicht ist gleich null, wenn wir gar nicht suchen.« Damit war das SETI-Projekt geboren.

Zehn Jahre später, im Frühling 1970, realisierte der junge Radioastronom Dr. Frank Drake von der Cornell University den ersten praktischen Versuch. Das 25 Meter messende Radioteleskop von Green Bank in West Virginia wurde auf die Wellenlänge von 1.420 GHz eingestellt - das ist die sogenannte »Wasserstofflinie«. Kein künstlicher Piepser von außerhalb der Erde traf auf die Antennen. In den nachfolgenden Jahren sind insgesamt 48 Versuche unternommen worden, mittels Radiowellen Funksignale von ETs hereinzubekommen. Alle erfolglos. Die SETI-Wissenschaftler argumentieren, auch andere Zivilisationen im Universum müßten Radiowellen benutzen, um Funk und Fernsehsendungen zu verbreiten oder um von Raumschiff zu Raumschiff miteinander zu kommunizieren.

Kann - muß nicht sein. Vor hundert Jahren hätten die Buschneger in Afrika vielleicht argumentiert, auch andere Zivilisationen müßten sich mit Buschtrommeln verständigen. Und die alten Eidgenossen wären möglicherweise auf die Idee gekommen, eine schnellere Verbindung als Lichtsignale von Bergspitze zu Bergspitze sei unmöglich. Ich könnte mir vorstellen, daß eine telepathisch orientierte Gesellschaft überhaupt keine Funksignale braucht oder daß man die eigenen Signale gegen außen abschotten kann. Etwas alltägliches in der Militärtechnologie.

Zudem bleibt ohnehin fraglich, ob Radiowellen das geeignete Medium für eine interstellare Kommunikation sind. Elektromagnetische Wellen bewegen sich nun mal nicht schneller als das Licht, und es ist schwer einzusehen, wie ein Raumschiff mit seiner Heimatbasis in Verbindung treten soll, wenn zwischen einer Frage und einer Antwort 72 Erdenjahre liegen. Dies entspricht etwa dem Hin und Zurück von der Erde nach »Zeta Reticuli 1 + 2«. Etwas »Überlichtschnelles« können wir uns so wenig vorstellen wie die Buschneider den Fernsehsender. Obschon dieses »Überlichtschnelle« zumindest in der mathematischen Berechnung existiert. (Es handelt sich um die von Prof. Dr. Gerald Feinberg, Professor für theoretische Physik an der Columbia-Universität, New York, errechneten Tachyonen [172]. Diese hypothetischen Teilchen bewegen sich ausschließlich im Überlichtbereich.)

-Einen echten Durchbruch für Signale aus dem Weltraum erwarten die SETI-Wissenschaftler ab Herbst 1992 - dann halten Sie, verehrter Leser, dieses Buch in den Händen. Nach vielen Widerständen haben sich der amerikanische Kongreß und die NASA endlich durchgerungen, ein gigantisches Lauschprogramm zu starten. Es trägt den Namen »NASA-SETI-Microwave Observing Project« - abgekürzt »MOP«. Bereits in den ersten Minuten der Suche wird MOP sämtliche Anstrengungen der Vergangenheit in den Schatten stellen. Für die erste Phase des Lauschprojektes werden 85 Millionen US-Dollar aufgewendet und eine weltweite Kette von radioastronomischen Empfängern eingesetzt. Auch bei MOP halten sich die Wissenschaftler an die alte Vorgabe, das Universum auf den Wellenlängen zwischen 1 und 10 GHz abzuhorchen. Unterhalb 1 GHz sind die natürlichen Störungsquellen im Weltall zu groß und oberhalb 10 GHz diejenigen der Erde. Was unterscheidet MOP von früheren Lauschoperationen?

Zuerst fischt man sich die rund 800 Sonnen im Umkreis von 100 Lichtjahren heraus, die unserem eigenen Sonnentyp entsprechen. Das sind alle Typen der Bandbreite zwischen »F-8« bis »K-5«. Diese Sterne werden gezielt abgehört. Gleichzeitig läuft ein allgemeines Suchprogramm über die gesamte Milchstraße. Dieses allgemeine Lauschprogramm wird von den Astronomen des Jet Propulsion Laboratory in Pasadena, Kalifornien, gesteuert, jenes der gezielten Suche von den qualifizierten Leuten des NASA-Ames Research Centers in Mountain View, Kalifornien. Federführend sind die beiden Wissenschaftler Jill Tarter und Bernard Oliver.

Für das gesamte Projekt werden neueste Computer eingesetzt, die ausschließlich für diesen Zweck von der Firma Silicon Engines in Mountain View, Kalifornien, entwickelt wurden. Das für Laien Unfaßbare dabei ist die Kapazität dieser Computer: Es können gleichzeitig 15 Millionen Kanäle (!) abgehört werden. Diese digitale, ins Universum gerichtete Wucht ist einzigartig in der Menschheitsgeschichte. Die Elektronengehirne analysieren die eintreffenden Signale blitzschnell. Handelt es sich um »natürliche« Radioquellen, um Hintergrundrauschen aus der Milchstraße, um das Zir

pen und. Quäken von Nachbarplaneten? Um Signale von Quasaren (= quasi stellare Objekte) oder Pulsaren (= pulsierende Neutronensterne)?

Bereits Minuten nach dem Start des Lauschprogramms werden mehr Informationen ausgewertet sein als in der Geschichte aller bisherigen Versuche. Das Projekt soll vom Herbst 1992 bis zum Jahr 2001 durchgezogen werden. Dr. Seth Shostak vom SETI-Institut schrieb dazu: »Unsere Generation ist die erste, welche die Möglichkeit erhält, auf eine der fundamentalsten Fragen der Menschheit Antwort zu bekommen [173].«

In Zusammenhang mit dieser phänomenalen Suche nach intelligenten Signalen aus dem Weltall ist in der amerikanischen Presse prompt die Frage nach einem »Kulturschock« aufgetaucht. Könnten es die Menschen überhaupt verkraften, nicht allein im Universum und weder die »Krone der Schöpfung« noch die »Spitze der Evolution« zu sein? Dazu Projektleiter Bernard Oliver: »Ich glaube nicht, daß es einen Kulturschock geben wird. Viele Menschen, insbesondere in den USA, sind auf die Möglichkeit von außerirdischen Intelligenzen vorbereitet.«

Das mag auf die städtischen Bereiche der USA zutreffen. Wie aber sieht es mit dem »religiösen Gürtel« im Mittelwesten und Süden des Landes aus? Wie werden die konservativen, theokratischen Systeme in den arabischen Ländern damit fertig? Wie die gigantische Christengemeinde aller Schattierungen? Wie die egozentrischen Anhänger der »Wir-sind-alleine-Weltanschauung«? Selbst mancher Wissenschaftler wird sich mit der Existenz von ETs nur mühevoll abfinden können.

Oder wird, wenn die ersten Signale von Außerirdischen eindeutig identifiziert sind, dasselbe Vertuschungs- und Verschleierungsprogramm durchexerziert, wie wir es bei der gegenwärtigen UFO-Problematik erleben? Wird dann der Vorhang der Scheinheiligkeit erneut gezogen? Werden plötzlich - abrakadabra! - argwöhnische Wissenschaftler und bedächtige Theologen die Talkshows überschwemmen, um der aufgewühlten Menschheit einzureden, die MOPSignale seien Fälschungen? Seien »unsicher« und »falsch interpretiert«? Es habe sich nur um einen »mißlungenen Versuch« gehandelt? Wird sich dann irgendeine Kommission zusammenfinden, um zu beschließen, diese Wahrheit dürfe niemals publik werden? Werden die beteiligten Wissenschaftler dann in die Zange der Top-secret-Verträge geklemmt, und wird derjenige, der dennoch plaudert, aus der elitären Gemeinschaft ausgeschlossen und dem allgemeinen Gelächter preisgegeben?

Alles schon dagewesen! Und jedesmal nur, weil einige Kuttenträger irgendwelcher Religionen und Ideologien beschlossen, die Menschheit sei nicht reif für die Wahrheit, die Herde müsse weiterhin im alten Trott weitertrampeln.

»Ich lache nicht mehr über Menschen, die behaupten, sie hätten ein UFO gesehen, weil ich selbst eines gesehen habe.« (Jimmy Carter, Ex-US-Präsident).

»Ich denke oft daran, wie rasch unsere irdischen Differenzen verschwinden würden, wenn wir einer außerirdischen Herausforderung gegenüberstünden [174].« (Ronald Reagan, Ex-US-Präsident).

5. KAPITEL

DIE UNHEIMLICHEN BEGEGNUNGEN

Ich will weder ein UFO-Buch schreiben noch irgendwelche UFO-Irrlehren reinwaschen. Auch will ich nicht beweisen, daß die »UFO-Lobby« schon immer recht hatte und die andere Seite stets falschlag. Mir geht es vielmehr darum, anhand weniger Beispiele zu demonstrieren, wie wirklichkeitsfremd wir uns dem Unheimlichen gegenüber verhalten. Mit welchen Ausreden und Mätzchen wir die Angst vor dem Unbekannten wegdrücken und uns dabei nicht scheuen, auch der Öffentlichkeit gegenüber die hirnerbranntesten Märchen zu erfinden. Wie

rasch und unkritisch wir jede Absurdität schlucken, wenn sie nur unser Weltbild wieder zurechtrückt.

Wir verhalten uns sogar unreifer als unsere Vorfahren vor Jahrtausenden. Die haben sich irgendwann mit den »Göttern« abgefunden, haben sie akzeptiert, bewundert, gefürchtet und von ihnen Lehren und Anweisungen angenommen. Wir hingegen bestreiten a priori, daß es sie überhaupt gibt. ETs dürfen nicht real sein, UFOs sind alles mögliche nur keine Außerirdischen und überhaupt, der Mensch ist das Tollste!

Was geschieht aber, wenn die Außerirdischen ihre Rücksicht, ihre Tarnung aufgeben? Wenn sie unsere Doppelmoral satt haben? Wenn sie uns für derart primitiv einstufen, daß es aus ihrer ethischen Sicht heraus völlig belanglos ist, ob es uns gibt oder nicht? Wenn sie das »Embargo« fallenlassen und die Erde als Spielwiese für außerirdische Experimente freigeben? Was passiert, wenn einem Gremium von ETs, das in irgendeiner Weltraumkolonie tagt, der Geduldsfaden reißt? Wer sind dann die Schuldigen auf der Erde, wenn der Mensch jeden religiösen und wissenschaftlichen Halt verliert? Wenn es hienieden zugeht wie im Affenhaus, weil wir unvorbereitet mit Wahrheiten bombardiert und überschwemmt werden, die wir nicht mehr verkraften?

Papperlapapp! ETs gibt es nicht, und die riesigen Distanzen zwischen den Sternen können sie sowieso nicht zurücklegen. Wir können's ja auch nicht! Und weshalb sollen die Außerirdischen ausgerechnet in der »Gegenwart« auftauchen? Der Astronom James R. Wertz errechnete, daß ETs unser Sonnensystem problemlos in Abständen von $7,5 \times 10^5$ Jahren besucht haben können. Das bedeutet in den vergangenen 500 Millionen Jahren durchschnittlich 650 mal [175]! Und Dr. Martyn Fogg von der University of London wies darauf hin, daß die gesamte Galaxis vermutlich schon besiedelt war, als unsere Erde geboren wurde [176]. Die Gitter unseres »Zoos« beginnen zu rosten.

Es liegt nicht an den ETs, daß wir sie in der Gegenwart nicht erkennen und selbst in der Vorgeschichte nicht akzeptieren wollen-es liegt an unserer falschen Programmierung. Wie funktioniert das eigentlich, diese seltsame graue Masse unter der Schädeldecke, die uns stets wieder ein »Wissen« vorgaukelt, das nicht stimmt, und eine »Sicherheit«, die überhaupt nicht existiert? Wer programmiert das Gehirn falsch?

Von Lust und Unlust

Vor 20 Jahren bewies der Gehirnforscher Professor Dr. H. J. Campbell (Uni London, College de France, MaxPlanck-Institut), daß jedes Gehirn immer und in jedem Fall nach »Lustgewinn« strebt [177]. Diese einfache Erkenntnis beginnt bereits beim Einzeller, der nur zwei Möglichkeiten hat: zu überleben oder unterzugehen. Überleben bedeutet »Lust«, Untergehen = »Unlust«. Fressen wird als »Lust« registriert, Hunger als »Unlust«. Das Gehirn funktioniert genauso dual wie der Computer: ja oder nein, richtig oder falsch, »Lust oder Unlust«. Ein Kind verläßt den Mutterleib und schreit = »Unlust«. Es wird an die wärmende Mutterbrust gedrückt = »Lust«. Es verspürt Durst = »Unlust«, es hat die Windeln voll = »Unlust«, es ist allein = »Unlust« und das Gegenteil von all dem = »Lust«.

Das Knäblein wächst heran, die Eltern und die Umgebung erziehen: Das darfst du -jenes nicht. So bist du süß so eklig. Diese Person ist gut-jene schlecht. Das ist gefährlich - jenes harmlos. Jeder Lernerfolg wird mit »Lust« registriert, jeder Mißerfolg mit »Unlust«. Der Knabe geht in die Schule, lernt lesen und rechnen, schreiben und zeichnen. $2 \times 2 = 4$ =

»Lust«, $4 \times 4 = 9$ (falsch!) = »Unlust«. Jene politische oder religiöse Richtung ist gut - die andere schlecht, dieses zwischenmenschliche Verhalten ist richtig - das andere falsch. Dieses Bild ist wertvoll - jenes kitschig... Zur Gehirnprogrammierung gesellen sich die eigenen Erfahrungen, die im »Gehirnstübchen« genauso unter »Lust« und »Unlust« abgelegt werden. Schmerz, Leid, Sehnsucht, Heimweh, Liebeskummer, graue Tage, etwas tun müssen, das man nicht will, Zwang und miese Umwelt - alles wird unter »Unlust« eingeordnet. Das Gegenteil davon unter »Lust«. Wir wachsen mit einer ganz bestimmten Musikrichtung auf - und können anderen Musikarten nicht zuhören. »Lust« - »Unlust«. Jede Freude, vom Lottogewinn zum simplen Kompliment, ist »Lust« - jede Widerwärtigkeit »Unlust«.

Dazu gesellen sich die Einflüsse der »magischen Kanäle« wie Radio, Fernsehen, Bücher, Zeitungen. Die Weichen, was wir lesen und was wir uns anhören, werden bereits in der Jugendzeit gestellt. Je nach Erziehung wird ein 18jähriger ein Rock-Konzert oder ein Symphonieorchester als »Lust« einstufen - eine Operette als »Unlust«. Kaum daß wir es merken, beginnen wir, stets dieselben Zeitschriften zu lesen und finden die anderen - selbst wenn wir nicht mal wissen, was drin steht - als »blöd«.

Mit 20 Jahren sind wir derart programmiert, daß wir stets versuchen, die eigene »Lust« zu vermehren. Um im Beispiel zu bleiben: Aus meinem Knaben ist ein Mann geworden, er hat das Abitur bestanden und studiert an der Uni Archäologie. Dort muß er viele Vorlesungen anhören, Prüfungen bestehen (= »Lust«!), Bücher lesen und die Resultate anderer Gelehrter zu seinen eigenen machen. Auch wenn auf der Rennstrecke stets wieder »Unlustgefühle« die Zielvorgabe vernebeln, ist mit dem Tag des bestandenen Universitätsabschlusses doch ein großes Maß an »Lust« vorhanden. Jetzt ist man sicher, viel zu »wissen« und von der Gesellschaft akzeptiert zu werden (»Lust«!).

Und dann, o Graus, wird an dem penibel errichteten Denkgebäude gewackelt! Jemand kratzt an den Resultaten der langen Fleißarbeit! Das darf nicht sein! »Unlust« kommt auf, der Mensch wehrt sich. Bald ist er entrüstet, schockiert, wendet sich ab und merkt nicht, daß seine einseitige Programmierung ihn dazu führt, sich gegen die aufkommende »Unlust« zu sträuben. Es gibt keine »falsche« oder »richtige« Musik. Es gibt nur Musik, die wir mögen, oder andere, die wir nicht mögen. Das »Mögen« oder »Ablehnen« sind aber bereits die Resultate der programmierten grauen Zellen, die nicht mehr »kompatibel« sind. »Wir glauben, Erfahrungen zu machen, aber die Erfahrungen machen uns.« (Eugene Ionesco, geb. 1909.)

Wenig anders verhält es sich im Wissenschaftsbereich. Zwar stimmen die Resultate in den exakten Wissenschaften immer. Sie sind nachprüfbar und jederzeit wiederholbar. 4×4 ergeben überall 16, und Naturgesetze, algebraische und geometrische Lehrsätze bleiben unverrückbar. Im exakten Bereich geht es also zuerst nicht um »Lust« oder »Unlust«, sondern um »richtig« oder »falsch«. Dennoch können aus den Resultaten der exakten Wissenschaften sehr wohl falsche Schlüsse gezogen werden. Wenn vor 100 Jahren ein Physiker errechnete, man könne niemals drei Menschen zum Mond transportieren, weil der Energieaufwand für eine derartige Reise viel zu hoch sei, dann wären die Resultate »richtig«. Und doch landeten 100 Jahre später drei Menschen auf dem Mond. Der Irrtum in der Voraussage steckte nicht in der Mathematik - sondern in der fehlenden Phantasie. Der Physiker konnte sich keine zukünftigen Energiequellen vorstellen, mit denen der Mond sehr wohl in kurzer Frist erreichbar wurde. Die »Lust« aus der exakten Wissenschaft wurde mißbraucht, um die »Unlust« der aufkommenden Phantasie abzublocken. Zum »Lust-« und »Unlustprinzip« zählt eben auch »Sicherheit« und »Unsicherheit«. »Sich-sicher-sein« bringt »Lust«, die »Unsicherheit« macht ängstlich, verwirrt: = »Unlust«.

Sicher habe ich mit diesen wenigen Abschnitten das komplizierte Netzwerk unter unserer Schädeldecke nicht bloßgelegt, doch hoffe ich, es transparenter gemacht zu haben, denn im Grunde funktioniert es wenig anders.

Was wir heute als »Naturwissenschaft« qualifizieren, ist gerade 372 Jährchen alt. Im Jahre 1620 veröffentlichte der britische Staatsmann Sir Francis Bacon~(1561-1626) einen Wälzer des Titels Novum Organum. Darin beschreibt er bis in kleinste Details, wie wissenschaftliche Forschung zu funktionieren habe. Bacon war zu seiner Zeit eine umstrittene und streitsüchtige Figur. Er galt als eitel, belesen, maßlos ehrgeizig und obendrein gefühllos. Er ärgerte sich - zu Recht-über die Unwissenschaftlichkeit und den Aberglauben seiner Zeit. Um das Wissen endlich in verbindliche Bahnen zu leiten, verlangte er das jederzeit wiederholbare Experiment. Ausgangspunkt jeder Erkenntnis sei die Erfahrung, und zwischen Erfahrung und Verstand müsse eine »Ehe« geschlossen werden, postulierte er. Für Francis Bacon war Wissen ein Mittel zum Zweck (»Wissen ist Macht«). Auf dem Weg zur Erkenntnis müßten alle Trugbilder (sogenannte »Idole«) vermieden werden.

An diese Maximen von Sir Francis Bacon halten sich alle Naturwissenschaftler heute noch. Das Resultat sind die grandiosen Produkte der exakten Wissenschaften vom Dampfradio bis zur H-Bombe. Doch diese wissenschaftliche Methode allein zeugt immer nur ein eingeschränktes Wissen. »Intuition« oder »Phantasie« zählen hier zur »Unlust«, es sind »Trugbilder«. Sie sind rechtens »wissenschaftlich nicht exakt«. Die sture Methode hat keine Sensoren. Man wiegt sich rasch in einer »exakten Sicherheit«, die übermorgen über den Haufen geworfen werden kann. Wenn es keine wissenschaftlichen Meßgeräte gibt, um Telepathie nachzuweisen, dann gibt es auch keine Telepathie. Wenn der Energieaufwand viel zu groß ist, um den nächsten Fixstern zu erreichen, dann gibt es auch keine interstellare Raumfahrt. Wenn weder Menschen noch das Material derart haarsträubende Flugmanöver aushalten, wie sie von UFOs beschrieben werden, dann gibt es auch keine UFOs. Der von Francis Bacon vorgeschlagene Weg zur Erkenntnis erweist sich in mancher Beziehung als Einbahnstraße. Er verleitet zu vorschnellen Positionen, die nur schwer wieder rückgängig gemacht werden können. »Lust - Unlust«. That's all!

Im Bereich der Sammelwissenschaften - und dazu zählt alles, was nicht »exakt« ist-sind die einmal bezogenen Positionen ohnehin angreifbar. Zukünftige Erkenntnisse und neue Bewertungen der angehäuften Indizien können das gesamte »Sammellager« zum Einsturz bringen. »In der Hölle ist selbst der Teufel eine positive Gestalt.« (Stanislaw Lec, 1909-1966.)

So sind wir alle unversehens »Partei« und landen in einem »Lagerhaus«, dessen Wände wir selbst zimmerten. Wir ergreifen Position pro oder kontra UFOs, für oder gegen außerirdisches Leben. Wir möchten unser Lustgefühl behalten und nicht durch Unsicherheiten aufgestört werden. Wir hören der anderen Seite nicht mehr zu (das ärgert!) und lassen uns ganz gerne einlullen, damit das eingemauerte »Lustgefüge« wieder stimmt.

Eine offizielle Lüge

Am 29. Juli 1952 wurde eine Pressekonferenz im Weißen Haus von Washington zum größten Medienereignis seit dem Zweiten Weltkrieg. Mit konsternierten Gesichtern saßen die Sprecher der Air-Force, der Navy und des Pentagons im großen Pressesaal und versuchten, die aufgeregten Fragen der Journalisten abzuwimmeln. UFOs waren über Washington und dem Weißen Haus gesichtet worden. Die »unbekannten fliegenden Objekte« wurden sowohl

von mehreren Radarstationen geortet (Washington National Airport, Andrews Air-Force-Base, Bolling Air-Force-Base und Baltimore Airport) als auch von Luftwaffen- und Zivildiplomaten beobachtet. Eine »UFO-Staffel« hatte über dem Kapitol gar einen regelrechten »Tanz« [121] aufgeführt. Die New York Times titelte: »Fliegende Objekte über Washington - gesichtet sowohl von Piloten als auch vom Radar.«

Die Sprecher der Luftwaffe, alles hochrangige Offiziere, gerieten mehr und mehr in die Klemme. Die Journalisten wollten wissen, ob die Nationale Sicherheit gefährdet sei, ob die Sowjets etwas mit den UFOs zu tun hätten oder ob es sich bei den Objekten um geheime Entwicklungen der eigenen Regierung handle. Stockend kamen die niederschmetternden Antworten:

»Wir können Ihnen versichern, daß die gegenwärtigen Sichtungen in keiner Weise mit irgendwelchen geheimen Entwicklungen durch irgendeine Behörde der USA zu tun haben.«

»In meiner Position bin ich sehr vertraut mit unseren Flugzeugtypen und unseren ferngesteuerten Raketen. Ich kann ohne Vorbehalt sagen, daß die Navy über keinerlei Flugzeuge oder Raketen verfügt, die wie Untertassen aussehen könnten.«

»Mit allem notwendigen Respekt vor der Air-Force glaube ich, daß einige dieser Objekte von interplanetarischem Ursprung sind.«

Diese klaren Stellungnahmen verursachten »Unlust«. Sie waren geeignet, Unsicherheit in der Bevölkerung zu erzeugen, Angst zu verbreiten. Wenige Tage später lautete das Credo, es habe sich um »Luftspiegelungen« gehandelt, die unter »bestimmten Wetterbedingungen entstehen«. Die heile Welt war wieder in Ordnung = »Lust«. Der Jahre später erarbeitete wissenschaftliche »Condon-Bericht« übernahm die These der »Luftspiegelungen«, schloß aber auch »viele Meteore«, »Sterne« und »einige Unbekannte« [119] nicht aus.

Toll, was man uns da vorgelogen hat! Die seltsamen »Luftspiegelungen« wiederholten sich nie wieder, vier unabhängige Radarstationen in verschiedenen, geographischen Räumen hatten die »Luftspiegelungen« aus verschiedenen Blickwinkeln aufgezeichnet, die Augenzeugen, immerhin Zivil- und Militärpiloten, hatten »Sterne« und »Meteore« gesehen. Irrlichter der Desinformation.

34 Jahre später mußte die brasilianische Luftwaffe Position beziehen. Was war geschehen?

Das ministeriale Eingeständnis

Am 19. Mai 1986 tauchten auf den Radarschirmen der Luftverteidigungszentrale bei Rio de Janeiro 13 Reflexe auf, die sich mit 1400 Stundenkilometern Richtung Westen bewegten. Zeit: 17.14 Uhr. 22 Minuten später ließ die brasilianische Luftwaffe vier Abfangjäger aufsteigen; zwei Flugzeuge des französischen Typs Mirage und zwei des amerikanischen Typs F-5. Der Miragepilot Leutnant Kleber Caldas Marinho, 25, berichtete, er habe sich den Objekten bis auf 20 Kilometer nähern können: »Es waren pulsierende Lichter, rot und weiß, doch überwiegend weiß. Es waren definitiv keine Sterne und keine anderen Flugzeuge. Es konnte nichts Irdisches sein.«

Der zweite Miragepilot, Captain Antonio V Chaves, 31, wurde mehrere Minuten lang von den seltsamen Objekten eskortiert: »Sieben begleiteten mich auf der einen, sechs auf der anderen

Seite. Sie machten jede Kurs- und Geschwindigkeitsänderung mit. Plötzlich zogen sie mit einem unheimlichen Tempo davon.«

Der F-5-Pilot Hauptmann Marico Jordao erzählte den Journalisten, er habe sich den Objekten bis auf 40 Kilometer Distanz nähern können. Die Sicht sei ausgezeichnet gewesen, es gab weder Wolken noch Luftverkehr. Als die 13 Objekte abrauschten, habe er seine Maschine nicht mehr beschleunigen können.

Weil diese UFO-Sichtung in der Presse etlichen Wirbel verursachte und auch die großen Fernsehstationen Brasiliens, GLOBO und MANCHETE, darüber berichteten, sah sich die Luftwaffe zu einer Stellungnahme gezwungen. Am 24. Mai 1986 erklärte der Luftwaffenminister, Brigadegeneral Otavio Moreira Lima, den versammelten Medienmachern in Brasilia [178]: »Die fremden Objekte überschwemmten die Radarsysteme von Rio und Sao Paulo. Dies war der Grund, weshalb wir vier Jäger hochschickten. Es gelang den Piloten nicht, die fremden Objekte zu identifizieren, auch wurden keinerlei Funksprüche beantwortet. Ich kann keine Erklärung für das Phänomen anbieten, denn wir haben keine.«

Ein derartiger Vorfall, daß sich ein veritabler Minister auf einer Pressekonferenz über UFOs auslassen muß, ist bislang einzigartig.

In allen südlichen Ländern werden die UFOs sowohl von der Bevölkerung als auch von den Medien freundlicher behandelt als in Europa. Wie ist diese Lustverschiebung« erklärbar? Sind die Südamerikaner dümmer, leichtgläubiger als wir? Haben sie eine schlechtere wissenschaftliche Ausbildung? Oder gehen die Europäer und Amerikaner distanzierter, mit weniger Enthusiasmus an eine heikle Sache heran?

Südamerikanische Journalisten sind genauso gründlich wie westeuropäische, und zwischen dem brasilianischen Piloten einer Mirage und seinem französischen Kollegen besteht bestenfalls ein Charakterunterschied. Es ist auch nicht die legerere Mentalität des Südländers, die ihn spontaner an UFOs glauben läßt. Die Lösung liegt in der Häufigkeit von UFO-Sichtungen. Bei uns ist es kühl und kalt, zwei Drittel des Jahres bedecken Wolken unsere Länder. Man schläft meistens im Haus. Ganz anders in Gebieten mit wärmerem Klima. Das Leben spielt sich im Freien ab, der Himmel ist überwiegend klar. Die Chance, zufälligerweise etwas Ungewöhnliches am Firmament zu erblicken, ist erheblich größer als in unseren Breitengraden. Wo mehr gesehen wird, wird mehr geredet, und wo mehr geredet wird, wird mehr geschrieben. Bevölkerung, Militärs, Medien und Wissenschaft werden gezwungen, sich mit den kuriosen Vorgängen am Tag- und Nachthimmel auseinanderzusetzen.

Beim Durchblättern von Pressearchiven ist mir aufgefallen, daß die südamerikanischen Medien ursprünglich dieselbe Negativhaltung zum UFO-Phänomen einnahmen, wie wir es immer noch tun. Das Bild hat sich geändert. Nicht schnell, sondern allmählich. Die Augenzeugen und Kontaktpersonen waren nicht länger bereit, sich mit Pseudo-Erklärungen abspesen zu lassen, sie nahmen nicht mehr hin, weiterhin von einzelnen Wissenschaftlern als »dumm« oder »unfähig« apostrophiert zu werden. Ärger und Widerspruch machten sich Luft, bis die blockierende Anti-Einstellung der Medien aufhörte. Wie »Der Spiegel« vermeldete [179], kann man sich heute in der brasilianischen Metropole Brasilia an einen Kneipentisch setzen und lauthals verkünden, »eben Kontakte mit Außerirdischen gehabt zu haben«. Ohne ausgelacht zu werden! Das Nachrichtenmagazin kommentierte: »Nirgends ist die offizielle Anerkennung solchen Gedankengutes so weit fortgeschritten wie ausgerechnet in Brasilia.«

War der Fall vom 19. Mai 1986 eine Naturerscheinung? Sind die Piloten der vier Abfangjäger und unabhängig von ihnen die militärisch geschulten Radarkontrolleure von Rio de Janeiro und Sao Paulo einem Spuk aufgesessen? Handelte es sich wieder mal um »Luftspiegelungen« oder anderen Schabernack?

Das UFO-Ereignis vom 19. Mai 1986 ließ sich in kein Schema pressen, alle vernünftigen Lösungsvorschläge versagten. Die Radarechos ließen sich nicht mehr wegzaubern, die weiß pulsierenden Objekte spielten während eineinviertel Stunden Katz und Maus mit den Abfangjägern. Sie eskortierten sogar rechts und links den 31jährigen Militärpiloten Antonio V. Chaves, bevor sie mit unglaublicher Geschwindigkeit im Weltraum verschwanden. Derartiges vermögen üblicherweise weder Mückenschwärme, abstürzende Raketenteile, Leichtmetallflugzeuge, Luftspiegelungen noch Wetterballone. Und reflektierende Scheinwerfer oder Fata Morganas hinterlassen keine Radarechos.

Ist die Geheimwaffe der Amerikaner die Lösung? (Der Russen? Der Chinesen? Der Deutschen? Der Engländer? Der Franzosen?) Unbestritten hat jede Supermacht ständig irgendwelche Geheimprojekte in Auftrag. Doch technologisch ausgereifte Versuchsflugzeuge sind sehr teuer. Man testet eine oder zwei Maschinen über dem eigenen Territorium - niemals über fremdem Gebiet! Zu groß ist die Ortungsmöglichkeit durch gegnerische Satelliten. Zu gefährlich ein eventueller Absturz über fremden Ländereien. Wohin mit den Wrackteilen? Wohin mit dem Piloten? Niemals würden Testflugzeuge gleich in Staffelformation jenseits der eigenen Grenze operieren und spaßeshalber auch noch einen fremden Abfangjäger zu beiden Seiten eskortieren. Wenn Flugzeuge schon in Staffelformation auftreten, sind es keine Testmaschinen mehr. Und wenn es keine Testmaschinen mehr sind, weiß sowohl der Geldgeber (Kongreß, Herstellerfirmen, Medien) als auch der militärische Gegner Bescheid. Was bleibt, ist die lakonische Feststellung von Brigadegeneral Otavio Moreira Lima [178]: »Ich kann keine Erklärung für die Erscheinung anbieten, denn wir haben keine.«

Dieses Eingeständnis verursacht bei den »vernünftigen« Menschen, bei denen, die mit beiden Beinen fest auf ihrer »Lustwolke« stehen, Unbehagen. In trügerischer Selbstsicherheit werden die aufkommenden »Unlustgefühle« weggeschoben. Nur hat das Vogel-Strauß-Verhalten noch nie etwas an einem Ereignis geändert. »Man wird nicht betrogen, man betrügt sich nur selbst.« (Johann Wolfgang von Goethe, 1749-1832.)

Die kollektive Verdrängung

Am 9., 10. und 11. Oktober 1989 tickten Meldungen um den Globus, die in sämtlichen Redaktionsstuben für helle Aufregung sorgten. Die Zeitungen druckten Schlagzeilen, wie sie nie zuvor für möglich gehalten worden wären: »UFO landete in russischem Stadtpark!« [180] »UFO-Riesen hatten drei Augen« [181].

»TASS meldet UFO-Landung« [182].

»Phantastische UFO-Berichte« [183].

»TASS: UFO mit Außerirdischen gelandet« [184].

»Außerirdische spazierten im Stadtpark« [185].

»TASS meldet UFO-Landung mit Außerirdischen in einem Park« [186].

War die Welt verrückt geworden? Die Herren Redakteure übergeschnappt? Warum plötzlich UFO-Schlagzeilen sogar auf der ersten Seite? Weshalb die kritiklose Übernahme einer Agenturmeldung?

Im Zeichen der roten Ideologie hatte die offizielle Sowjetunion jahrzehntelang alles in Bausch und Bogen verworfen, was auch nur den Anschein von UFOs und ähnlichem Hokuspokus aufwies. Weshalb? Bestandteil des »Kommunistischen Manifestes« ist nämlich auch Charles Darwins Evolutionslehre. In dieser durch und durch materiellen Weltanschauung ist der Mensch die Spitze der Evolution. Gott ist tot und der Mensch das Größte. In der logischen Konsequenz durfte es weder »Götter« noch Außerirdische geben. Der kommunistisch-sozialistische Mensch hatte bei der sakrosankten Lehre zu stehen und sich nicht durch »Spinnereien« verwirren zu lassen. Dann brach »Glasnost« über die geplagten Sowjetmenschen. Plötzlich wurden die Medien nicht mehr zensiert. TASS, die damals offizielle sowjetische Nachrichtenagentur, tickte erstmals eine UFO-Begebenheit um den Globus, und die westlichen Journalisten schnappten sofort zu. Schließlich war man von TASS »die Wahrheit« gewohnt. Wenn auch kopfschüttelnd und perplex, ließen die Chefredaktionen die Meldung hinaus. Die Schweizerische Depeschen Agentur meldete:

»Moskau. - Nach Angaben von Augenzeugen landete nach Einbruch der Dunkelheit ein großer, leuchtender Ball. >Eine Luke öffnete sich, zwei oder drei menschenähnliche Wesen und ein kleiner Roboter entstiegen<, berichtete die Agentur. Diese Wesen waren nach Beobachtung der noch tagelang unter Schock stehenden Augenzeugen >drei oder gar vier Meter groß<, hatten jedoch sehr kleine Köpfe. Nach einem kurzen Spaziergang seien sie wieder in ihrem Raumschiff verschwunden. Genrich Silanow, der Leiter des geophysikalischen Labors von Woronesch, identifizierte nach dem TASS-Bericht die Landestelle. >Wir entdeckten einen Kreis mit einem Durchmesser von 20 Metern, in dem sich vier Eindrücke von jeweils vier bis fünf Zentimeter Tiefe befanden, erklärte er. Außerdem habe man zwei geheimnisvolle Steinbrocken aus einem Material gefunden, das auf der Erde nicht vorkomme, heißt es in dem Bericht.« TASS selbst und die vom Zentralkomitee der KPdSU herausgegebene Zeitung Sowjetskaja Kultura vermeldeten zusätzliche Einzelheiten. Der Spuk hatte sich bereits am 27. September, abends um 18.30 Uhr zugetragen, und zwar am Rande des Stadtparks von Woronesch (500 Kilometer südlich von Moskau). »Eine leuchtende Kugel« sei langsam herniedergestiegen, beobachtet von rund 40 Erwachsenen und einigen Kindern. Als ein 16jähriger Junge zu schreien anfang, habe eine der fremden Kreaturen »ein zirka 50 Zentimeter langes Rohr auf den Jungen gerichtet«, worauf der Knabe für die Umstehenden unsichtbar wurde. »Sowie das Raumschiff verschwand, tauchte auch der Junge wieder auf.« Die fremden Wesen hätten »bronzefarbene Schuhe« getragen und »drei Augen« besessen. Insgesamt drei Außerirdische seien aus der »roten Kugel« gestiegen und hätten einige Schritte in Richtung auf eine Menschengruppe gemacht, die an der Bushaltestelle »MaschMet« wartete. Als die Menschen zu schreien begannen, seien die Fremden wieder in ihre Kugel zurückgekehrt. Noch einen Tag nach der TASS-Meldung versicherte die Chefredaktion, es habe sich »um keinen Aprilscherz« gehandelt, und der Woronesch-Korrespondent von Sowjetskaja Kultura, E. Efremow, bestätigte die Schilderungen als echt.

Spätestens 48 Stunden nach den ersten Schlagzeilen siegte die »Vernunft«. Das durfte, das konnte nicht wahr sein! Das Zentralorgan der KPdSU, die Prawda - was sinnigerweise »Wahrheit« heißt -, forderte am 13. Oktober 1989 die Behörden der zentralrussischen Stadt Woronesch um Zurückhaltung auf. »Eine Welle von Gerüchten und Phantastereien ist in den letzten Tagen durch Woronesch gegeistert. die Menschen haben Angst, die örtlichen Behörden tun offenbar nichts, um diese Befürchtungen zu zerstreuen« [187]. Es galt, die TASS-Meldung schleunigst zu verwässern, sie irgendwelchen Phantasten in die Schuhe zu schieben. Es war einfach unmöglich, eine derartig ungeheuerliche Meldung auf die Menschen

loszulassen. Die intellektuellen Prawda-Macher befürchteten gar einen ‚Kulturschock‘. Sie warnten: »Jetzt sind klare und wohlüberlegte Antworten erforderlich. Sonst könnten sich derartige Gerüchte über den ganzen Erdball verbreiten.«

Gut erzogen relativierte der stellvertretende Chefredakteur der TASS, Igor Jefimow, die UFO-Sensation. »Ich glaube nicht daran«, sagte er zu Kollegen. Fast gleichzeitig krebste auch der Leiter des Geophysikalischen Institutes von Woronesch, E. Silanow, zurück. Weder er noch seine Mitarbeiter hätten die angebliche Landestelle inspiziert, und die gefundenen Gesteinsproben hätten sich »als schlichtes Eisenerz entpuppt«. Zudem könnten die Abdrücke im Boden von »natürlichen, geologischen Ursachen herrühren«. (Woher weiß er das alles, wenn doch niemand vor Ort war und nichts untersucht wurde?)

Nach Vorgabe der Prawda bot sich auch den westlichen Journalisten Gelegenheit, ihre voreiligen Artikel zu dämpfen. Der Moskaukorrespondent J. P. Dörner kabela die erste Glosse: »Was die Außerirdischen im Park gemacht hätten, wollten die TASS-Reporter wissen. Blöde Frage, meinten die Zeugen: Was macht man in einem Park? Spaziergehen natürlich... Schade, daß die Fremden im Park nicht auch noch gelacht haben. Wenn sie dabei nämlich große, gelbe Zähne gezeigt hätten, bräuchten wir jetzt nicht länger zu rätseln. Yetis aus dem Weltraum zum Spaziergehen in einem russischen Park. Das wäre wirklich mal eine Neuigkeit gewesen« [185].

Für den Moskaukorrespondenten Peter Bier vom Magazin Der Stern war ohnehin alles »höchstens lächerlich«: »Wer wirklich intelligent ist und seine Sinne beisammen hat, der landet überall, nur nicht in Woronesch« [188], frotzelte er. Und weiter: Im Zeichen von »Glasnost« solle der Leser alles erfahren, schließlich erwerbe er für sechs Kopeken auch das Recht, »daß darin alle seine Bedürfnisse befriedigt werden, auch die über- und unterirdischen«.

Auf den Punkt brachte es das Nachrichtenmagazin Der Spiegel: »Das eigentliche Wunder: Die Journalisten brachten ihre Story in dem vom ZK der KPdSU herausgegebenen Bildungsblatt Sowjetskaja Kultura unter, die amtliche Nachrichtenagentur Tass verbreitete die kosmische Nachricht, obwohl deren Chef Leonid Krawtschenko gerade auf den Münchner Medientag für frühere Märchen Abbitte leistete [189].«

In den USA, dem Land der freien Meinungsäußerung, brachten sämtliche TV-Stationen die Sensationsmeldung von TASS. Mal gaben sich die Nachrichtensprecher ernst, dann wieder lachten sie schon während der Sendung los. Hier einige Kostproben:

Action News (Sprecherin Bree Walker): »Heute meldet die sowjetische Presseagentur TASS, kleinköpfige, menschenähnliche Wesen hätten ihr Raumschiff in der Stadt Woronesch gelandet. Es werden Zeugen zitiert, die behaupten, die Außerirdischen seien zwischen neun und zwölf Fuß groß und hätten kleine Köpfe. Ehrlich!« (Hier unterbrach der zweite Sprecher mit Gelächter.)

Fox Television News: »Die sowjetische staatliche Presseagentur berichtet, Besucher aus dem Weltall... (Gelächter) . . . seien in einem Park in der Stadt Woronesch gelandet. Die Außerirdischen werden als große, kleinköpfige Humanoiden beschrieben, die einen kurzen Gang im Park unternahmen, dann aber rasch in ihrem diskusähnlichen Raumschiff verschwanden... (Gelächter)... Sollten das nächste Mal Außerirdische in der Sowjetunion landen, müssen sie nicht verlangen: >Führt mich zu eurem Führer<, sondern bloß noch rufen: >Gorbi! Gorbi! Gorbi!< (Allgemeines Gelächter im Studio).«

ABC News, New York (Sendung World News Today, Sprecher Peter Jennings): »In Woronesch bedrohten Außerirdische einige Kinder mit einer Weltraumpistole. Der sowjetische Reporter, der die Geschichte schrieb, gestand heute, er habe die Landung nicht persönlich gesehen, seine Quelle seien einige Kinder des Ortes gewesen. Es ist nicht das erste Mal, daß Reporter durch Kinder hereingelegt werden.«

CBS (die Sprecherin mit ernster Stimme): »Die sowjetische Nachrichtenagentur TASS meldet eine Landung von Außerirdischen in der Stadt Woronesch. Die Agentur behauptet, die Außerirdischen seien etwa zehn Fuß groß gewesen mit sehr, sehr kleinen Köpfen. Sowjetische Wissenschaftler hätten den Besuch der Außerirdischen bestätigt... (Im Hintergrund lacht jemand, die Sprecherin macht eine Pause. Unter Gelächter fährt sie fort): ... Der TASS-Reporter sagt nicht, wann die Landung stattfand, und ich vermute, wir haben unsere . . . (sie kann vor Lachen nicht mehr weitersprechen).«

Chanel 4 (News at 4. Vor der amerikanischen Flagge kommentiert ein älterer, blonder Herr mit langen Haaren die TASS-Meldung und schließt): »Ich sage, das ist total bescheuert! Entweder sind diese Leute von TASS verrückt, oder sie sind betrunken, oder die letzte Möglichkeit besteht darin, daß sie Schreiberlinge vom National Enquirer anheuert, um ihre Nachrichten zu würzen.« (Der National Enquirer ist Amerikas größtes Boulevardblatt.)

Alles in allem Reaktionen, wie sie von »vernünftigen Menschen« nicht anders erwartet werden können. Wir sind bereits derart einseitig berieselt, daß in der »Gehirnwohnung der Lüste« kein Raum für Außerirdische mehr frei ist. Die Journalisten kamen zwar ihrer Nachrichtenpflicht nach - und fühlten sich gleichzeitig auf den Arm genommen. Durch Spott und Gelächter signalisierten sie ihre Meinung über die TASS-Meldung. Und die Millionen, die's hörten und lasen, fühlten sich in ihrer Einstellung bestätigt. Dem Himmel sei Dank, es sind keine ETs gelandet!

Ich halte diese kollektive Verdrängung für eher gefährlich. Sie erinnert mich an, den Hausherrn, in dessen Gemäuer es von Ratten wimmelte und der allen Besuchern versicherte: »Ratten? Hier? Aber ich bitte Sie!« Er gab es auch dann nicht zu, als die ersten Kleinkinder, von Ratten angenagt, im Haus herumschrien und im Keller die zerfressene Leiche der lange vermißten Schwiegermutter gefunden wurde. Die psychologische Barriere akzeptierte keine Ratten! Als die Nager schließlich nicht mehr wegzuleugnen waren, erlitt der Hausherr einen Schock, dem er kurz darauf erlag. Ratten waren mit seinem Lust- und Lebensgefühl unvereinbar. Bei ETs verhalten wir uns wenig anders. Das sind zwar keine Ratten, dafür ebenso fremd und unheimlich. Insbesondere zerstören sie unser Selbstwertgefühl und die einprogrammierte Illusion unserer Einzigartigkeit. Außerirdische? Hier? Aber ich bitte Sie!

Sicherlich gehört es zur persönlichen Freiheit des Denkens, wie jedermann zu »Göttern« und UFOs steht. Doch angesichts vorzeigbarer Daten und Dokumente, angesichts echter UFO-Filme-, und Hunderttausender von Augenzeugen aus allen Berufsschichten und Nationen wäre eine tolerantere Einstellung klüger. Sie dämpft den »Götter-Schock« und vermindert den Kollaps einer Gesellschaft, die plötzlich, buchstäblich »aus heiterem Himmel«, von den verdrängten Tatsachen erschlagen werden kann. Was hatte sich am 27. September 1989 in der sowjetischen Stadt Woronesch wirklich abgespielt?

In den frühen Morgenstunden des 31. Dezember 1978 filmte ein Kamerateam von einem Frachtflugzeug des Typs »Argosy« über Neuseeland mehrere UFOs mit verschiedenen Objektiven.

Das Ereignis

Nachdem Lokalreporter über die mysteriöse Angelegenheit berichtet hatten, begaben sich Dr. Ing. Jurij Losozew, Wjatscheslaw Martynow und Aleksey Mossolow von der »Kommission zur Erforschung außergewöhnlicher Erscheinungen« an den Ort des Geschehens. Sie befragten 16 Erwachsene und die fünf Kinder Wasja Surin, Schenja Blinow, Volodea Starthev, Lena Sarokina und Aliosha Nikonov von den Schulen Nummer 33 und 82 in Woronesch. Die Augenzeugenberichte ergaben ein recht klares Bild. Vier Jungen zwischen zwölf und 16 Jahren hatten Fußball gespielt, zwei Mädchen saßen mit einer älteren Frau auf einer Parkbank, etwa 20 Personen standen oder saßen an der Bushaltestelle, andere flanierten im Park, mehrere Männer hockten bei Wodka auf hölzernen Kistchen.

Die Dämmerung war hereingebrochen, als gegen 18.30 Uhr das Mädchen Lena Sarokina zu stammeln begann und zum Himmel zeigte. Immer mehr Erwachsene schauten nach oben, die Jungen ließen den Fußball verdattert auf die Straße rollen. Über dem Park in Richtung der »Mendelejewstraße« schwebte lautlos eine zirka zehn bis zwanzig Meter messende weinrote Kugel. Sie senkte sich auf die äußere Parkwiese, blieb aber einige Meter über dem Boden schweben. Trotz dieses Schwebezustandes bemerkten etliche Beobachter, wie das Gras unter der Kugel niedergedrückt wurde. Jetzt starrten etwa 30 Personen nach oben, und die Kugel verschwand lautlos.

Noch während angeregt über die rätselhafte Erscheinung diskutiert wurde und die Jungen ihren Ball suchten, tauchte das mysteriöse Objekt erneut über derselben Stelle auf. Diesmal öffnete sich ein breiter Spalt, und im gleißenden Licht des Hintergrunds erschienen drei große Kreaturen in silberglänzenden Anzügen mit runden Scheiben auf der Brust. Alle trugen bronzefarbene Stiefel und schienen drei Augen zu haben. Im Verhältnis zur Körpergröße waren die Köpfe mit drei augenähnlichen Linsen sehr klein. Die Kugel schwebte bis kurz über den Boden, eine Treppe senkte sich auf das Gras, und eines der großen Wesen sowie ein kleines, das vorher nicht da gewesen war, betraten den Rasen. Die Augenzeugen gewannen den Eindruck, das kleine Wesen sei so etwas wie ein Roboter, denn die große Kreatur schien etwas zu sagen und machte eine Bewegung, als vom kleinen Wesen Lichter ausgingen, die ein winziges Rechteck von zirka 40 mal 60 Zentimeter auf dem Boden anleuchteten. Erneut machte die große Kreatur Bewegungen, das Rechteck erlosch, und der »Roboter« kam auf die vier Jungen zu.

Der 16jährige Volodla Startshev drückte den Fußball an seine Brust und begann zu schreien. Inzwischen war die große Kreatur hinter dem »Roboter« hermarschiert. Sie richtete ein etwa 50 Zentimeter langes Rohr auf den Knaben, der alsogleich verstummte und unsichtbar wurde. Jetzt ergriff Panik die Umstehenden. Alles schrie und rannte durcheinander. Der »Roboter« und die große Gestalt gingen zur Kugel zurück und verschwanden in der Öffnung. Das UFO veränderte die Farbe ins Gelb- und Weißliche und verschwand. Gleichzeitig tauchte der Knabe Volodla Startshev wieder auf. Er zitterte am ganzen Leib, war völlig verängstigt und sagte, er habe sich die ganze Zeit nicht bewegen können.

Auf der Wiese war das Gras niedergedrückt, als ob eine Walze darübergefahren wäre. Noch sechs Tage nach dem Ereignis fanden sich im Boden Vertiefungen, angeordnet »wie die Ecken eines Rhombus« [190]. Die Männer von der »Kommission zur Erforschung außergewöhnlicher Erscheinungen« trugen ein Magnetometer bei sich, wie es für geologische Untersuchungen verwendet wird. »Wir gingen diese Fläche mit dem Peilgerät ab, das den

größten Ausschlag genau im Zentrum jener Stelle anzeigte, die die Augenzeugen als Landeplatz des UFOs ausgewiesen hatten. Als wir mit dem Magnetometer dasselbe Areal abschritten, begann es Nullen anzuzeigen. Dies kommt immer dann vor, wenn das Ergebnis der Messung auf der zur Verfügung stehenden Skala nicht mehr registriert werden kann. Wir hatten den Eindruck, daß an dieser Stelle das Magnetfeld eine sehr hohe Spannung aufwies [190].«

In der Schilderung, die jedem »normal« (das Wörtchen »normal« kommt von »Norm« = »einheitlich«) denkenden Menschen durch und durch unglaublich und unlogisch erscheinen muß, klingen Saiten der Erinnerung auf. Ähnliches kannte ich doch schon! Die »lautlose Kugel«, welche »über dem Boden schwebte, die Farbe veränderte« und aus welcher »große Kreaturen« stiegen, war bereits 16 Jahre früher von Charles Hickson und Calvin Parker beschrieben worden. Die beiden Fabrikarbeiter waren am Abend des 11. Oktober 1973 in Pascagoula (Mississippi, USA) in eine große, farbige Kugel verschleppt und darin untersucht worden. Der Fall wurde damals von allen nur denkbaren Instanzen durchleuchtet und gilt bis heute als ungeklärtes Rätsel [118]. (Auch ich selbst habe im Spätherbst 1973 die beiden Entführungsoffer besucht und mich lange mit ihnen unterhalten. Ich gelangte zu der Überzeugung, daß ihre Schilderung subjektiv korrekt, also weder gelogen noch erfunden war. Für das Ereignis selbst fehlte mir eine rationale Erklärung.)

In Woronesch sprachen die Augenzeugen von einem etwa 50 Zentimeter langen Rohr, das auf den Knaben gerichtet worden sei. Auch das war bekannt. Am 22. Juni 1976, um 21.37 Uhr, waren über den Kanarischen Inseln UFOs beobachtet worden. Kurz darauf erlebten der Arzt Dr. Francisco Padron Leon und sein Taxichauffeur Estever Garcia auf der Nachbarinsel Fuerteventura einen Schock. Über einem Zwiebelfeld links der Straße schwebte eine farbige Kugel, darin war etwas »wie eine Plattform... und zwei große Wesen« [191]. Der Arzt gab zu Protokoll, die beiden Wesen in der Kugel hätten an einem durchsichtigen Rohr hantiert, dem etwas Bläuliches entströmt wäre. Anderntags waren alle Zwiebelpflanzen über dem Feld in Spiralförmigkeit niedergedrückt.

Jetzt erwarte ich eigentlich nur noch, daß irgendein Schlaumeier verkündet, die Kinder von Woronesch hätten vor ihrem Erlebnis amerikanische und spanische Zeitschriften gelesen.

Unfähig zu lernen?

Was soll man mit derartigen Beschreibungen anfangen? Die Augen abwenden? Den Verstand abschalten? Sich auf gar keinen Fall damit belasten? Den Seelenfrieden bewahren und sich einreden: Das gibt es nicht? Soll man resignieren und in ohnmächtige Depression verfallen? Oder soll man aus Gründen der »Staatsraison« oder der Religion darüber schweigen? Ich finde, nichts wirkt längerfristig derart verheerend und reaktionär wie die Verhinderung einer notwendigen Diskussion! Wir müssen uns mit diesen Einflüssen von außen befassen. Genauso, wie wir die Jahrtausende zurückliegenden Begegnungen von ETs mit unseren Vorfahren neu aufarbeiten müssen. Es wird ja letztlich nicht so sein, daß ein Spezialwissen um Außerirdische einige Einzelpersonen betrifft.

Das geht uns alle an! Egal, welcher Rasse, Religion oder Nation wir angehören. Naive Gemüter mögen annehmen, das Gerede um Außerirdische erledige sich von selbst und die mysteriösen Erscheinungen seien mit dem psychologischen Verhalten aus der Gegenwart erklärbar. Sie sind es nicht, denn die Beeinflussungen von außen fanden auch in Zeiten statt,

die mit irgendwelchen Gegenwartsproblemen nichts am Hut hatten. Die »psychologische Variante« ist nur eine weitere Ausrede, um uns selbst etwas vorzumachen. Auch die religiöse Einullpropaganda reicht für eine informierte Gesellschaft der Zukunft nicht aus. Glaubensaussagen werden einen immer peinlicheren Geschmack annehmen. Und selbst die Naturwissenschaft wird sich nicht auf Sir Francis Bacons Experimente und den »Aberglauben« herausreden können, wenn es darum geht, den Mitmenschen plausible und überzeugende Antworten auf ein beängstigendes Phänomen der Gegenwart zu vermitteln.

Wer denken kann, ist auch verantwortlich. Wir bewahren die »heile Welt« nicht, indem wir notwendige Denkreformen verhindern. Die Eiferer, die alles, was mit Außerirdischen zu tun hat, der Lächerlichkeit aussetzen, haben schon zuviel Unheil angerichtet. Die Behauptung, sie würden »nur« dem »gesunden Menschenverstand« gerecht und lediglich bewahren, was vernünftig, edel, klug und moralisch vertretbar sei, ist nichts anderes als Anmaßung. In einzelnen Fällen ist die Arroganz gar größer als die Ignoranz. Nichts zur Kenntnis nehmen zu wollen, ist nicht nur ignorant, sondern gleichzeitig eine Beleidigung und Verhöhnung von Millionen von Menschen.

Man sollte es nicht für möglich halten, in unserer Gesellschaft praktizieren bestimmte Gruppen sogar Zwangsmethoden, um UFO-Zeugen einzuschüchtern und unter Druck zu setzen. Zwei Beispiele sollen dies belegen:

Am 18. März 1972 beobachtete Alexander Raab, damals Pilot einer DC-9 der Austrian Airlines, ein UFO [192]. »Es war über der Landeshauptstadt Linz, in 6000 Metern Höhe. Die Maschine wurde links von einem kegelförmigen Flugobjekt überholt. Der feurige Körper hatte die Form eines Trichters, mit einer nach unten gerichteten Spitze, die ein gleißendes Licht ausstrahlte. Raab sah das UFO gemeinsam mit seinem Kopiloten Otto Herold etwa 20 Minuten lang.« Raab dachte an alles mögliche, nur nicht an etwas Außerirdisches, bis das unheimliche Ding die Richtung änderte, alle Kompassse im Cockpit »verrückt spielten« und die Warnanlagen aufleuchteten. Zur selben Zeit hörte er über Funk, daß der Pilot einer Cessna und einer Lufthansa-Maschine der Bodenstation dieselbe Sichtung meldeten.

Nach der Landung warteten bereits Reporter auf Alexander Raab, der darüber überhaupt nicht erbaut war. Es gab Schlagzeilen und der AUA-Pilot wurde sogar zu einer TVDiskussion geladen. Einige Zeit danach läutete bei Raab das Telefon. Eine Stimme mit amerikanischem Akzent sagte: »Wir untersuchen Ihren Fall. Es wäre weder in Ihrem noch in unserem Interesse, über diese Angelegenheit weiter zu sprechen.« Erwähnenswert bleibt, daß Raabs Telefonnummer nicht im Telefonverzeichnis aufgelistete war. Irgendwer hatte versucht, Alexander Raab einzuschüchtern.

Am 3. Mai 1975 erlebte der mexikanische Pilot Carlos de los Santos Montiel eine UFO-Begegnung, die ihn zutiefst erschreckte. Er war auf der Route nach Mexico-City, als die Maschine, eine Piper Pa-24, plötzlich zu schütteln anfang.

Über beiden Flügelspitzen klebte je ein dunkelgraues, scheibenförmiges Objekt. Schließlich tauchte ein drittes UFO auf, das geradewegs auf die Kanzel zuraste. Gleichzeitig fielen die elektronischen Bordgeräte aus. Aus unerfindlichen Gründen flog die Maschine dennoch weiter, bis sich die UFOs lösten, die elektronischen Geräte wieder funktionierten und Carlos de los Santos Montiel sicher in Mexico-City landete. Der Zwischenfall kam in die Presse, und Carlos wurde prompt zu einer Fernsehdiskussion eingeladen.

Auf dem Weg zum Studio wurde er von einer Limousine verfolgt, die ihm die Straße abschnitt. Vier Männer sprangen heraus, einer davon sagte: »Wenn Sie Wert auf Ihr Leben und das Ihrer Familie legen, sprechen Sie mit niemandem über Ihre Sichtung!« Verständlich, daß der TV-Moderator Pedro Ferriz an diesem Abend vergeblich auf seinen Gast Carlos de los Santos Montiel wartete.

In den darauffolgenden Tagen gelang es dem TV-Moderator, seinen verängstigten Gast zu überreden, dennoch an einem öffentlichen Gespräch über UFOs teilzunehmen. Dort lernte Carlos den US-Professor Allen Hynek kennen (der »UFO-Papst«). Der wiederum, fasziniert von Carlos' Erlebnis, lud ihn anderntags zum Frühstück in sein Hotel ein. Vor dem Hauptportal wurde Carlos von einem breitschultrigen Mann die Stufen hinuntergestoßen. Der Fremde zischte: »Verschwinden Sie schleunigst, und kommen Sie nie wieder zurück.« Auch Allen Hynek wartete vergeblich auf seinen Frühstücksgast.

Ähnlich gelagerte Fälle gibt es mehrere, doch auch das genaue Gegenteil kommt vor, man stößt den UFO-Zeugen ins Rampenlicht der Lächerlichkeit.

Der 27jährige Kanadier Robert Sufferen aus Bracebridge, Ontario, erlebte am 7. Oktober 1975 ein UFO hautnah. Auf dem Weg zum nahegelegenen Haus seiner Schwester versperrte eine kleine Scheibe von zirka sechs Metern Durchmesser die Straße. Im Scheinwerferlicht bemerkte Robert Sufferen eine behelmte Gestalt in einem silbrigglänzenden Anzug, die im Feld verschwand. Kurz darauf umflog das UFO einen Hochspannungsmast und stieg lautlos und kerzengerade in den Nachthimmel.

Auch dieser Fall kam in die Presse, und das Grundstück von Robert Sufferen wurde tagelang von UFO-Souvenirjägern belagert. Am 12. Dezember 1975 hielt ein Straßenkreuzer der Provinzpolizei von Ontario vor Sufferens Haus. Drei Männer in voller Luftwaffenuniform stiegen aus, bezeichneten sich als oberste Dienstgrade der Air-Force und zeigten dem skeptischen Robert ihre Dienstaussweise. Vorbehaltlos beantworteten sie dem verblüfften Robert Sufferen alle Fragen im Zusammenhang mit seinem UFO-Erlebnis. Sie kannten sogar die Uhrzeit des nächtlichen Zwischenfalles auf die Minute genau und nannten Details, die in keiner Zeitung gestanden hatten. Sie informierten Robert Sufferen sogar, »daß die Regierungen der USA und Kanadas schon seit längerer Zeit mit den fremden Wesen zusammenarbeiteten« [193]!

Weshalb diese Flucht nach vorne? Die Angelegenheit war in den Medien zu sehr breitgewalzt worden, jede Einschüchterung kam zu spät. Die offenen Antworten mußten auf die Journalisten durch und durch erfunden wirken, und mit Robert Sufferens Glaubwürdigkeit wäre es vorbei. Sowohl in den Fällen der Einschüchterung wie in denen der Lächerlichmacherei werden illegale Machtmittel eingesetzt, um die Öffentlichkeit zu täuschen. Mit welchem Recht? Wer beschließt eigentlich, was andere Menschen zu lesen, zu hören und zu wissen haben?

Und wer immer noch denkt, die ganze UFO-Massenpsychose sei die Reaktion von verunsicherten Menschen, die mit der Gegenwart nicht fertig werden und eine neue »Ersatzreligion« suchen, dem biete ich eine kühle Alternative:

Am 13. August 1986 war Helmut Liehmann Major des Jagdfliegergeschwaders 2 »Juri Gagarin« in der damaligen Deutschen Demokratischen Republik. Sein Geschwader gehörte zur 3. Luft-Verteidigungs-Division, stationiert in Neubrandenburg-Trollenhagen. (Im Zuge der Wiedervereinigung wurde die Nationale Volksarmee und damit auch die Luftverteidigung

aufgelöst.) In der Nacht, als es passierte, hatte Major Helmut Liehmann die Funktion des »Kettenkommandeurs« inne. In den Abendstunden des 13. August erreichte eine Kaltfront von Norden das Gebiet von Neubrandenburg, es war sternenklar, die Sichtverhältnisse ausgezeichnet.

Major Liehmann zog seine Maschine auf 10000 Meter Höhe in einem Kurs von 270° als er in einem Höhenwinkel von zirka 5 bis 10° und einem Kurswinkel von 20 bis 25° eine leuchtende, kreisrunde Erscheinung bemerkte. Der Mond war zu diesem Zeitpunkt bereits untergegangen. Das leuchtende »Ding« hatte etwa ein Zehntel der Mondgröße. Plötzlich ging von dem fremden Objekt ein scharf gebündelter Strahl aus, der im rechten Winkel zur Erdoberfläche verlief. Im ersten Moment dachte Major Liehmann, es handle sich um die ausgefahrenen Landescheinwerfer eines Kameraden - doch da war nichts, seine drei Pilotenkameraden, die das Phänomen ebenfalls bestaunten, hatten keine Landescheinwerfer angestellt. Zudem unterschied sich der scharf gebündelte Lichtstrahl vollkommen vom vertrauten Licht irgendeines Scheinwerfers. Wie »ausgeknipst« verlosch das Strahlenbündel plötzlich, und das kuriose Objekt begann gleichzeitig, sich aufzulösen. Dabei vergrößerte sich die »Kugel« und verlor zusehends an Helligkeit. Schließlich sah Major Liehmann so etwas wie eine »Kuppel«, die ebenfalls ihr Licht veränderte und sich auflöste.

Der ganze Spuk dauerte runde 15 Minuten. Außer Major Liehmann erlebten die Oberstleutnante Holger Bremer, Dieter Bittkau und Peter Martin das Phänomen. Und auch der Flugleiter am Boden, Oberstleutnant Roland Legeler, beobachtete das Schauspiel [194].

Kritiker werden sofort einhaken und fragen, weshalb denn der DDR-Major nicht auf das Objekt zugeflogen sei? Die Distanz betrug rund 300 Kilometer, in der Ferne über Kopenhagen und Malmö erkannte man Aufhellungen. Aber Major Liehmann durfte keinen fremden Luftraum verletzen.

Am 13.4.1987 erhielt Major Liehmann vom zuständigen wissenschaftlich-technischen Mitarbeiter der »ArchenholdSternwarte Berlin Treptow« die Lösung des Rätsels: »Ein befreundeter Flugzeugführer der NVA (Nationale Volksarmee) äußerte die Vermutung, daß Ihre Beobachtung auf Spiegelungen an der Kabinenkanzel zurückzuführen seien. «

Wenn Wissenschaftler Kommentare über unbekannte fliegende Objekte von sich geben, ist es zum Davonlaufen und wenn sie das Phänomen ernsthaft studieren würden, laufen sie ihrer Zunft davon. Da ziehen mehrere Militärpiloten Kreise in einer Höhe zwischen 10 000 und 13 000 Metern. Sie beobachten die beängstigende Erscheinung mal rechts, mal links ihrer Flugzeugkuppel. Da schießt ein gebündelter Lichtstrahl zur Erde, und die, welche sich eigentlich am Firmament auskennen müßten, schwafeln von »Spiegelungen an der Kabinenkanzel«.

Würde sich eine wissenschaftliche Institution mal dazu durchringen, einige tausend UFO-Fälle in den Computer einzugeben, so würde der Bildschirm auf Tastatordruck augenblicklich »gleiche Fälle« ausspucken. Man könnte die Wetterbedingungen, die Temperaturen, die Sichtverhältnisse, die Beschreibungen anderer Zeugen in anderen Ländern vergleichen und wüßte rasch, daß das mit der »Kugel, die sich vergrößert«, das mit dem »gebündelten Lichtstrahl zur Erde« nichts Einmaliges ist. Es hat sich noch und noch ereignet. Zwei Vergleichsfälle:

26. Januar 1985: Ein Passagierflugzeug des Typs TU-134A fliegt von Tiflis nach Tallin. (Aeroflot Kurs Nr. 8352 über Rostow.) Am nächtlichen Himmel taucht ein strahlendes Licht auf, von dem aus plötzlich ein »gebündelter Lichtstrahl« zur Erde schießt. Das Licht reflektiert am Boden derart hell, daß die vierköpfige Besatzung und die Passagiere Straßen und Häuser erkennen [195]. Ein Naturphänomen? Nein, die glänzende Kugel schoß schließlich vom Firmament hernieder und begleitete das Flugzeug acht Minuten lang.

22. Juni 1976: Vor der Südostküste von Fuerteventura (Kanarische Inseln) wird die Korvette »Atrevida« von einem grellen Lichtstrahl »von oben« geblendet. Ein zweiter Strahl fällt vom Himmel und tastet zwei Minuten lang die Küste ab. Es war kein Geräusch auszumachen [191].

Ich will nicht behaupten, die Kugel und der Lichtstrahl, welche Major Liehmann und seine Kameraden beobachteten, sei ein außerirdisches Objekt gewesen, aber ich kann behaupten, daß weder er noch seine Staffelpiloten einer »Ersatzreligion« nachjagen oder einer »Massenpsychose« zum Opfer fielen. Dasselbe gilt für die Piloten des Aeroflot-Fluges Nr. 8352 vom 26. Januar 1985 oder für die Offiziere der Korvette »Atrevida«. Stets bemüht, für alles eine »natürliche Erklärung« zu finden, vergewaltigen wir unseren Verstand.

Seemannsgarn?

Einsteins Relativitätstheorie ist für Nichtfachleute genauso widersprüchlich wie UFO-Geschichten für den Laien. Zitat: »Die Ganggeschwindigkeit einer Uhr ist desto geringer, je mehr ponderable Massen in ihrer Nähe sind. Der Ablauf aller Vorgänge, die einen bestimmten Eigenrhythmus haben, wird also durch in der Umgebung befindliche ponderable Massen verlangsamt« [196].

Wer, außer den Mathematikern und Physikern, versteht das Kauderwelsch? Da kam doch zu einem Zeitpunkt, als es noch keine irdische Raumfahrt gab, dieser Albert Einstein (1879-1954) daher und verkündete der verblüfften Welt, ein Mensch in einem sehr schnell daherfliegenden Raumschiff altere langsamer als sein Zwilling Bruder auf der Erde. Unsinn! Das kann nicht sein, denn die biologischen Prozesse verlaufen bei allen Lebewesen gleich, ob sie sich nun auf der Erde oder im Raumschiff befinden. Lächelten Fachleute und Laien. Ernst Mach, Physikprofessor der Universität Wien kommentierte [197]: »Ich kann die Relativitätstheorie so wenig akzeptieren wie die Existenz von Atomen und ähnlichen Dogmen.« Und sein Kollege, Professor T. J. See, immerhin Direktor des staatlichen Observatoriums von Mare Island, Kalifornien, spottete [198]: »Die Relativitätstheorie ist wertlos und irreführend.«

Dabei hatte Einstein seine Gedanken blitzsauber in der Allgemeinen Relativitätstheorie vorgestellt und mathematisch lückenlos abgesichert. Für die Fachleute, welche die algebraische Sprache beherrschten, lösten sich alle Widersprüche mit den Jahren auf, und heute ist Einsteins Theorie auch im praktischen Experiment bewiesen. Für die Laien hingegen bleibt die Relativitätstheorie bis auf den heutigen Tag ein Buch mit sieben Siegeln.

Das Verhalten der Außerirdischen ist für manche Erdenbürger genauso verworren und absurd wie Einsteins Theorie. Viele Unternehmungen der ETs strotzen nur so von Widersprüchen-für den Laien. Im Gegensatz dazu hat der Suchende gelernt, sich von anfänglichen Ungereimtheiten nicht abschrecken zu lassen. Er denkt weiter, fragt nach dem Warum und

dem möglichen Ziel, und siehe da, auch ohne Kaninchen aus dem Zauberhut, die Ungereimtheiten lösen sich auf, der Nebel hebt sich. Wir müssen wieder lernen, an allem zu zweifeln und uns nicht mit den erstbesten Antworten zufriedenzugeben. Vor 25 Jahren erklärte der amerikanische Biologe Dr. Strauß von der John Hopkins University, der Schneemensch »Yeti« sei nichts anderes als ein Kragenbär. »Da unsere Hypothese die einzige nicht phantastische Annahme ist, muß sie zutreffen [199].« Nach dieser Logik muß man jetzt nur noch den »Yeti« davon unterrichten, daß er ein Kragenbär ist.

»Das ganze Gerede um UFOs ist überflüssig, töricht und schädlich, weil es keine Außerirdischen gibt«, argumentieren intelligente Menschen. Wissen das auch die Außerirdischen, oder sollen wir sie zuerst darüber informieren, daß es sie nicht gibt?

Ich befürchte, die Situation um uns herum ist schlimmer, als wir phantasieren können. »Irgendwer« beobachtet uns, schnappt sich von Zeit zu Zeit einige Menschenexemplare, untersucht sie und stellt sie freundlicherweise wieder in den »Ameisenstaat« zurück. Oft - aber nicht immer. Noch schlimmer: »Irgendwer« angelt sich im Vorbeikommen einige Spezies der Gattung Mensch, zapft ihr genetisches Material ab und experimentiert damit im Raumschiff herum. Völlig lächerlich?

Sperma für den Himmel

Seit der Untersuchung von Barney und Betty Hill durch ETs am 19. September 1961 meldeten sich immer wieder Einzelpersonen, die steif und fest behaupteten, von UFOBesatzungen nicht nur untersucht, sondern auch im Genitalbereich belästigt worden zu sein. Nicht etwa im Sinne der »Lust« oder der Vergewaltigung, sondern labormäßig. Männliche Entführungsoffer versicherten, man habe ihnen Spermaproben genommen, weibliche redeten von durchgeführten »Schwangerschaftstests«, von »Absaugungen« und sogar von künstlich herbeigeführten Schwangerschaften. Wochen oder Monate später seien die heranwachsenden Föten operativ und schmerzlos herausgenommen worden. Die UFO-Literatur ist voll von derartigen Beschreibungen, die selbstverständlich von niemandem ernst genommen wurden.

Man weiß ja, was Menschen für Sexualträume und heimliche Wünsche haben. Zudem ist das Phänomen der »Scheinschwangerschaft« bekannt. Auch ist menschlich verständlich, daß es immer wieder vereinzelte Frauen gibt, die durchaus natürlich geschwängert wurden, aber nicht zugeben wollen, wer es war. Da hilft dann die willkommene Ausrede von den ETs - auch wenn sie kein Mensch glaubt. Man fühlt sich als Sonderfall, als »auserwählt« und »unbefleckt befruchtet«. Über derartige Schilderungen habe ich in den vergangenen drei Jahrzehnten müde gelächelt. Schwanger von ETs? Ha! Spermaproben für Außerirdische? Haha! Ich habe auf solchen Unsinn nicht einmal Gedanken verschwendet, habe mich nicht gefragt, was um alles in der Welt Außerirdische mit genetischem Material von Erdenmenschen sollen. Es war einfach alles zu dumm, um auch nur einen Hauch von Wahrheit zu enthalten.

Vielleicht spottete ich zu früh und tat zumindest einigen Opfern unrecht. Denn was da so schwachsinnig schien, hat Methode. Der amerikanische Autor Budd Hopkins legte 1987 das Resultat einer langjährigen Recherche vor, bei der ihm verschiedene Wissenschaftler, Psychologen und Ärzte zur Seite standen. Er untersuchte eine Reihe von »Begegnungen der vierten Art« und verlangte von seinen Gesprächspartner einzuwilligen, sich hypnotisieren zu

lassen. Während der Hypnosesitzungen waren stets zwei zusätzliche Zeugen anwesend, jedes Gespräch wurde auf Tonband aufgenommen. Die Auswertung seiner Fleißarbeit ist niederschmetternd [200].

Unter Hypnose schilderten die untersuchten Personen Männer und Frauen -, ihr genetisches Material sei »abgezapft« worden. Manchmal kam dieselbe Person im Laufe der Jahre gleich dreimal an die Reihe. Im Pubertätsalter, als junger Mann und als 35jähriger Erwachsener. Wenn das stimmt, und ich schreibe dies mit Vorbehalt, würde es bedeuten, daß ETs bestimmte Personen bereits in ihrer Jugendzeit »markieren«. Genauso wie wir das mit Zugvögeln tun. Tatsächlich wiesen die verschiedenen Probanden kleinste Narben auf, die sie sich nicht erklären konnten. Mehrere Frauen berichteten, die Außerirdischen hätten ihnen zuerst den Fötus entfernt und ihnen später »winzige Nachkommen gezeigt«, keine richtigen Menschen, »sondern eher Hybriden« [200]. Das sind Mischwesen.

Die von Budd Hopkins registrierten Fälle sind nur die Spitze des Eisbergs. Die New York Times Book Review schrieb über Hopkins' Arbeit: »Mr. Hopkins verlangt auf den Seiten seines Buches nicht mehr, als daß man ihm zuhört, und dies ist nur recht und billig. Sein Buch ist viel zu interessant, um es leichtfertig abzutun.«

Nach Hopkins und einigen anderen Autoren [201, 202] sind nicht nur Einzelpersonen, sondern oft ganze Familien durch »seltsame Lichter« ins Freie gelockt worden. In einzelnen Fällen kamen die ETs sogar in einsam gelegene Einfamilienhäuser. Den Opfern wurde kein absichtlicher Schmerz zugefügt. Sie schwebten in hell erleuchteten Räumen. Einigen Männern wurde etwas »Gummiartiges« über die gesamten Genitalien (nicht nur über den Penis) gelegt, und sie spürten »Saugbewegungen«. In anderen Fällen wurden sie durch eine »sehr hübsche Frau« sexuell stimuliert und sogar »geritten«. Im Gegensatz zu den »Riesen« von Woronesch handelte es sich bei diesem ET-Typ ausnahmslos um »kleinwüchsige Wesen« mit riesigen, pechschwarzen Augen, die nichts Weißes enthielten. »Man konnte ihnen nicht in die Augen sehen.« Die Fremden gaben keinerlei Erklärung für ihre Handlungen. Sie behandelten ihre Opfer etwa so, wie wir Küken behandeln.

Ein Bekannter, dem ich diese Story erzählte, reagierte verärgert: »Jetzt reicht's aber! Die UFO-Freaks haben einen Stand des Schwachsinn erreicht, der nicht mehr zu überbieten ist.« Ich habe Verständnis für derartige Reaktionen, möchte aber zu bedenken geben, daß wir von den »Göttern der Vorgeschichte« exakt dieselben Überlieferungen kennen.

Gläubige Katholiken sind überzeugt, Maria habe »unbefleckt empfangen«. Doch dieses Gedankengut der »unbefleckten Empfängnis« ist in Wirklichkeit steinalt. Die meisten als Religionsgründer verehrten Gestalten sollen »unbefleckt« empfangen und sehr oft auf rätselhafte Weise geboren worden sein. Das sind dann die »Söhne Gottes« oder noch früher die »Göttersöhne«. Das beginnt mit Buddha oder Zarathustra, die durch einen »göttlichen Strahl« im Leib der jungfräulichen Mutter gezeugt wurden, weiter zurück zur unverheirateten »Kund«, die im indischen Mahabharata »durch den Sonnengott« befruchtet wurde. Nach den Schriftrollen vom Toten Meer ist sogar unser biblischer Noah eine »Himmelsgeburt«, denn seine Mutter BatEnosch wurde nicht von ihrem Gatten Lamech geschwängert, sondern »durch einen der Söhne des Himmels« [203]. Tibetische, japanische, äthiopische und altägyptische Könige beriefen sich auf ihre »himmlische Abstammung«, und selbst bei Abrahams Geburt meldeten sich die »Engel« des Himmels zur Begrüßung [204].

Meinen Lesern wohlbekannt sind auch die unzähligen »Halbgötter der Vorzeit«, Hybriden also mit irdischen und überirdischen Genen. Gilgamesch-beispielsweise-war zu zwei Dritteln

»göttlich« und zu einem Drittel »irdisch«. Und - aus der Rückschau betrachtet - haben diese »Mischtypen« durch ihre Lehren die menschliche Geschichte, die menschliche Ethik und die menschliche Moral tatsächlich in neue Bahnen gelenkt.

Man mag argumentieren, umgekehrt würde ein Schuh daraus. Irgendein Mensch habe sich durch besondere Leistungen hervorgetan, und hinterher hätten ihm seine Verehrer eine »göttliche Zeugung« angedichtet. Das mag wohl sein, wer will das heute überprüfen? Nur scheint mir, es gibt in den alten Schriften zu viele und zu gute Beschreibungen über diese rätselhaften Befruchtungen. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen:

In den Überlieferungen der indischen Jainareligion wird festgehalten, der Gott Harinaigamesin habe einen Embryo in den Leib einer Menschenfrau gepflanzt. »Er legte sie in tiefen Schlaf, aber ihre Augen waren offen. Er tat es ihr ohne Schmerzen, sie war in einem Zustand des Traumes« [205]. (Exakt mit denselben Worten »wie in einem Traum« beschreiben die heutigen Opfer ihr Erlebnis.) Kurze Zeit später beschlossen die »himmlischen Wesen«, der Embryo müsse wieder aus der Frau heraus und in die Gebärmutter einer Königin, denn das Kind sollte Einfluß haben und deshalb am Königshof aufwachsen. Also erneut zur Erde, der Embryo wurde entnommen und in den Schoß einer Königin transferiert. Sie gebar 599 v. Chr. ein gesundes und bildhübsches Kind, das später unter dem Namen Mahavira die Jainareligion begründete.

Jahrtausende früher, als in der Stadt Nippur noch die Götter wohnten, schwängerte der »Luftgott« Enlil die entzückende Meslamatea. Eine Keilschrifttafel berichtet darüber: »... Der Same deines Herrn, der leuchtende Same, ist in meinem Schoß; der Same Sins, der göttliche Same ist in meinem Schoß... [206].« Selbst vor Vergewaltigungen scheuten die »Götter« nicht zurück. Das hübsche Erdenkind Ninlil fürchtete sich vor der Befruchtung. Auf einer Keilschrifttafel aus Nippur ist festgehalten: »... Meine Vagina ist zu klein, sie versteht den Beischlaf nicht. Meine Lippen sind zu klein, sie verstehen nicht zu küssen... [206].« Der »göttliche« Enlil überhörte die abwehrenden Worte.

Und selbst in den heiligen Bezirken des Alten Testaments wird über die Vermischungen zwischen »Wärtern des Him

mels« (in einigen Übersetzungen auch »Engel« genannt) und Menschentöchtern geredet. Ein hervorragender Reporter für derartige Begebenheiten war der siebte der insgesamt zehn Urväter vor der Flut, der Prophet Hennoch. Er soll 365 Jahre alt und nicht gestorben, sondern in einem feurigen Wagen in den Himmel entrückt worden sein. Hennoch schildert den Fall der 200 »Wächter des Himmels« oder »abtrünnigen Engel«, die es mit den Töchtern der Menschen trieben. Wie er später »vom Höchsten« (Raumschiffkommandant?) erfuhr, hatten die »Wächter des Himmels« damit ein ehernes Gebot verletzt [207]:

»... Sie sind zu den Menschentöchtern gegangen, haben bei ihnen geschlafen und mit den Weibern sich verunreinigt... Warum habt ihr den hohen und ewigen Himmel verlassen, bei den Weibern geschlafen, euch mit den Menschentöchtern verunreinigt und wie die Erdenkinder getan und Riesensöhne gezeugt?«

Diese seltsamen Begebenheiten sind also keine Gegenwarterscheinung, sie begannen bereits mit unseren Stammeltern. Eva soll aus einer »Rippe« von Adam erschaffen worden sein. Doch das sumerische Keilschriftzeichen für »Rippe« ist ein nach oben gerichteter Pfeil, und der bedeutet genaugenommen »Lebenskraft«. Ich habe schon immer die Meinung vertreten,

der Homo sapiens sei das Produkt einer gezielten, künstlichen Mutation aus dem Stamme der (vorhandenen) Hominiden. Die Götter schufen die Menschen nach ihrem Ebenbilde.

Nur eine Hypothese?

Wenn die heutigen Schilderungen von Sperma-Entnahmen und künstlichen Schwangerschaften wahr sind, müssen wir uns bohrenden, neuen Fragen stellen. Fragen, die beängstigend sind und denen wir dennoch nicht ausweichen können. Was wollen diese Außerirdischen eigentlich? Welches Spiel treiben sie mit uns? Vor Jahrtausenden halfen sie der menschlichen Art durch ihre künstlichen Mutationen. Sie dirigierte den wilden, unzivilisierten, eben dem Tier entwachsenen Menschen in neue Richtungen. Und heute? Schaffen sie Menschen, die nicht irdisch sind? Sollen menschliche Gestalten, die in außerirdischen Raumschiffen aufgezogen wurden, bei uns »eingeschleust« werden und Führungspositionen übernehmen? Sollen die Fremdlinge zu Vorbildern heranwachsen? Vorbilder von was? Oder steht dahinter die Absicht, systematisch die Unterschiede zwischen ihnen und uns zu verringern, damit ihre neue Zukunftsform sich an die irdische Atmosphäre und an die irdischen Bakterien anpaßt? Oder ist alles ganz anders? Benötigen die ETs dringend frisches, genetisches Material?

Angenommen, eine Raumkolonie (man spricht auch von einem Generationenraumschiff) sei Jahrtausende unterwegs und erreiche unser Sonnensystem. Dies nicht zufällig, denn auf den alten Sternenkarten der Raumfahrer wäre unsere Position längst markiert, schließlich waren ihre Vorfahren zu Olims Zeiten schon hier. Die Raumkolonie würde bereits Millionen von Kilometern außerhalb unseres Sonnensystems feststellen können, daß es bei uns Radio und Fernsehen gibt. Sie könnten auch aus weiter Ferne unsere wichtigsten Sprachen analysieren und sogar feststellen, welchen politischen und religiösen Träumen wir gerade anhängen. All dies erfährt man schließlich über Radio und TV. Von außerhalb des Sonnensystems her betrachtet, läßt sich die Erde nur erreichen, wenn vorher die Bahnen der äußeren Planeten gekreuzt werden. Dazu zählt-zwischen Mars und Jupiter - der Asteroidengürtel. Was braucht eine Raumkolonie nach Jahrhundert- oder jahrtausendjähriger Fahrt am dringendsten? Energie. Wo findet man diese am leichtesten? Im Asteroidengürtel. Dort können Mineralien und Erze aller Art buchstäblich »aufgelesen« und »eingesammelt« werden. Sämtliche Rohstoffe, welche unser System zu bieten hat, liegen »frei Haus« im Asteroidengürtel. Man muß sie nur noch abholen.

Weiter angenommen, eine derartige Raumkolonie habe sich bereits in den Vierzigerjahren unseres Jahrhunderts im Asteroidengürtel eingenistet. Wir würden es von der Erde aus nicht merken! Sicher verfügten wir heute über die technischen Möglichkeiten, es festzustellen, aber wir tun es nicht! Weshalb nicht? Weil wir eine derartige Möglichkeit gar nicht erst in Betracht ziehen. Kein Wissenschaftler und kein Politiker, der ernst genommen werden will, wagt es, einen solchen Vorschlag zu unterbreiten. Man stelle sich nur einmal vor, ein veritabler deutscher Minister würde allen Ernstes eine unbemannte Mission in den Asteroidengürtel anregen, um festzustellen, ob sich dort eine außerirdische Intelligenz niedergelassen habe. Der Mann wäre augenblicklich »weg vom Fenster«. Schließlich kostet eine Mission zum Asteroidengürtel viel Geld, und selbst eine Lausoperation mit dem Ziel >Asteroidengürtel< ist nicht billig zu haben. Bei unserer gegenwärtigen Geisteshaltung würden sogar die Wissenschaftler ihre Mitarbeit verweigern. Außerirdische im Asteroidengürtel? Aber ich bitte Sie!

Die ETs könnten sich dort draußen völlig unbelästigt fühlen. Sie könnten über Jahrzehnte ihre Energiereserven auffüllen und fleißig die verschiedensten UFO-Kaliber zur Erde schicken, um uns zu studieren. Da sie sich nie überfallartig zeigen und immer nur einzelne Menschen für ihre Untersuchungen und Experimente aussuchen, da sie zudem die Regeln des »Embargos« einhalten, bleibt die Menschheit (von einigen Störfällen abgesehen) unbelästigt. Die Reaktion der Menschen ist berechenbar. Beispiel Ameisenhaufen.

Eine letzte Annahme unterstellt, die Bewohner der Raumkolonie seien dabei zu degenerieren. Sie benötigen dringend eine genetische Auffrischung. Sie haben Zeit, viel mehr Zeit als der hektische Mensch, dem nur eine kurze Schaffensphase vergönnt ist. Da wir im Grunde wesensverwandt sind (nochmals: die Götter schufen die Menschen. ..), bestehen keine unvereinbaren Merkmale zwischen ihnen und uns. Sie »schaffen« sich ihre neuen Generationen aus dem genetischen Depot dieser Erde. Vielleicht holen sie sich ausgerechnet die Eigenschaften, die bei uns gerade verpönt sind: Kämpfertum, Härte, Durchhaltewille, Erfindergabe, musikalische Genialität, Liebe und schöpferische Phantasie. »Wir bringen nicht das Neue, um die Geister zu verwirren, sondern um sie aufzuklären.« (Galileo Galilei).

Die psychologischen Massagen

Für sämtliche UFO-Sichtungen bis hin zu den Begegnungen der vierten Art (Entführungen) bringt die Gegenpartei »vernünftige Erklärungen«. Wenn atmosphärische Bedingungen und irdische Gegenstände nicht weiterhelfen, tut es mit Sicherheit die Psychologie. Sie hilft überall und nirgendwo, je nachdem, ob man daran glaubt oder nicht. Nachdem der amerikanische Autor Whitley Strieber seine Entführungserlebnisse in zwei recht erfolgreichen Büchern beschrieb [201, 202], entdeckten Kritiker, daß Strieber bereits früher Horrorgeschichten verfaßt hatte. Striebers wiederholte Versicherung, seine Entführungserlebnisse beruhten auf Tatsachen und hätten nichts mit seiner Arbeit als Schriftsteller zu tun, verhallten ungehört. (Merke: Als Schriftsteller darfst du niemals Opfer einer Entführung sein.)

Andere Entführte begannen nur deshalb zu phantasieren, weil sie im Fernsehen die Serie »Raumschiff Enterprise« oder im Kino Spielbergs »Unheimliche Begegnung der dritten Art« gesehen hätten. (Merke: Falls du je das Pech hast, Entführungsoffer zu sein, darfst du vorher weder Sciencefiction-Romane gelesen noch UFO-Filme gesehen haben.) Wieder andere UFO-Träumer erzählten ihre Geschichten bloß deshalb, weil die Zeit gerade reif sei. Gibt es in den Medien zufällig UFO-Wellen, wie beispielsweise nach der TASS-Meldung über Woronesch, so wollten plötzlich Unzählige etwas Ähnliches erlebt haben. (Merke: Deine UFO-Entführung darf niemals an eine UFO-Welle gekoppelt sein.) Der größte Teil der »UFO-Spinner« stammte aus sozial schwierigen Verhältnissen. Zudem habe man festgestellt, daß viele Opfer von Entführungen »sich zum Zeitpunkt ihres Erlebnisses häufig in einer Krise« befänden [208].

Sie steckten gerade in finanziellen Schwierigkeiten, hatten Beziehungsprobleme, standen in Scheidung, ihre Kinder waren ausgezogen, der Freund davongelaufen, oder sie hatten meinetwegen Plattfüße. (Merke: Falls du von ETs entführt wirst, mußt du dastehen wie ein Heiliger.) Um Gotteswillen! In einem solchen Falle wäre augenblicklich, nein klar, was du mit deinen erdachten UFO-Erlebnissen suchst: eine Ersatzreligion. Der schmerzhafteste Verlust einer anerzogenen Religion öffnet die Bereitschaft für den neuen Glauben an UFOs. (Merke:

Falls du aus deiner Kirche ausgetreten bist oder sonstwie in einer Glaubenskrise steckst, sollst du kein UFO sehen und schon gar nicht entführt werden!)

Und fallen Entführungsoffer partout nicht in diese Kategorien, so sind es »Geschäftemacher«, »Psychopathen« oder Opfer anderer »psychologischer Mechanismen« [209]. Und überhaupt ist festgestellt worden, »daß praktisch alle amerikanischen Entführungsberichte von einer einzigen Quelle stammen«, von Budd Hopkins [208]. Der veröffentlichte sein erstes Buch über Entführungen zwar erst im Jahre 1981, und es gab längst vorher Entführungsfälle, zurück bis in die tiefe Vergangenheit des Menschen. Nur schert das niemanden, der seine eigene »Lust« mit psychologischen Erklärungen ruhigstellt.

Nach diesen unzähligen Verhaltensmustern habe ich verstanden, daß vernünftigerweise kein geistig gesunder Mitmensch UFO-Erlebnisse haben darf. Jetzt müssen wir das nur noch dem Millionenheer von UFO-geschockten Weltbürgern beibringen. Und nebenbei die objektiven Tatsachen zerreden. Angefangen von den Radar-Aufzeichnungen über die Video-Filme, die Fotos, die niedergewalzten Wiesen und Zwiebfelder (alles »natürlich« erklärbar!) über die Hautverbrennungen von Opfern bis hin zu den massenhaft gefälschten Dokumenten mit den Unterschriften von Staatspräsidenten und höchsten Militärs. Die Frage, wer sich hier etwas vormacht, liegt auf der Hand.

Die Gurus der alten Religionen und der neuen Sekten fordern sturen Glauben, ohne Wunder anbieten zu können. »Bei der UFO-Situation ist es genau umgekehrt: Es wimmelt von Wundern, und niemand glaubt daran [200].«

Für mich, als Pendler zwischen den Zeiten, stehen alle psychologischen Argumente auf schwachen Füßen. Unbestritten gibt es Zeitgenossen, die »spinnen«, andere, die sich wichtig machen wollen, sich täuschen lassen, die in »sozialen Schwierigkeiten« stecken oder in irgendeine Kategorie der »Psychopathen« fallen - nur gilt dasselbe genauso für die »Anti-UFO-Lobby«. Dort leben keine Heiligen! Man soll nicht so tun, als ob die Rechthaberei und das religiopsychologische Muster bloß bei denjenigen Menschen zu lokalisieren sein, die das Pech hatten, ein UFO-Erlebnis zu erdulden. Ich möchte die Psyche der anderen Seite nicht untersuchen.

Nach dem Strickmuster der psychologischen Alleswisser müßte ich selbst längst UFOs beobachtet haben oder mindestens einmal entführt worden sein. Tatsächlich zähle ich mich zur Menschengruppe, die sehr gerne mit ETs in Kontakt kämen. Schließlich hätte ich ein Bündel von Fragen an meine außerirdischen Freunde. Leider blieb mein Wunsch bislang unerfüllt. Ich habe weder eine Begegnung der ersten noch eine solche der vierten Art erlebt. Traurig!

Nun bin ich kein Kind von Traurigkeit und immer wieder dankbar, wenn anderen gelingt, was mir versagt blieb. Die Sichtung eines veritablen UFOs blieb mir versagt - doch gute Fotografien kamen mir stets wieder vor die Augen. So der Schnappschuß eines dreieckigen UFOs, der Anfang April 1990 über Belgien gelang. Es sind exzellente Bilddokumente, die auch in einem wissenschaftlichen Werk ihren Niederschlag fanden [215]. Da sich das Objekt rasch bewegte, erscheinen die insgesamt vier Lichter etwas verzerrt. Erst im Farbumkehrverfahren (Falschfarben blau) wird der eigentliche, dunkle Dreieckskörper des UFOs sichtbar. Und wer da denkt, es »müsse« sich um einen Kinderdrachen oder sonst eine Fälschung handeln, drückt das falsche Auge zu. Das dreieckige UFO spielte selbst mit belgischen Abfangjägern Katz und Maus. Dreieckig? Ist ja gelacht! Ich würde gerne mitlachen, wären mir dreieckige UFOs nicht schon im Altertum begegnet. Zwei Beispiele:

Im 2. Buch seiner »Naturgeschichte« [216] berichtet der römische Historiker Cajus Plinius der Ältere (24-79 n. Chr.) über brennende, funkensprühende Schilde, die bei Sonnenuntergang die Menschen erschreckten. Dies ereignete sich zur Zeit der Konsuln L. Valerius und O. Marius. Die beiden Herren lebten um 100 v. Chr.

Als Alexander der Große im Jahre 332 v. Chr. die Festung Tyrus belagerte, tauchten über dem mazedonischen Lager »fünf fliegende Schilde in Dreiecksformation« [217] auf. Die Objekte kreisten langsam über Tyrus und wurden von Tausenden von Kriegern beider Parteien beobachtet. Es war weder eine Massenpsychose noch ein Naturereignis, denn aus einem der fliegenden Dreiecke zuckten plötzlich Blitze in die Mauern und Türme der Festung. Die Schutzwälle zerbröckelten, und Alexanders Soldaten erstürmten Tyrus. Nach dieser überraschenden Waffenhilfe aus dem Weltraum verschwanden die »fliegenden Schilde« mit großer Geschwindigkeit im Nachmittagshimmel. »Tatsachen sind die Feinde der Wahrheit.« (Miguel Cervantes, 1547-1616.)

Die Zeitschrift Die Sterne veröffentlichte kürzlich einen Beitrag von Dr. Roberto Pinotti aus Florenz. Dort macht sich der Gelehrte Gedanken über den »Kulturschock«, den ein extraterrestrischer Eingriff auf der Erde auslösen würde [210]. Dr. Pinotti meint, heute herrsche ein Gefühl »allgemeiner Richtungslosigkeit«. Das Ergebnis sei eine »kulturelle Zeitbombe, die jederzeit explodieren« könne. »In dieser Situation könnte sich die Nachricht von der Existenz von ETI (extraterrestrischer Intelligenz) als verheerend erweisen.«

Die erste Wirkung der Menschheit auf Außerirdische wäre eine »Autoritätskrise auf der ganzen Welt, die nicht nur die Wissenschaften, Religion und Philosophie, sondern auch die soziopolitischen Strukturen betreffe«.

Link zu: UFO über Belgien

Linke Seite: UFOs über Belgien, fotografiert Anfang April 1990 über Petit-Rechain. Fotos G. Mossay. Oben das Original, das Bild unten (Farb-Umkehrverfahren) läßt den Dreieckskörper sichtbar werden.

Pinotti vermutet, bei einem schockartigen Auftauchen von ETs würden die Naturwissenschaften kritisiert und konservative Wissenschaftler würden verspottet werden. »Das bedeutet, daß mit Ausnahme einer begrenzten wissenschaftlichen und kulturellen Elite ein zukünftiger Kontakt mit ETI weltweit Angst, Panik, Massenhysterie, eine Autoritätskrise und weitverbreitete Anomie erzeugen würde, insbesondere, wenn die Erde die passive Rolle spielt.« ,

Was ist zu tun? Den Mantel der Verschwiegenheit über ETs und UFOs stülpen? Die aufgewühlten Menschen mit psychologischen Erklärungen abspeisen? Die Entführungsoffer im Regen stehen lassen? Die Presse mit Beruhigungsbomben beliefern? Dr. Pinotti schätzt die Situation richtig ein. Er meint, es sei notwendig, »die öffentliche Meinung der Welt auf den Kontakt vorzubereiten, bevor die Nachricht verbreitet wird«. Man müsse gemeinsam die »natürlichen Bedingungen« schaffen, »unter denen eine Konfrontation mit ETI die Menschheit nicht in traumatischer Weise trifft«. Pinotti plädiert für eine »Erziehungsstrategie«, sozusagen ein Vorbereitungsprogramm für die Menschen, damit der Götter-Schock gemildert wird. »Die Zukunft der menschlichen Zivilisation kann davon abhängen, daß wir die Öffentlichkeit vorbereiten, bevor die Nachricht verbreitet wird, daß es ETs gibt. Das ist eine historische Pflicht für uns alle.« Sie sagen es, Herr Dr. Pinotti!

Getestet und zu leicht befunden

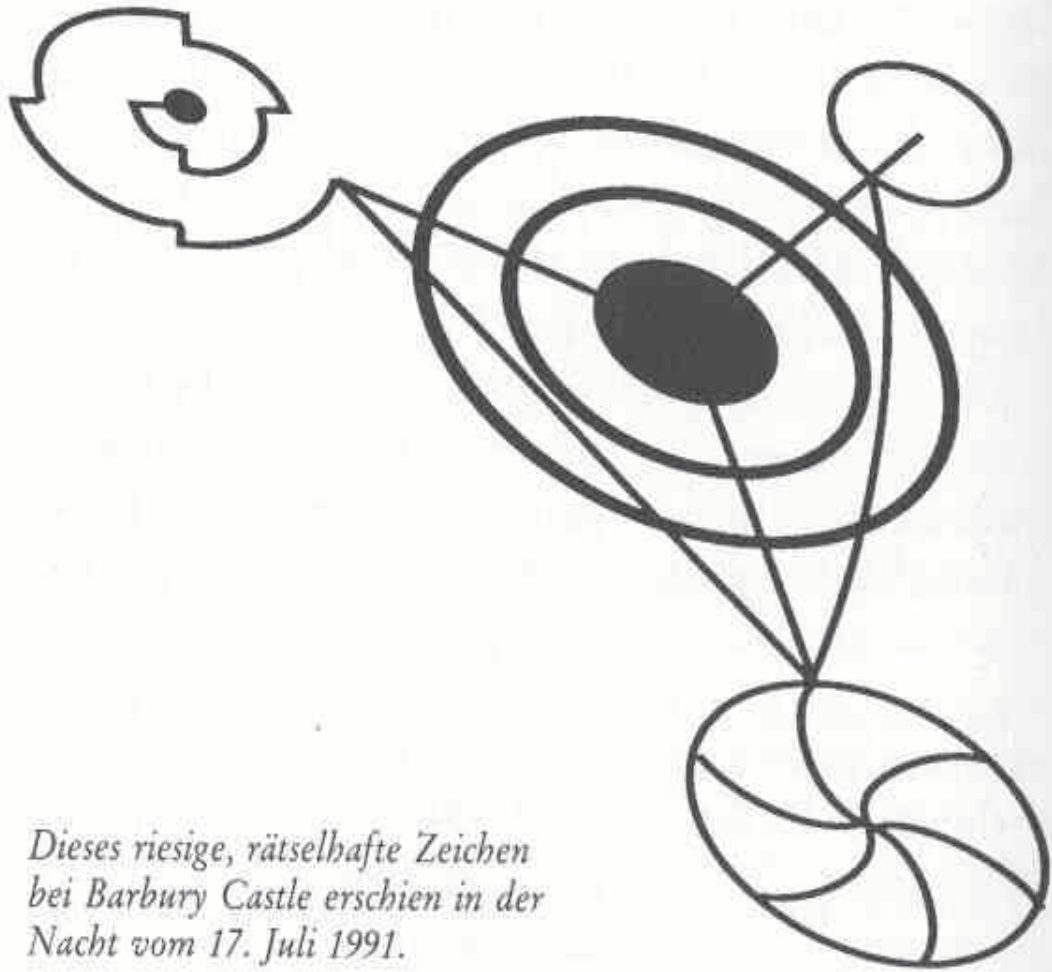
Zur Zeit verpassen Wissenschaftler und Medienleute eine einzigartige Chance, ihrer »historischen Pflicht« gerecht zu werden. Seit Jahren tauchen in Englands Feldern rätselhafte Zeichen auf - und wir lachen darüber hinweg. Wir möchten nicht, daß diese Zeichen irgend etwas mit einer fremden Dimension zu tun haben. Das darf, das kann nicht sein. Also saugen wir begierig die Botschaft von einigen Studenten und zwei Rentnern auf, sie hätten die Figuren gefälscht. Na endlich! Wir wußten's doch immer! Zeichen von Außerirdischen? Hier? Aber ich bitte Sie!

Ich behaupte nicht - wie könnte ich das? -, die kuriosen Figuren seien Botschaften aus einer anderen Welt. Auch weiß ich, daß es Fälschungen gab und vermutlich weiterhin geben wird. Doch will die »Fälschungstheorie« nicht weiter als bis zur Nasenspitze reichen. Im Rahmen der Ancient Astronaut Society- beobachtete ein Team während Wochen Englands Korn- und Rapsfelder. Dasselbe taten Wissenschaftlergruppen aus Japan und England. Sie alle machten erstaunliche Feststellungen. »So wurden beispielsweise in einer noch frischen Struktur extreme Kompaßanomalien festgestellt. (Rasantes Drehen der Kompaßnadel und Tendenz der Nadel, sich senkrecht aufzurichten.) In einem anderen Fall knickten ursprünglich völlig intakte, von außerhalb in ein frisches Piktogramm getragene Getreidehalme innerhalb von Minuten um. Der Effekt erwies sich bei Versuchswiederholungen als reproduzierbar. Am nächsten Tag konnten in der gleichen Struktur keine derartigen Beobachtungen mehr gemacht werden [211].«

Die Fälscher und andere Dummerchen mögen simple Kreise und Linien in die Felder drücken und Getreidehalme niedertrampeln, doch für die komplizierten Piktogramme, die über Nacht entstehen, sind weder Rentner noch Studenten.

Die Ancient Astronaut Society (AAS) ist eine internationale, gemeinnützige Gesellschaft, die sich mit dem Themenkreis der Außerirdischen befaßt. Die AAS organisiert Meetings, Kongresse und Studienreisen. Sie gibt ein Mitteilungsblatt heraus. Jedermann kann Mitglied der AAS werden. Kostenlose Information erhalten Sie bei: AAS, CH-4532 Feldbrunnen. ten zuständig. Da tauchen geometrische Bilder von unglaublicher Schönheit und Vielfalt auf, die bis zu 200 Meter lang und breit sein können. Beispielsweise das am 11. Juli 1990 entstandene Bild bei Alton Barnes oder das am 3. August 1990 aufgetauchte Piktogramm bei Cheesefoot Head (Winchester). In beiden Fällen handelt es sich um ganze Ketten von miteinander verbundenen Kreisflächen, Ringen, Verbindungsbalken, geometrischen Zeichen und rätselhaften Anhängseln.

Das bislang tollste Zeichen entstand in der Nacht des 17. Juli 1991 in einem Feld bei Barbury Castle. Über einem gleichschenkligen Dreieck von über hundert Metern Seitenlänge liegen zwei Kreise und im Zentrum des Dreiecks eine Kreisfläche. Von diesem Zentrum aus verlaufen drei Linien in die Ecken des Dreiecks. An jeder Dreiecksecke beginnt ein weiterer Kreis, doch jeder der insgesamt drei Kreise unterscheidet sich vom anderen. Es ist praktisch nicht machbar, ein derartig großes und perfektes Bild über Nacht zu fälschen. Da müßten schon ganze Kompanien anrücken und riesige Schablonen über die Felder stülpen. Derartiges wäre bei der Dauerbeobachtung der Landschaft, die auch nachts mit Infrarotfeldstechern unter Kontrolle war, völlig ausgeschlossen.



*Dieses riesige, rätselhafte Zeichen
bei Barbury Castle erschien in der
Nacht vom 17. Juli 1991.*

282

Ich habe mir Gedanken gemacht, wie sich derartig große Bilder überhaupt fälschen ließen. Herumtrampelnde Studenten oder Rentner können's nicht sein. Dafür sind die Darstellungen an den Rändern zu präzise, die Halme liegen spiralförmig niedergelegt und sind zudem nicht geknickt. Als Rätsellösung dachte ich mir einen durchtriebenen Chemiker, der bereits im Winter, wenn die Felder unbeobachtet sind, irgendein Pestizid auf den Boden sprayt. Natürlich in vorbereitete Schablonen. Monate später, wenn die Saat aufgeht und die Pflanzen heranwachsen, wirkt plötzlich das Pestizid, und zwar ausschließlich in der vorher eingegossenen Figur. Die Ähren legen sich zu Boden, ohne daß ein Trampelpfad nachweisbar wäre, und die staunende Menschheit stünde vor ihrem Phänomen.

Das Ärgerliche an dieser vorgeschlagenen Lösung ist folgendes: Die Zeichen in den Feldern entstehen nur über Nacht. Die Chemie kennt kein Pflanzenvernichtungsmittel, das derart dosiert und ausschließlich über Nacht wirkt. Zudem würde diese Lösung die Kompaßanomalien und andere physikalische Eigenschaften in den Zeichen nicht erklären. Schließlich gibt es alleine in England über tausend der verschiedensten »Piktogramme«. Die hypothetischen Fälscher mit ihren Pestiziden müßten bereits mit Tanklastwagen in die Felder fahren.

Außerdem werden die Zeichen Jahr für Jahr raffinierter. Es ist eine regelrechte Evolution in der Botschaft erkennbar.

Die Fälscher müßten begnadete Künstler sein, und die gesamte Bauernschaft des betroffenen Gebietes müßte das falsche Spiel mitspielen. Schließlich lassen sich die riesigen und verwirrenden Figuren nicht ungesehen fälschen. Die alten Fragen bleiben.

Wer oder was spielt mit uns? Und weshalb? Und falls die »Fälschungshypothese« durchgezogen wird, wer fälscht die Piktogramme seit 15 Jahren unbemerkt in derart gigantischen Ausmaßen? Mit einer unglaublichen Perfektion in der Ausführung? Ist hier eine Art von »kritischer Verschwörung« im Gange? Falls ja, so müßte sie derart riesige Ausmaße angenommen haben, daß sie schwerlich über die vielen Jahre geheim bleiben könnte. Selbst wer spekuliert, die Armee sei in irgendeiner Weise daran beteiligt, kann nicht damit rechnen, daß die Ausführenden still bleiben. Und das Schlimmste: Wenn heute irgendeine Chemikercrew oder eine Fußballmannschaft auftauchte und bekennen würde: Wir waren's! so glaubt ihnen kein kritischer Verstand mehr. Man kann die Menschheit nicht 15 Jahre lang zum Narren halten.

Und wenn es sich um Botschaften aus einer anderen Welt oder einer anderen Zeit handelt, was bezwecken die Absender damit? Ich vermute, sie bezwecken exakt dies, was auch erreicht wird. Die Menschheit soll beunruhigt werden! Sie soll sich Gedanken über das Phänomen machen müssen! Die Botschaft soll multipliziert und verbreitet werden! Jemand will uns aufscheuchen. Die Reaktion der »intellektuellen Elite« ist dieselbe wie bei den UFOs. Gelächter! Anstatt sich mit den Zeichenbotschaften sachlich auseinanderzusetzen, stecken wir den Kopf ins trübe Wasser und amüsieren uns über Mitmenschen, die mit unzulänglicher Ausrüstung versuchen, dem Geheimnis auf die Schliche zu kommen. Weder die Wissenschaftler noch die Medien begreifen ihre »historische Pflicht« (R. Pinotti). Dazu schrieb der Publizist Michael Hesemann [212]:

»Daß der Kornkreis-Sommer 1991 weder in England noch in Deutschland größere Beachtung in den Medien fand, war das Ergebnis einer Reihe geschickter Manipulationen mit dem Ziel, das Interesse der Öffentlichkeit in Grenzen zu halten. 1990 geschah dies durch eine Kornkreisfälschung vor den Augen der >Operation Blackbird<, die von heute auf morgen die Medienberichterstattung stoppte: 1991 halfen die >Kornkreisfälschungen< in Deutschland.«

Der berühmte Science-fiction-Autor Arthur C. Clarke meinte einst, eine »genügend kochentwickelte Technologie wäre für die Menschen nicht mehr von Magie zu unterscheiden [213].« Sinngemäß formulierte es Professor Carl Sagan von der Cornell-Universität in New York: »Wenn Außerirdische uns in ihrer technologischen Entwicklung nur um ein paar Jahrhunderte voraus sind, müßten >magische Handlungen von ihnen geradezu erwartet werden< [214].«

Dazu sind keine »Jahrhunderte« notwendig. Moderne Hologramme werden mittels Laser erzeugt. Gegenstände oder lebende Figuren tauchen mitten im Raum auf und sind von allen Seiten betrachtbar. Eine lebensgroße holographische Figur, vorgespielt unserem Großvater anno 1950, müßte von ihm als »Geist« eingestuft werden. Magie? Nein, simple Technik. Im Rahmen des SDI-Programms der USA, bekanntgeworden unter der (falschen) Überschrift »Krieg der Sterne«, sind Laserkanonen entwickelt worden, mit denen man auf der Mondoberfläche eine farbenprächtige Reklame aufleuchten lassen könnte. Sichtbar für alle Erdenmenschen. Wie würden wir reagieren, wenn auf geisterhafte Weise auf der leuchtenden Vollmondscheibe der Schriftzug meneh meneh tekell u pharsin auftauchte? Die Worte

stammen aus dem Aramäischen und werden im Alten Testament beim Propheten Daniel (5,25-28) verwendet. Damals, beim Gastmahl des babylonischen Königs Belsazar, soll dieser Schriftzug plötzlich von einem »leuchtenden Finger« an die Wand geschrieben worden sein. Die Bedeutung ist bis heute unklar. Die einen lesen: »Er (Gott) hat gezählt, gewogen, zerteilt«, andere: »Gezählt eine Mine, ein Sekel und ein Halbsekel.« Der Spruch wird als Orakel gewertet, von dem sich das Sprichwort: »Gewogen und zu leicht befunden« ableitet.

Auch das kühle, rationale Denken hilft nicht weiter, wenn das Wissen um die zukünftige Technologie fehlt. »Großvater sieht Geister« und »Menschenmassen Gottes Handschrift auf dem Mond«. Das wäre unsere Einstellung! Vor Jahrtausenden wirkten die Außerirdischen für unsere Vorfahren wie Dämonen und Gottheiten aus übernatürlichen Regionen. Es fehlte am technischen Verständnis. Und heute? Die Technik der ETs, selbst wenn sie uns nur um einige Jahrzehnte voraus ist, wirkt »metaphysisch«. Wir können sie wissenschaftlich nicht einordnen. Wir stehen vor Rätseln. Nun mag der naive Verstand das Übernatürliche als Magie oder »göttliche Zauberei« einstufen, die er nicht verstehen muß. Der wissenschaftliche Verstand hingegen lehnt die »Magie« ab. Er weigert sich, etwas »Metaphysisches« zur Kenntnis zu nehmen. Was es nicht geben kann, gibt es nicht. Francis Bacons »Trugbilder« existieren nicht. Wer macht nun wem etwas vor? Derjenige, der »Trugbilder« sieht oder derjenige, der sich weigert, sie zu sehen? Derjenige, der UFO-Phänomene erlebt, oder derjenige, der sie als »Spintisiererei« wegwischt? Derjenige, der über die »mystischen Zeichen« in Englands Feldern nachdenkt, oder derjenige, der sich darüber kaputtlacht?

Die Kette der Erkenntnisse wird niemals abreißen. Wir alle sind Wesen des Übergangs, eingebettet in eine Gegenwart, die gerade winzige Bruchstücke des Ganzen erkennt. Wir haben sowenig ein Recht, die ehrlichen UFO-Opfer in der Schublade der Psychopathen abzulegen, wie wir ein Recht haben, die Kinder, welche »Gotteserscheinungen« erlebten, als »psychisch Kranke« hinzustellen. Vielleicht gibt es im Universum so etwas wie eine »galaktische Religion«, und irgendwelche ETs sind zuständig für die Ausbreitung dieses religiösen Gedankens. Stets dosiert und der jeweiligen Zeit sowie dem jeweiligen intellektuellen Entwicklungsgrad angepaßt, werden neue Wertvorstellungen und neue Technologien freigegeben. Wissen wir denn wirklich, wer in der menschlichen Entwicklung »die Fäden zieht«? Wer hinter den Botschaften und Mitteilungen steht, welche die Weltgeschichte veränderten? Vielleicht stehen ganze Bände einer galaktischen Enzyklopädie für uns in Reserve, die wir aber nur häppchenweise vorgesetzt bekommen. Der Baum der Erkenntnis steht immer in der Zukunft, und letztlich ist »jeder Fortschritt nur eine Verwirklichung von Utopien« (Oscar Wilde, 1854-1900).

LITERATURVERZEICHNIS

- [1] Bitterli, Urs: Die Wilden und die Zivilisierten. München 1976.
- [2] Columbus, Christoph: Das Bordbuch von 1492 und andere Aufzeichnungen. Hrsg.: R. Grün, Tübingen 1970.
- [3] Sahagun, Bernardino, de: Historia general de las cosas de Nueva Espana. Madrid o. J.
- [4] Davies, Nigel: Die Azteken. Düsseldorf 1974.
- [5] Hagen, Victor, von: Die Wüstenkönigreiche Perus. Bergisch Gladbach 1979.
- [6] Wachtel, Nathan: La vision des vaincus. Paris 1971.
- [7] Harrer, Heinrich, und Pleticha, H.: Entdeckungsgeschichte aus erster Hand. Würzburg 1968.
- [8] Nevermann, H.: Götter der Südsee. Stuttgart 1947.
- [9] Bitterli, Urs: Die Wilden und die Zivilisierten. München 1976.
- [10] Ellis, James Joseph: Polynesian Researches. London 1932.
- [11] Verne, Jules: Die großen Seefahrer und Entdecker. Zürich 1974.
- [12] Wernhart, Karl R.: Gedanken um die Steinplastik »Spanier von Hawaii« im Museum für Völkerkunde zu Berlin. In: Baessler-Archiv, Berlin N. F. Bd. XX, 1972, S. 97-102.
- [13] Castlereagh, Duncan: Das Zeitalter der großen Entdeckungen. Übers. London 1971.
- [14] Prestage, E.: Die portugiesischen Entdecker. Bern, Leipzig, Wien 1936.
- [15] Däniken, Erich, von: Der Tag, an dem die Götter kamen. München 1984.
- [16] Farb, Peter: Die Indianer. Wien, München, Zürich 1971.
- [17] Barker, Felix: Entdeckungsfahrten im Altertum. Übers. London 1971.
- [18] Plinius, Cajus Secundus: Die Naturgeschichte, z. Buch. Übers. von Prof. Dr. G. C. Wittstein. Leipzig 1881.
- [19] Diodor von Sizilien: Geschichts-Bibliothek, 1. Buch. Übers. von Dr. Adolf Wahrmund. Stuttgart 1866.
- [20] Grunfeld, Frederic V.: Spiele der Welt - Tlachtli. Hsg. Schweizer Komitee für UNICEF, Zürich o. J.
- [21] Bitterli, Urs: Die Wilden und wir. In: Neue Zürcher Zeitung, 11./12. Sept. 1976.

- [22] Chinard, Gilbert: L'Amerique et le reve exotique dans la litterature Française au XVIIe et XVIIIe siecle. Paris 1934.
- [23] Delbrueck, Richard: Südasiatische Seefahrt im Altertum. In: Bonner Jahrbücher des Rheinischen Landesmuseums in Bonn. Bonn, H. 155/156, 1955/1956.
- [24] Knöbl, Kuno: Tal Ki. Wien 1975.
- [25] Holroyd, Stuart, und Lambert, David: Rätselhafte Stätten unserer Erde. Glarus 1979.
- [26] Tompkins, Peter: Die Wiege der Sonne. Bern 1977.
- [27] Ziehr, Wilhelm: Göttervogel. Frankfurt 1976.
- [28] Casson, Lionel: Die Seefahrer der Antike. München 1979.
- [29] Glas, G. (Übers.): The History of the Discovery and Conquest of the Canary Islands. London 1967.
- [30] Lambert, Wilfried G., und Millard, Alan R.: AtraHasis. The Babylonian Story of the Flood. Oxford 1970.
- [31] Sitchin, Zecharia: Der zwölfte Planet. Unterägeri bei Zug 1979.
- [32] Baumann, Peter: Valdivia. Hamburg 1978.
- [33] Hampden, John: Sir Francis Drake - Pirat der Queen. Tübingen 1977.
- [34] Harrer, Heinrich, und Pleticha, H.: Entdeckungsgeschichte aus erster Hand. Würzburg 1968.
- [35] Salentiny, Fernand: Das Lexikon der Seefahrer und Entdecker. Tübingen 1974.
- [36] Prestage, E.: Die portugiesischen Entdecker. Bern, Leipzig, Wien 1936.
- [37] Worsley, Peter: Progress and Cults in Melanesia. In: New Society, London, 1. 1962. Nr. 3.
- [38] Cogan, Henry: Die Fahrten und Abenteuer des Fernam Mendez Pinto. Übers. London 1891.
- [39] Seymour, William: Auf der Suche nach östlichen Schätzen. Übers. London 1971.
- [40] Guariglia, Guglielmo: Prophetismus und Heilserwartungsbewegungen als völkerkundliches und religionsgeschichtliches Problem. In: Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik. Wien, Bd. XIII, 1959.
- [41] Wellmann, Klaus F.: Indian Rock Art. In: Reader's Digest, Okt. 1978.
- [42] Dopatka, Ulrich: Lexikon der Prä-Astronautik. Düsseldorf 1979.

- [43] Sujo Volsky, Jeannine: El estudio del arte rupestre en Venezuela. Caracas 1975.
- [44] Mead, Margaret: Una donna, un paese. RAI-Produktion, Drehbuch, Rom 1972.
- [45] Blackburn, Julia: The White Men. London 1979.
- [46] »Der Spiegel«, Hamburg, Nr. 44, 1980. Artikel »Düstere Ahnung«.
- [47] Leithäuser, Joachim: Ufer hinter dem Horizont. Berlin 1968.
- [48] Lukesch, Anton: Mythos und Leben der Kayapo. In: Acta Ethnologica et Linguistica. Wien, Nr. 12, 1968.
- [49] Hurley, Frank: Perlen und Wilde. Leipzig 1926.
- [50] Scheurmann, Erich: Der Papalagi. Zollikon-Zürich 1977.
- [51] TV DRS vom 4. Januar 1985: Als die weißen Geister kamen. Wie die Papuas vor 50 Jahren ihre Entdecker erlebten. Film von Bob Connolly und Robin Anderson.
- [52] Frankfurth, Horst: Die Geheimnisse der gelben Götter. Stuttgart 1978.
- [53] Hennig, Richard: Zur Vorgeschichte der Luftfahrt. In: Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie. Jahrbuch des Vereins Deutscher Ingenieure. 18. Band. Berlin 1928.
- [54] Giles, Herbert: Adversaria Sinica. Shanghai 1910.
- [55] do.: Spuren der Luftfahrt im alten China. In: Astro nomische Zeitschrift. Hamburg. H.9. 1917.
- [56] Bacon, Roger: Epistola de secretis artis et naturae operibus. In: Kap. 4: De instrumentis artificionis mirabilibus. o. A.
- [57] Laufer, Berthold: The Prehistory of Aviation. In: Field Museum of Natural History, Anthropological Series, Vol. XVIII, No. 1, Chicago 1928.
- [58] Kanplal, Dileep Kumar, Prof. Dr.: Fliegende Maschinen im alten Indien. Aus: Däniken, Erich von: Habe ich mich geirrt? München 1985.
- [59] Mahabharata. Bhandarkar Oriental Research Institute, Edn. Adiparva. o. J.
- [60] Kebra Negest, Die Herrlichkeit der Könige. Abhandlungen der Philosophisch-Philologischen Klasse der Königlich-Bayerischen Akademie der Wissenschaften, herausg. von Carl Bezold, 23. Band, 1. Abt. München 1905.
- [61] Josyer, G. R.: Vymaanila-Shaashtra or Science of Aeronautics. Mysore 1973.
- [62] White, John: Ancient History of the Maori, Bd. 1-11, Wellington 1887.
- [63] Ramayana: The War in Ceylon, o. A.

- [64] Laufer, Berthold: The Prehistory of Aviation, in: Field Museum of Natural History. Anthropological Series, Vol. XVIII, Nr. 1, Chicago 1928.
- [65] Altken, Robert T.: Ethnology of Tubuai. Bishop Museum, Bulletin Nr. 70, Honolulu 1930.
- [66] Kohlenberg, Karl F.: Enträtselte Vorzeit, München 1970.
- [67] Buck, Peter H.: Vikings of the Pacific. Chicago 1972.
- [68] Handy Craighill, E. S.: The Native Culture in the Marquesas. Bernice P. Bishop-Museum, Bulletin Nr. 9, Honolulu 1923.
- [69] Müller, Werner: Neue Sonne - neues Licht. Berlin 1981.
- [70] Guariglia, Guglielmo: Prophetismus und Heilserwartungsbewegungen als völkerkundliches und religionsgeschichtliches Problem. In: Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik. Wien, Bd. XIII, 1959.
- [71] Krickeberg, Walter: Märchen der Azteken und Inka peruaner, Maya und Muisca. Düsseldorf, Köln 1968.
- [72] Nicholson, Irene: Mexican and Central American Mythology. London, New York 1967.
- [73] Heyerdahl, Thor: Wege übers Meer. München 1978. [74] Moszkowski, Max: Die Völkerstämme am Mambe ramo in Holländisch-Neuguinea und den vorgelagerten Inseln. In: Zeitschrift für Ethnologie. Braun schweig, Jg. XLIII, 1911.
- [75] Cordan, Wolfgang: Das Buch des Rates -Popol Vuh, Schöpfungsmythos und Wanderung der QuichdMaya. Düsseldorf, Köln 1962.
- [76] Lehmann, Walter: Die Geschichte der Königreiche von Colhuacän und Mexiko. Stuttgart, Berlin 1938.
- [77] Preuss, Theodor K.: Forschungsreise zu den Kagaba. Wien 1926.
- [78] Schmidtke, Friedrich: Der Aufbau der Babylonischen Chronologie. Münster 1952.
- [79] Burckhardt, Georg: Gilgamesch - Eine Erzählung aus dem alten Orient. Wiesbaden 1958.
- [80] Blumrich, Josef: Da tat sich der Himmel auf - die Raumschiffe des Propheten Ezechiel. Düsseldorf 1973.
- [81] Beier, Hans Herbert: Kronzeuge Ezechiel. München 1985.
- [82] Volkrodt, Wolfgang: Es war ganz anders. Die intelligente Technik der Vorzeit. München 1991.
- [83] Wilcke, Claus: Das Lugalbanda-Epos. Wiesbaden 1969.

- [84] Krehl, Ludolf: Über die Religionen der vorislami schen Araber. Leipzig 1863.
- [85] Sandars, N. K.: The Epic of Gilgamesch. Baltimore, USA 1960.
- [86] Burckhardt, Georg: Gilgamesch, eine Erzählung aus dem alten Orient. Frankfurt 1958.
- [87] Ebermann, Oskar, Prof.: Sagen der Technik. Leipzig 1930.
- [88] Rajagopalachari, C.: Rāmāyana. Bombay 1975.
- [89] Krassa, Peter: Als die gelben Götter kamen. Mün chen 1973.
- [90] Eberhard, Wolfram: Lokalkulturen im alten China. Teil 2: Die Lokalkulturen des Südens und Ostens. Leiden 1942.
- [91] Kanplal, Dileep Kumar: Vimanas in Ancient India. Calcutta 1985.
- [92] dito. Übersetzung ins Deutsche von Julia Zimmer mann, Bonn.
- [93] Roy, Chandra Protap: The Mahabharata, Drona Parva. Calcutta 1888.
- [94] Bopp, Franz: Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel. Berlin 1824.
- [95] Plinius, Cajus Secundus: Die Naturgeschichte: Übersetzt von Prof. Dr. G. C. Wittstein. 1. Band. Leipzig 1881.
- [96] Epikus, Diogenes Laertius: X. Buch. Übersetzt von Otto Apelt. Hamburg 1968.
- [97] Narasinga Rao, N. (Ed. Mahalingam N.): Date of Sri Rama. Madras 1990.
- [98] Grünwedel, Albert: Mythologie des Buddhismus in Tibet und in der Mongolei. Leipzig 1900.
- [99] Roy, Benoy: Aeronautics in Ancient India. In: Bulletin of the National Institute of Science of India, Nr. 21, 1963.
- [100] Sitchin, Zecharia: Stufen zum Kosmos. Unterägeri 1982.
- [101] Bonin, W. F.: Die Götter Schwarzafrikas. Graz 1979.
- [102] Temple, Robert: Das Sirius-Rätsel. Frankfurt a. M. 1977.
- [103] Däniken, Erich von: Beweise, Kap. 3. Düsseldorf 1977.
- [104] Bhaktivedanta Swami Prabhupada: Srimad Bhagava tam. 1. bis 12. Canto. Vaduz 1984.
- [105] Jellinek, K.: Moses ben Schemtob von Leon, Leipzig 1851.
- [106] Rosenroth, Knorr de: Kabbala denudata, 3 Bände. Frankfurt 1677-1684.

- [107] Mayer Lambert: Commentaire sur le Sepher jesira, par le Gaon Sadya de Fayoum. Paris 1891.
- [108] Nestler, Julius (Übersetzer): Die Kabbala (Aus: La Cabbale, von Papus, Paris 1903). Ulm 1962.
- [109] Steinbuch, Karl: Falsch programmiert. Stuttgart 1968.
- [110] Feer, Leon: Annales du Musee Guimet, Extraits du Kandjour. Paris 1883.
- [111] Kanjilal, D. K.: Fliegende Apparate in altindischen Sanskrit-Texten. In: Neue Beweise der Prä-Astronautik. Rastatt 1979.
- [112] Hammitzsch, Horst, und Brüll, Lydia: Japan. Wiesbaden 1981.
- [113] Kolosimo, Peter: Viele Dinge zwischen Himmel und Erde. Wiesbaden 1970.
- [114] Ehrenreich, Paul: Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt. Aus: Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, Jahrgang. 37, 1905.
- [115] Stietencron, Heinrich von: Indische Sonnenpriester. Samba und die Sakadvipiya-Brahmana. Wiesbaden 1966.
- [116] Diodor von Sizilien: Geschichtsbibliothek, z. Buch. Übers. von Dr. Adolf Warhumund. Stuttgart 1867.
- [117] Der Spiegel, Nr. 31/1991.
- [118] Story, Ronald: The Encyclopedia of UFOs. New York 1980.
- [119] Condon, U. Edward: Scientific Study of Unidentified Flying Objects, Colorado 1968.
- [120] Hynek, Allen J.: The UFO Experience, a Scientific Inquiry. Chicago 1972.
- [121] Vallee, Jacques u. Janine: Challenge to Science - The UFO Enigma. Chicago 1966.
- [122] Sonntags-Zeitung, Zürich, 29.7.1990.
- [123] Science & Vie Junior, Janvier 1991.
- [124] The New York Times, 25. Feb. 1957.
- [125] Cerf, Christopher, und Navasky, Victor: The Experts Speak. New York 1984.
- [126] Ptolemäus: Almagest. Cambridge 1974.
- [127] Hynek, Allen: Da ist es! Es bewegt sich! In: Der Spiegel, Nr. 17, 1967.
- [128] Aussage in der TV-Sendung: >UFO-Cover-up life<. Aus Washington, 14.10.1990, CBS.

- [129] Hoyle, Fred: Das intelligente Universum. Frankfurt 1984.
- [130] The National Enquirer: UFO-Report. New York 1965.
- [131] Papagiannis, M. D.: The Search for Extraterrestrial Life, Recent Developments. Boston University 1984.
- [132] Tarter, J.: SETI Observations Worldwide. Aus: Papagiannis. M. D. The Search for Extraterrestrial Life, Proceedings, 112th Symposium IAU. Boston 1985.
- [133] McDonough, T.: Continuing SETI: Aus: The Planetary Report, Vol. IX, 1, 1989.
- [134] Papagiannis, M. D.: The Importance of Exploring the Asteroid Belt. In: Acta Astronautica, Vol. 10, Nr. 10, 1983.
- [135] Ruppe, Harry O.: Die grenzenlose Dimension Raumfahrt, z. Band. Düsseldorf 1982.
- [136] O'Neill, Gerard: Unsere Zukunft im Raum. Bern/ Stuttgart 1978.
- [137] Fiebag, J.: Kommunikation mit außerirdischen Intelligenzen. Astronautik, Heft 4, 1989.
- [138] Fiebag, J.: Aus den Tiefen des Alls - Wissenschaftler auf den Spuren extraterrestrischer Eingriffe. Tübingen 1985.
- [139] Fiebag, J.: Die geheime Botschaft von Fatima - was geschah 1917 in Portugal wirklich? Tübingen 1986.
- [140] Bracewell, R. N.: The Galactic Club: Intelligent life in Outer Space. San Francisco 1975.
- [141] Deardorff, J. W.: Examination of the Embargo Hypothesis as an Explanation for the Great Silence. Aus: J. of the British Interplanetary Society, 40, 1987.
- [142] Deardorff, J. W.: Possible Extraterrestrial Strategy for Earth. Quarterly Journal of the Royal Astronomical Society, 27, 1986.
- [143] Deardorff, James, W.: Die mögliche Strategie außerirdischer Intelligenzen für die Erde. Aus: Quarterly Journal of the Royal Astronomical Society, London, Vol. 27, 1986. Übersetzt von Johannes Fiebag, Bad Neustadt/Fränkische Saale.
- [144] Däniken, E. von: Wir alle sind Kinder der Götter. München 1987.
- [145] Fuller, John G.: The Interrupted Journey. New York 1974.
- [146] dito: Aliens in the Skies, New York 1969.
- [147] Le Poer, Trench B.: Mysterious Visitors. London 1975.
- [148] Buttlar, Johannes von: Das UFO-Phänomen. München 1978.

- [149] Däniken, Erich von: Die Spuren der Außerirdischen. München 1990.
- [150] Puccetti, Roland: Außerirdische Intelligenz in philosophischer und religiöser Sicht. Düsseldorf 1970.
- [151] Papagiannis, M. D.: Life-Related Aspects of Stellar Evolution. Department of Astronomy, Boston University Press 1984.
- [152] Papagiannis, M. D.: Natural Selection of Stellar Civilizations by the Limits of Growth. Blackwell Scientific Publications, Oxford 1984.
- [153] Crick, Francis: Das Leben selbst. München/Zürich 1983.
- [154] Hoyle, Fred, und Wickramasinghe, N. C.: Evolution aus dem All. Frankfurt 1981.
- [155] Farkas, Viktor, und Krassa, Peter: Lasset uns Menschen machen. München 1985.
- [156] Philipp, Franz: Deutsche Raumfahrt ab 1934. Berlin 1970.
- [157] OVNI-Magazine, Bulletin Mensuel de la Banque Internationale de Données Ufologiques. BP 10, Chatillon.
- [158] Astronomy: The Zeta Reticuli Incident. Dezember 1974.
- [159] Dickinson, Terence, u. a.: The Zeta Reticuli Incident. Milwaukee 1976 (Sonderdruck).
- [160] Moore, Patrick: Weltraumatlas. Bern 1970.
- [161] Oberg, James Edward: Paradiese vom Reißbrett. Aus: OMNI: Magazin Nr. 4, Zürich 1984.
- [162] Yearbook of International Organisations, 27th Edition, London 1990/91.
- [163] Gliese, Wilhelm: Catalog of Nearby Stars, Edition 1969, San Francisco.
- [164] Zitat von Prof. Dr. Allen Hynek in Bild am Sonntag vom 6. Juni 1976.
- [165] Walters, Ed und Frances: UFOs - es gibt sie. München 1991.
- [166] Buttlar, Johannes von: Zeitriß. München 1989.
- [167] dito: Drachenwege. München 1990.
- [168] Hesemann, Michael: UFOs: Die Kontakte. München 1990.
- [169] dito.: UFOs: Die Beweise. München 1990.
- [170] Good, Timothy: The Worldwide UFO Cover-up. London 1987.
- [171] Cocconi, G., und Morrison, P.: Searching for Interstellar Communications. Nature, 184, 1959.

- [172] Feinberg, Gerald: Possibilities of Faster-than-Light Particles. Physical Review 1967.
- [173] Shostak, Seth: SETI Gets Serious. In: Aerospace America, Vol. 29, No. 11, 1991.
- [174] Aus: New York City Tribune, Science. 12. Mai 1988.
- [175] Wertz, James R.: The Human Analogy and the Evolution of Extraterrestrial Civilizations. In: Je. of the British Interplanetary Society. London Vol. 29, Nr. 7-8, 1976.
- [176] Fogg, M. J.: Temporal Aspects of the Interaction among the First Galactic Civilizations. The »Interdict Hypothesis«. Icarus, Vol. 69, 1987.
- [177] Campbell, H. J.: Der Irrtum mit der Seele. Bern 1973.
- [178] AP-Telex vom 24. Mai 1986, Brasilia: Brasilianische Militärpiloten berichten über Jagd auf UFO.
- [179] Der Spiegel, Hamburg. Nr. 6, 1987.
- [180] Blick, Zürich, 10.10.1989.
- [181] Bild, Hamburg, 11.10.1989.
- [182] Tages-Anzeiger, Zürich, 10.10.1989.
- [183] dito.: 11.10.1989.
- [184] Die Welt, Bonn, 10.10.1989.
- [185] Badener Tagblatt, Baden, 11.10.1989.
- [186] Stuttgarter Nachrichten, Stuttgart, 10.10.1989.
- [187] Prawda, Moskau, 13.10.1989.
- [188] Bier, Peter: Karl Marx und die grünen Männchen. Aus: Stern, Okt. 1989.
- [189] Winziger Kopf. Aus: Der Spiegel, Nr. 42, 1989.
- [190] Popowitsch, Marina: UFO Glasnost. Ein Geheimnis wird enthüllt. München 1991.
- [191] Die UFO-Männer waren über drei Meter groß. Aus: Bild am Sonntag, Hamburg, 4. Juli 1976.
- [192] Krassa, Peter: Phantome des Schreckens. Wien 1980.
- [193] Berlitz, Charles, und Moore, William: Das Philadelphia Experiment. Hamburg 1976.
- [194] Korrespondenz EvD mit Helmut Liehmann. Archiv Nr. 31416.

- [195] Telex von Elfie Siegel, Moskau, vom 30.1.1985: So wjetische Piloten entdeckten UFO.
- [196] Einstein, Albert: Grundzüge der Relativitätstheorie. Braunschweig 1963.
- [197] Mach, Ernst: Zitiert aus: The Book of Heroic Fallures. London 1979.
- [198] See, T. J. J.: Zitiert aus: The Literary Digest. November 1924.
- [199] Pauwels, Louis, und Bergier, Jacques: Aufbruch ins dritte Jahrtausend. Bern 1962.
- [200] Hopkins, Budd: Eindringlinge. Hamburg 1991.
- [201] Strieber, Whitley: Communion. New York 1987.
- [202] do.: Transformation -The Breakthrough. New York 1988.
- [203] Burrows, Millar: Mehr Klarheit über die Schriftrollen. München 1958.
- [204] Bin Gorion, Micha Josef: Die Sagen der Juden von der Urzeit. Band 1, Frankfurt 1913.
- [205] Däniken, Cornelia von: Embryo-Transfers im alten Indien. Aus: Ancient Skies, 15. Jahrg. Nr. 3/1991.
- [206] Kramer, S. N.: Geschichte beginnt mit Sumer. München 1959.
- [207] Kautzsch, Emil: Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments. Bd. 2, Das Buch Henoch, Tübingen 1900.
- [208] Magin, Ulrich: Von UFOs entführt. München 1991.
- [209] Billig, Otto: Flying Saucers - Magic in the Skies. A Psychohistory. Cambridge 1982.
- [210] Pinotti, Roberto: ETI, SETI und die Öffentlichkeit heute. Aus: Die Sterne, Leipzig, 67. Band, Heft 5, 1991.
- [211] Brockmann, Rolf, und Siebenhaar, Wolfgang: »Merlin 1«, Ein AAS-Projekt zum Kornkreisphänomen in Südengland. Aus: Ancient Skies, 16. Jahrg., Heft 1, 1992.
- [212] Hesemann, Michael: Menetekel im Korn. In: Magazin 2000, Sonderheft Nr. 86/87, 13. Jahrg., Oktober 1991.
- [213] Clarke, Arthur, C.: Profile der Zukunft - über die Grenzen des Möglichen. München 1984.
- [214] Sagan, Carl: On the Detectivity of Advanced Galactic Civilisations. Icarus 19, 350-352, 1973.
- [215] SOBEPS (Herausgeber): Vague d'Ovni sur la Belgique - Un Dossier Exceptionnel, Bruxelles 1991.

[216] Plinius, Cajus Secundus: Die Naturgeschichte, hrsg. von G. C. Wittstein, 1. Band, Leipzig 1881.

[217] Fiebag, Peter: Von »fliegenden Drachen« und »feurigen Scheiben« - UFO-Sichtungen aus Antike und Mittelalter. In: Solar System, 3. Quartal 1975, Bad Friedrichshall.

BILDQUELLEN

Seite 10: Aus: Recueil des voyages en Amerique et aux In des Orientales. 1590-1605.

Seite 12: Zeitgenössische Darstellung um 1493.

Seite 15: Unbekannter Künstler von 1594. Britisches Museum, London.

Seite 16: Gemälde von Miguel Gonzalez. Museo de America, Madrid.

Seite 17: Bilderurkunden Lienzo de Tlaxcala.

Seite 18: Theodor de Bry: Historia Americae sive Novi Orbis. 1594.

Seite 19: Zeitgenössischer Stich. Österreichische Nationalbibliothek, Wien.

Seite 22, 23: Erich von Däniken, Feldbrunnen.

Seite 24: Museum für Völkerkunde, Berlin.

Seite 25: Gemälde von John Webber, 1778. Britisches Museum, London.

Seite 26: Illustration aus Jules Verne: Die großen Seefahrer und Entdecker. Diogenes Verlag, Zürich 1974.

Seite 27 oben: Gemälde von William Hedges, 1777. Britisches Museum, London.

Seite 27 unten: Gemälde von John Webber. Britisches Museum, London.

Seite 32: Kupferstich von 1648. Bibliotheque Nationale, Paris.

Seite 38, 40: Stich von Matth. Merian in: Historia Americae sive Novi Orbis. Frankfurt 1639.

Seite 42: Erich von Däniken, Feldbrunnen.

Seite 43, 44: Vereeniging Nederlandsch Historisch Scheepvaart Museum, Amsterdam.

Seite 54: C. D. Paramor, Suffolk, Great Britain.

Seite 57: Musee de l'homme, Paris. Seite 58: Erich von Däniken, Feldbrunnen.

Seite 59: Leahy, Michael: The Land that Time Forgot. New York, London 1937.

Seite 60, 61: Koninklijk Museum voor Midden-Afrika, Tervuren.

Seite 62: Sujo Volsky, J.: El estudio del arte rupestre en Venezuela. Caracas 1975.

Seite 63: Archiv Ulrich Dopatka, -Zürich.

Seite 64: Hurley, Frank: Perlen und Wilde. Leipzig 1926. Seite 67: Kupferstich von Th. de Bry, 1590.

Seite 71: Johnny Bruck, Perry-Rhodan-Serie. Mit freundlicher Genehmigung des Moewig Verlages in Rastatt. Seite 74: Constantin Film, München. Seite 80, 94, 98, Erich von Däniken, Feldbrunnen. 115, 131:

Seite 154 links: Rudolf Eckhardt, Berlin. Seite 154 rechts: Zeichnung von Helene Gerov, Wien.

Seite 155-157: Erich von Däniken, Feldbrunnen.

Seite 162-166: Heinrich Gerhard Franz. Aus: Das alte Indien. München 1991.

Seite 167-171: Erich von Däniken, Feldbrunnen.

Seite 212, 222: Grafiken von Ralf Lange, Zuchwil.

Seite 255: Peter Krassa, Wien.

Seite 258: Erich von Däniken, Feldbrunnen.

Seite 266: Constantin Film, München.

Seite 278, 282: G. Mossay / SOFAM, IPC - Bd. Charlemagne, 1, Bte 28, 1041, Bruxelles.



Bep-Kororoti, der Besucher aus dem All.





Rechte Seite: Eine Ganeschadarstellung aus Java. Der Gott Ganescha wird stets mit einem »Rüssel« gezeigt.

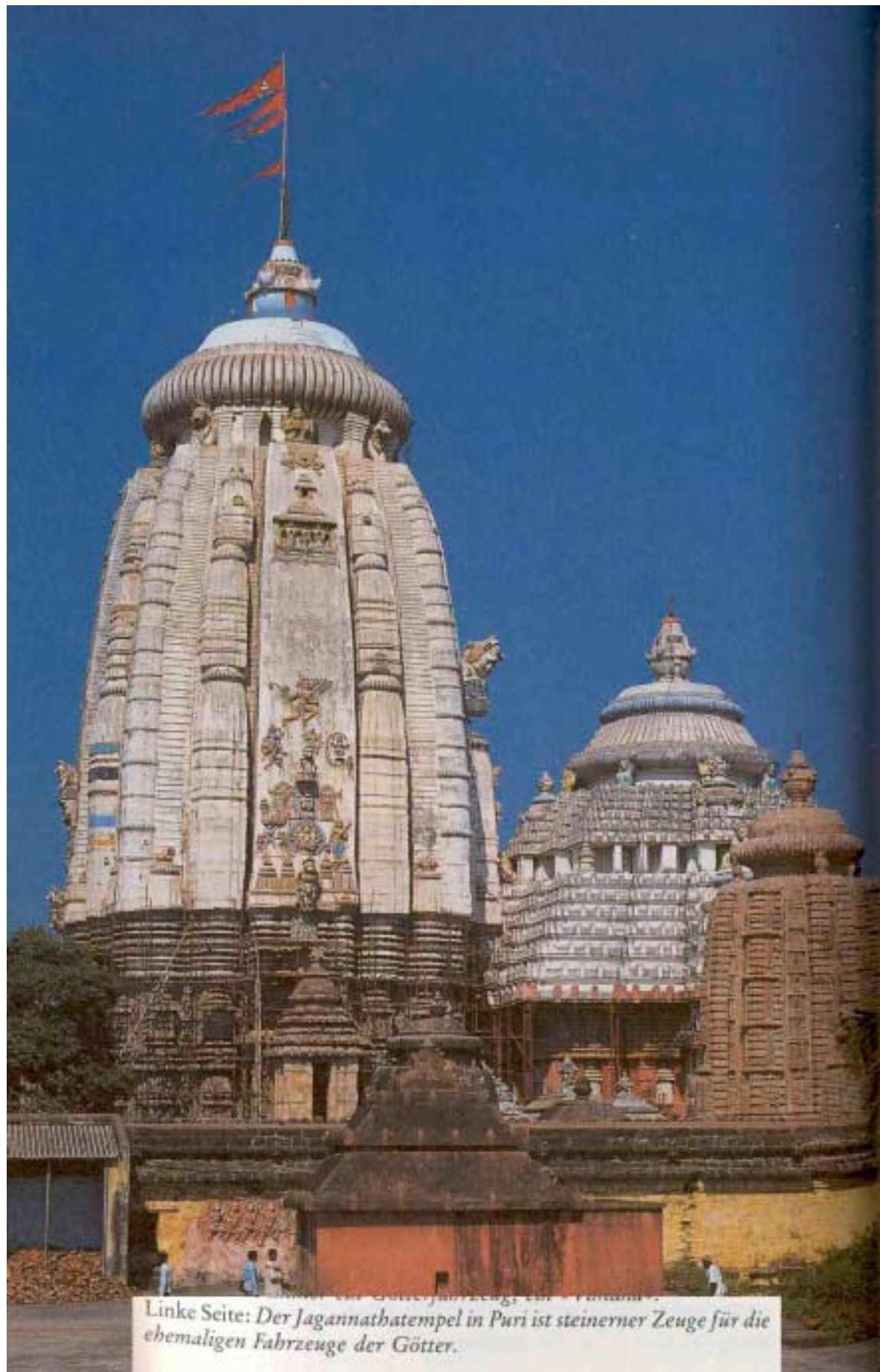


Die präklassische Stele von Tikal, Guatemala. Deutlich erkennbar ist der Schlauch, der in einem »Kästchen« endet. Die klassische Archäologie erkennt darin das »Rückenmark«.



Diese und die beiden folgenden Seiten: *Darstellung von »Dogufiguren« aus Japan. Jahrhunderte vor Christus kannten auch die alten Japaner keine Brillen und geschlossenen Helme.*

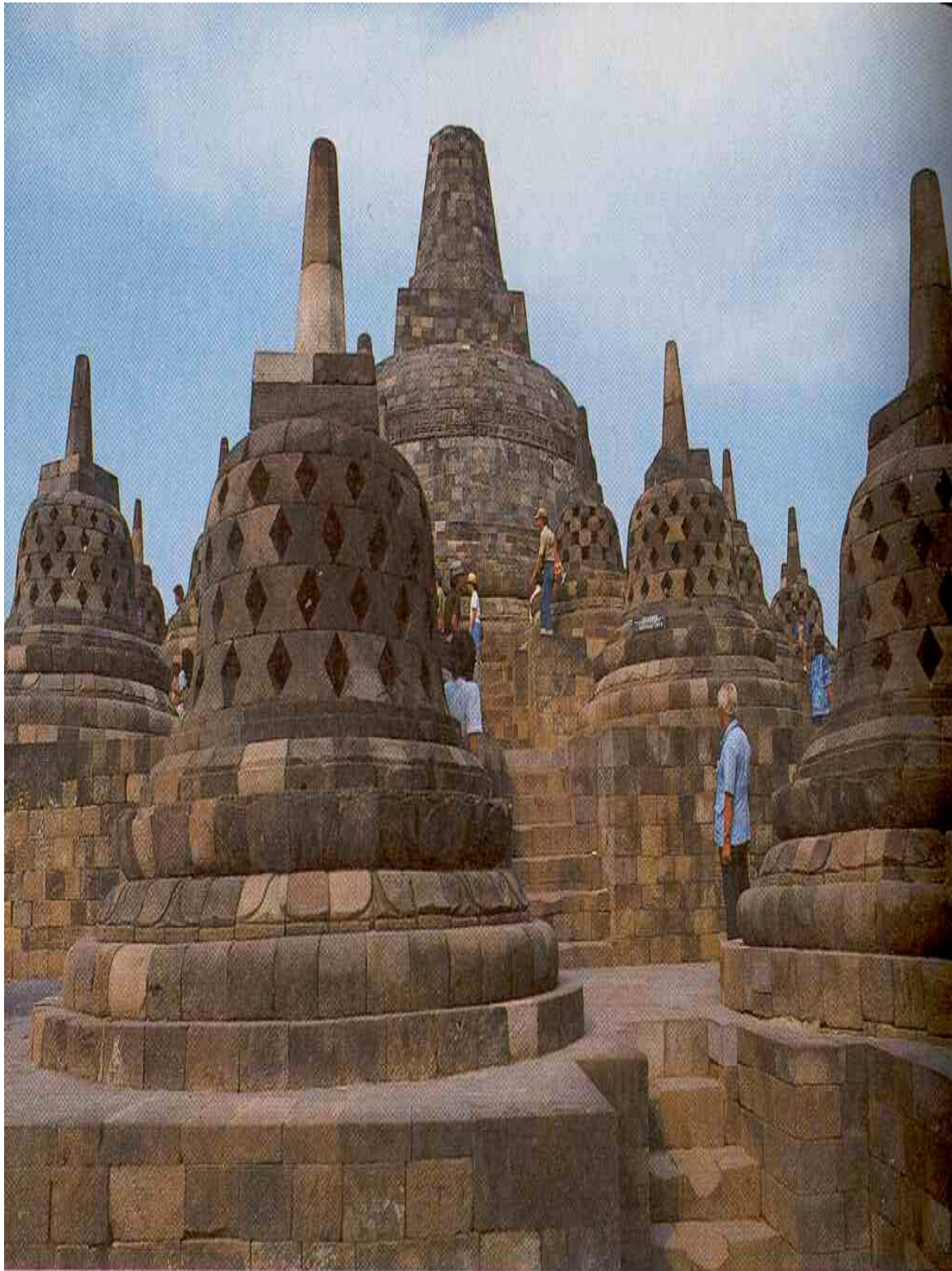




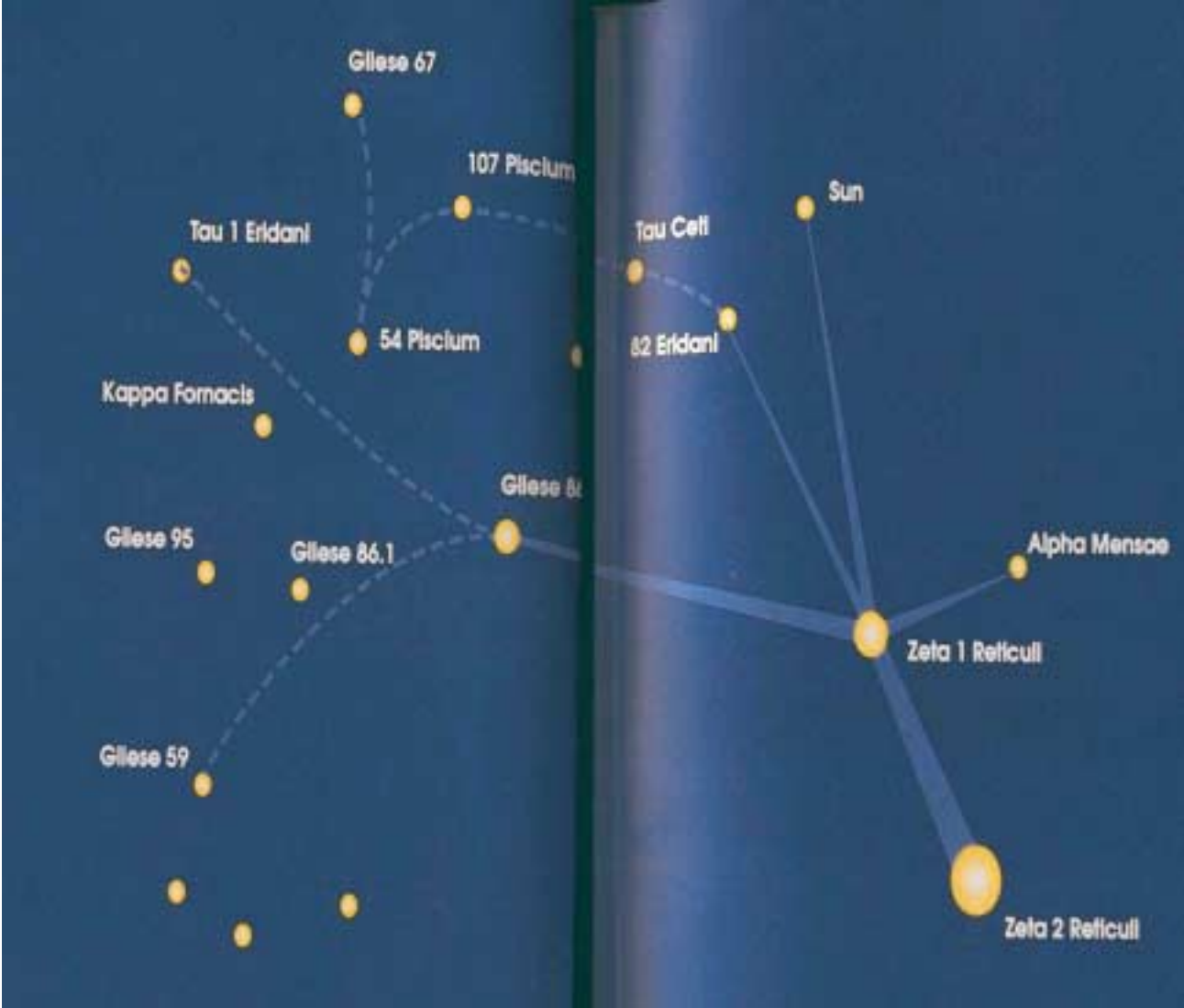
Linke Seite: Der Jagannathatempel in Puri ist steinerner Zeuge für die ehemaligen Fahrzeuge der Götter.

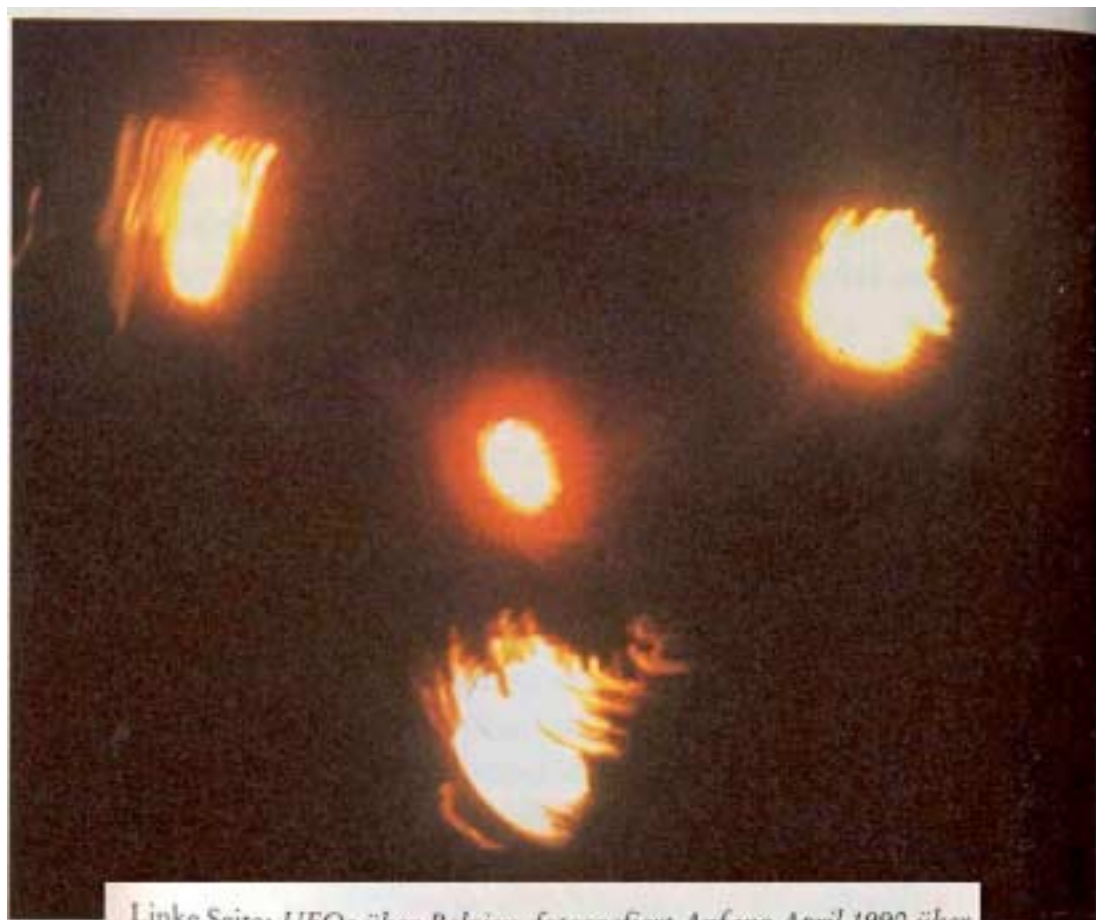


Oben: Die Tempelpyramide von Kanchipuram in Südindien. Auf der Spitze thront immer ein Götterfahrzeug, ein „Vimana“.



Oben und rechte Seite oben: Der Borobudur in Mitteljava, nahe der Provinzhauptstadt Djogjakarta. Er besteht aus insgesamt 1472 Stupas, und auch der Gesamtkomplex stellt eine riesige Stupa dar.





Linke Seite: UFOs über Belgien, fotografiert Anfang April 1990 über Petit-Rechain. Fotos G. Mossay. Oben das Original, das Bild unten (Farb-Umkehrverfahren) lässt den Dreieckskörper sichtbar werden.



